This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

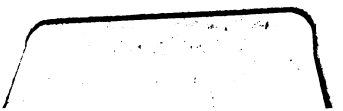
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495116 5



C. F. Gellerts

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Achter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
und
Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.
1839.

Gellert
N F

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
12349A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
P 1911 L

Briefe.

1742—1760.

PUBLIC LIBRARY
12349A
AND
L

Briefe.

1742—1760.

1. *)

An Gottsched.

Leipzig, d. 20. Juni 1742.

Hochedelgebohrner

Hochzuehrender Herr Professor,

Es ist mir heute unmöglich, Ihnen in Person aufzuwarten, weil ich von meinem Hypochonder gemartert werde, und Arzeney zu gebrauchen genöthiget bin. Ich habe indessen Ihro Magnificenz gehorcht und das befohlne Gedicht aufgesetzt. Ich bin der erste, der es schlecht nennt; allein ich habe mir nicht zu helfen gewust. Die Vorschrift war etwas unpoetisch, und ich habe schon so vielmal bey der Bahre klagen müssen, daß ich, ohne mich auszuschreiben, oft nicht weis, was ich sagen soll. Vielleicht gefällt es dem leidtragenden Hn. Lieutenant, weil es nicht schön ist, und weil ich so künstlich an sein Studiren und an seine Feldzüge gedacht habe. Vielleicht liest er es auch wohl nicht ganz durch, wenn er so begierig ist, der seel. Frau Mutter ihren Willen in

*) (Aus dem Original, das sich in der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet. Nicht ganz genau abgedruckt in: Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. herausgeg. v. Ebert. 1823. Anhang S. 638.)

Ansehung der Enkel zu vollziehen. Sollte das Gedicht noch erträglich seyn, so werden mir Ihro Magnifizenz erlauben, daß ich nicht dem Herrn Lieutenant, sondern Ihnen selbst zu Befehle gestanden habe. In diesem Falle ist es mir unmöglich, eine Belohnung anzunehmen. Und Ihro Magnifizenz werden mir die kleine Mühe nicht besser vergelten können, als wenn Sie mir ferner Gelegenheit geben, Ihnen die Ehrfurcht zu zeigen, mit der ich unaufhörlich bin

Ihro Magnifizenz

gehorsamster Diener

Gellert.

2.

An Fr. v. Hagedorn.*)

16. Febr. 1744.

Wenn es nach meinem Verlangen gegangen wäre, so würde ich Ihnen schon längstens die besondre Hochachtung zu erkennen gegeben haben, die ich seit vielen Jahren gegen Ew. Hochwohlgebohren trage; allein, aufrichtig zu reden, so hat mich die Furcht, bey Ihnen in den Verdacht einer gewissen Eitelkeit zu fallen, von diesem Vergnügen abgehalten. Es ist mir immer vorgekommen, als ob die Leute, die ohne alle gegebne Gelegenheit anfangen uns von ihrer Hochschätzung zu versichern, nichts Anders damit sagen wollen, als daß wir erkenntlich seyn und sie wieder hochhalten sollen. So begehrlich bin ich zwar nicht; doch kann ich nicht leugnen, daß ich zu gleicher Zeit, indem ich Ihnen

*) (v. Hagedorns poet. Werke herausgeg. v. Eschenburg. 1800. Th. 5, S. 220.)

meine Ehrerbietung entdecke, ein Verlangen fühle, Sie unter der kleinen Anzahl meiner Gönner zu wissen. Vielleicht erfüllen Ew. diese Sehnsucht; und vielleicht setzen Sie dem Gönner mit der Zeit noch den Freund an die Seite. Ich würde mir um diese Ehre alle Mühe geben, wenn es nicht ein Geschenk wäre, das man mehr erwarten als suchen muß. Herr Ebert mag das Uebrige hinzusetzen, was ich mit Bedacht auslasse. Man kann an Ihre Poesie ohne Lobeserhebungen nicht denken; und gleichwohl bin ich zu verschämt, einem Manne meinen Beyfall aufzudringen, den nur die Kenner rühmen dürfen. Es wird also am besten seyn, wenn ich weiter nichts sage, als daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin ꝛc.

Gellert.

3.

An Christiane Eleonore Gellert. *)

L. d. 14. Jan. 1746.

Meine liebe Jungfer Braut,

Unter meinen annehmlichen und sinnreichen Denksprüchen, die ich immer im Munde zu führen pflege, ist dieser einer der vornehmsten:

Ehestand
Wehestand.

Dadurch will ich den angehenden Eheleuten zu verstehen geben, daß die beste Ehe nicht ohne Kreuz, und die zufriedenste nicht

*) (Gellerts jüngere Schwester, die schon 1747 starb; der an sie gerichtete Brief, ebenso wie der folgende an ihren Bräutigam, M. Hochmuth, Pfarrer in Thalheim bei Stollberg, aus: Gellerts Familienbriefe herausg. von Leuchte. Freiberg. 1819.)

ohne Mißvergnügen ist. Wenn ich ihnen nun das Herz ein bischen schwer gemacht habe, so male ich ihnen ein Paar Tauben, die sich bey einem Sturmwinde unter das Dach verbergen und sich zärtlich umarmt haben, mit der Ueberschrift:

Durch Eintracht und durch Zärtlichkeit
Verringert sich das schwere Leid.

Den Sturmwind lasse ich von Norden her wehen in Gestalt eines großen Blasebalgs.

Einst wurde ich von einer Braut gefragt, wer in der Ehe zu den meisten Verdrießlichkeiten Anlaß gäbe, ob der Mann, oder die Frau? Ich legte meinen Finger an die Nase und sann lange nach, endlich brach ich in diesen Denkspruch aus:

Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch Schuld daran.

Ich wurde, weil sie hörte, daß ich so nachdenklich antworten konnte, ferner gefragt, worüber wohl die meiste Uneinigkeit in der Ehe herkäme? Da sollte man nun denken, ich würde wieder lange nachgesonnen haben; allein mit der größten Geschwindigkeit fieng ich an:

Der meiste Krieg, der meiste Streit
Entsteht durch eine Kleinigkeit,
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Krieg von vieler Wichtigkeit.

Weil ich sahe, daß meine Aussprüche gefielen: so fuhr ich poetisch fort:

Ein Ehstand ist alsdann beglückt,
Wenn eins sich in das andre schickt,
Wenn eins das andre liebt und scheut;
Er nicht befiehlt, Sie nicht gebeut;

Wenn eins dem andern, reich an Zucht,
Stets mehr noch zu gefallen sucht,
Und beid' noch so behutsam seyn,
Als wollten sie erst einander freyn,
Und keins die Fehler sehen läßt,
Als wärs noch vor dem Hochzeitfest,
Wo man die gute Seite zeigt,
Und eins das andre fein betreugt:
In Wahrheit, solcher Betrug ist gut,
Und stärkt die Lieb, die fallen thut,
Wenn man aus viel Vertraulichkeit
Unachtsam wird und sich nicht scheut
Zu thun, als wär der Ehestand
Ein Freybrief für den Unverstand.
Wer dieſe Regeln nimmt in Acht,
Und täglich sich noch mehre macht,
Und hat ein tugendhaft Gemüth,
Das Geiz und auch Verschwendung flieht,
Des Eh wird frey von Noth und Pein
Und reich an Lieb und Segen seyn.

Ich habe solcher Zuchtsprüche noch viel mehr gemacht; allein ich will sie nicht alle hieher seßen, Ihr möchtet sonst glauben, daß ich damit prahlen wollte. Kurz und gut, und im Ernste zu reden: Ich wünsche Euch zu Eurer Ehe viel Glück und habe die größte Hoffnung, daß Euer Mann nicht übel und Ihr nicht schlecht gewählet habt. Macht ihm mein ergebenstes Compliment und sagt ihm, daß er einen Herrn Bruder an mir kriegte, den er nicht beſſer wünschen könnte. Denn meinen Ruhm und alle meine übrigen Verdienste ungeachtet: so ist das schon sehr gut für ihn und alle meine Anverwandten, daß ich niemals heirathen werde. Folglich fällt mein ganzes Vermögen auf mein liebes

Geschwister. Die Hochzeit soll sehr klein seyn, und dieses ist sehr vernünftig. Sie soll auf Lichtmesse seyn und ich soll dabey seyn — da ließe sich noch etwas einwenden: doch wenn ich gesund bin, so müßte endlich wohl zu acht Tagen Zeit Rath werden. Wenn ich nur das Tanzen nicht vergessen habe; denn ohne zu tanzen wollte ich nicht einen Fuß vor die Thüre setzen. Ach was würden der Papa und die Mama sagen, wenn sie meine Hochzeit zugleich mit begehen könnten! Ja ich glaube es wohl. Die Mama würde vor Freuden weinen und ich vor Betrübniß, daß ich eine Frau hätte. Zur Hypochondrie auch noch eine Frau; das wäre zu viel Kreuz. Ich kann das eine allein kaum ertragen. Grüßt den lieben Papa und die liebe Mama gehorsamst.

Gellert.

4.

An M. Christian Nathanael Hochmuth.

L. d. 24. Jan. 1746.

Hochwohlehrwürdiger Herr Pastor,
Hochzuverehrender Herr Bruder,

Sie haben mir Ihre Freundschaft und Ergebenheit auf eine so liebreiche und edle Art zu erkennen gegeben, daß ich kaum weis, wie ich Ihnen dafür danken soll. So viele Zeilen so viele Beweise sehe ich von einem ausnehmenden Wohlwollen und Vertrauen gegen mich. Ich nehme beides als ein Geschenke an, das ich noch verdienen soll; und ich werde mich mit dem größten Fleiße bemühen, Sie durch die aufrichtigste Freundschaft in der guten Meynung zu bestärken, die Sie, ohne mich zu kennen, von mir gefaßt haben.

Ich wünsche mir und meiner Schwester Glück, daß sie an Ew. Hochwohlehrwürden einen so liebenswürdigen Ehemann, und ich an Ihnen einen so rechtschaffenen und gelehrten Freund erhal-

ten habe. Gott lasse Ihre Ehe vergnügt und dauerhaft seyn, und den Segen meiner lieben Eltern und meine Hoffnung an Ihrer Frau wahr werden.

Das Vergnügen, bey Ihrem Hochzeitfeste gegenwärtig zu seyn, werde ich leider nicht haben können. Meine Verrichtungen, die Jahreszeit und meine Leibesbeschaffenheit sind Hindernisse, die sich gar nicht heben lassen. Doch auf Ostern, wenn Gott will, werde ich Sie gewiß besuchen und einen Zeugen von dem vergnügten Fortgange Ihrer Ehe abgeben, da ich bey dem Anfange derselben nicht habe zugegen seyn können. Ich freue mich recht auf diese Zeit. Ich habe mir vier Wochen ausgesetzet, um mich in der Gesellschaft der Meinigen von den mühsamen Verrichtungen zu erholen, in die mich meine Lebensart gesetzet hat. Ich will den lächerlichen Sorgen der Ehre und des Ruhms auf einige Zeit entfliehen, und das unschuldige Vergnügen schmecken, das man in dem Umgange und dem Beyfalle der Seinigen weit lebhafter, als in der Gesellschaft derjenigen findet, die mit uns nach einem Ziele laufen. Von diesen vier Wochen werde ich wenigstens einige Tage bey Ihnen zubringen, und mir in Ihren Gesprächen und in dem Vergnügen Ihrer Ehe die Munterkeit verschaffen, die ich suche. Ich habe die Ehre, nebst einem ergebensten Grusse an die werthen Ihrigen, mit der größten Hochachtung zu seyn

Ew. Hochwohlehrwürden

ergebenster Diener und Schwager

Christ. Fürchteg. Gellert.

5.

An Bodmer.*)

L. d. 13. März 1748.

Erlauben Sie mir die Ehre, daß ich Ihnen den zweiten Theil meiner Fabeln und Erzählungen überreichen darf. Ich bin stolz genug, mir Ihren Beifall zu wünschen, aber nicht so eitel, daß ich mir ihn ganz versprechen sollte. Vielleicht würde ichs niemals wieder gewagt haben, Fabeln zu dichten, wenn Sie mich durch Ihren kräftigen Lobspruch nicht beherzt gemacht hätten, eben diese Belohnung noch einmal zu verdienen zu suchen. Gefällt Ihnen, und denen, die Ihnen unter Ihren Landsleuten gleichen, dieser wiederholte Versuch, so sehen Sie ihn als eine Frucht Ihres Beifalls und meiner Dankbarkeit für diesen Beifall an. Wie gern fragte ich Sie, ob Sie auch mit meinen Komödien zufrieden wären, wenn ich anders ohne Fehler länger von mir selber reden könnte.

Christian Fürchtegott Gellert.

6.

An Borchward.**)

L. d. 9. Dec. 1748.

Ich bin eitel genug, mir alle die Ehre zu wünschen und zu gönnen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gesellschaft mir erwei-

*) (Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Herausgeg. v. G. Fr. Stäudlin. Stuttg. 1794. S. 55.)

**) (Ernst Samuel Jacob Borchward, königl. Preuß. Hofrath und Markgräfl. Anspach-Baireuthischer Resident, nachher Legationsrath in Berlin; geb. 1717, gest. 1776. Die Briefe an ihn sind abgedruckt aus: Nachtrag zu Gellerts freundschaftlichen Briefen herausgeg. v. J. P. Bamberger. Berlin 1780.)

sen; allein ich gestehe Ihnen mit eben der Aufrichtigkeit, daß ich sie kaum halb verdiene. Was für ein stolzer und unerträglicher Autor würde ich seyn, wenn ich mir eben so schön vorkäme, als ich Ihnen zu seyn scheine! Nein, mein lieber Herr Hofrath, ich bin das Gemählde nicht, das Sie in Ihrem Briefe so vortheilhaft entworfen haben; und gleichwohl loben Sie auf eine so feine und edle Art, daß ich alles darum geben wollte, wenn ich Ihr ganzes Lob verdiente. Ich bin eben so mißtrauisch gegen mich selber, als ich ehrbegierig bin, und der kluge Lobspruch, der anfangs mein ganzes Herz in die Höhe hebt, macht mich gemeiniglich am Ende demüthig und verzagt. Bald sehe ich, daß ich mir ihn nicht ganz anmaßen kann, und bald fühle ich die Mühe und die Gefahr, ihn künftig zu behaupten, und fange oft an zu wünschen, daß ich nirgends, als in dem kleinen gebürgischen Flecken, in dem ich geboren bin, und bloß unter dem Namen eines ehrlichen Mannes, bekannt seyn möchte.

Sobald ich in Ihrem Briefe sah, daß Sie mich zu einer neuen Schrift ermunterten, so ward mir schon so bange, als ob ich eine schlechte gemacht hätte. Ich zweifelte, ob ich Ihre Hoffnung und das Vertrauen Ihrer liebreichen Gesellschaft würde erfüllen können: und gleichwohl schämte ich mich auch, Ihnen eine Bitte abzuschlagen, die Sie mit so viel Gründen vortragen, daß sie stärker, als ein Befehl ist.

Beydes geht noch heute in mir vor. Ich zweifle, ob ich zu dieser Arbeit geschickt bin, und schäme mich, daß ichs nicht seyn soll. Was soll ich thun? Soll ich aus Begierde, Ihnen zu gehorchen, eine Sache versprechen, die ich vielleicht nie werde halten können? Nein, ich will lieber den andern Fehler begehen, und Ihren Antrag ausschlagen. Kann ich ihn demungeachtet mit der Zeit erfüllen: so wird meine itzige Unhöflichkeit nur ein Beweiß seyn, daß ich Sie, Herr Hofrath, und Ihre Freunde, zu hoch geachtet habe, als daß ich Ihnen eine Schrift hätte ver-

sprechen sollen, ehe ich wußte, ob sie mir glücken würde. Aber wo weiß ichs, ob sie mir glücken wird? Muß ichs nicht versuchen? Ja, ich würde es gleich thun, wenn ich von andern Arbeiten frey wäre. Ich würde der Sache nachdenken, ich würde die Blätter und Bücher durchlesen, die von den Pflichten der Bedienten reden, ich würde nach Ihrer Vorschrift einen kleinen Plan aufsetzen, und Ihnen denselben zur Beurtheilung zuschicken; allein dieß ist mir zwischen hier und Ostern nicht möglich. Ich bin nicht mein, nicht frey genug in mir. Ich habe etliche praktische Collegia, die mir des Tags über vier bis fünf Stunden wegnehmen. Die übrige Zeit muß ich einem nahen Anverwandten von mir schenken, der künftigen Sommer von der Universität gehen soll, und noch nicht weit gekommen ist. Sein Glück befiehlt mir diese Pflicht. Kurz, wenn ich Ihnen, ohne eine Prahlerey zu begehn, alle meine kleinen Beschäftigungen erzählen könnte, wenn ich Ihnen sagen dürfte, daß mir die kleinste Arbeit, ich weiß nicht, ob aus Schwachheit des Körpers, oder des Geistes, erstaunend sauer wird: so würden Sie sehen, daß ich in den itzigen Umständen keiner neuen Arbeit fähig bin. Indessen werde ichs nie vergessen, daß man die Wünsche rechtschaffener und patriotischer Seelen als Befehle ansehn soll. Ich werde, sobald ich kann, mich an die Schrift wagen, und vielleicht werde ich nicht eher ruhig, bis ich einen so löblichen Anschlag gewagt habe.

Empfehlen Sie mich der Gesellschaft gehorsamst, die mich ihres Andenkens würdiget, insonderheit Ihrem vortrefflichen und liebenswürdigen Gottesgelehrten, dem Herrn Sack, denn dieser ists unstreitig, der die Schwedische Gräfin, zu deren Verfasser ich mich nie bekennen werde, mit seiner mehr als zu wahren Critik beehret hat.

Schenken Sie mir, nebst Ihren lieben Freunden, Ihre Ge-

wogenheit ferner. Ich sehe sie als eine Wohlthat an, und freue mich ihrer nicht ganz unwerth zu seyn.

G.

7.

An denselben.

L. d. 2. April 1749.

Ich wollte wünschen, daß ich die gute Hoffnung bald erfüllen könnte, die Sie sich nebst Ihrer lieben Gesellschaft von mir machen! allein ich zweifle zu meiner eignen Beschämung sehr daran. Ich habe unlängst einen kleinen Plan entwerfen wollen, und es ist nichts daraus geworden. Vielleicht bin ich, vielleicht ist auch die Materie schuld. Es läßt sich in der That viel von der Sache sagen; allein das meiste ist schon gesagt, und beynahe zu bekannt, als daß man es neu sagen könnte. Und wenn ich dieses nicht kann, was wird Ihnen und der Welt mit meiner Schrift gedienet seyn? Ueberhaupt treffe ich in Ansehung meiner Leser viele Schwierigkeiten an. Macht mans kurz und fein: so wird es der Welt, die es lesen soll, nicht verständlich genug seyn. Setzt man alles zum Unterrichte genau aus einander, so wird das Vollständige die Aufmerksamkeit solcher Leute bald ermüden, die ohnedem nicht zum Nachdenken gewöhnet sind. Ich weiß also nicht, ob ich weiter einen Versuch sobald wagen werde. Sollte ich mich aber jemals dazu geschickt fühlen: so können der Herr Hofrath versichert seyn, daß ichs als meine größte Schuldigkeit ansehn will. Die schönen Predigten des Dr. Delany, welche unlängst hier in Leipzig, aus dem Englischen übersetzt, herausgekommen sind, und welche die heiligsten und nöthigsten Pflichten der Gesellschaft abhandeln, handeln auch von den Pflichten

der Bedienten gegen ihre Vorgesetzten; diese, und verschiedene Capitel aus Saurins Catechismus, verschiedene Stücke aus dem Zuschauer, würden unsern ehrlichen Bedienten viele gute Begriffe und Empfindungen des Edlen in ihrem Stande einflößen, wenn man sie ihnen bekannter machen könnte.

Die Nachricht von dem Tode Ihres theuren Freundes und des Lesers meiner Trostgründe, hat mich ungemein gerühret. O Gott, was ist es für eine Wollust, wenn man sich bereden darf, etwas gutes gethan zu haben! Ich danke Ihnen für diese Nachricht, als für die größte Belohnung, die ich mir jemals für eine fromme Arbeit habe wünschen können. Bleiben Sie ferner mein Gönner und Freund, und entziehen Sie mir die Ehre Ihres Briefwechsels nicht, wenn ich gleich das nicht ausführen kann, was ihn veranlaßt hat. Ich bin mit einer wahren Hochachtung und Ehrerbietung

G.

8.*)

An Bodmer.

Leipzig, im Maimonate 1749.

Sie werden sich einen schlechten Begriff von meiner Dienstfertigkeit machen; und ich bin beschämt, daß ich mich entschuldigen muß, so gut auch meine Entschuldigungen sind. Ich lasse mir von dem Bibliothekar, Herrn Doktor Jöchern, etlichemal den „Gamurot" und „Parcival" ausbitten, und bekomme allemal die Antwort, daß das Buch verlehnet wäre. Endlich gehe ich zu Herrn Professor Kästnern und ersuche ihn, weil er

*) (Briefe an Bodmer, herausg. v. Stäudlin. S. 95 ff.)

mit Doktor Jöchern bekannter ist, mir das Buch zu verschaffen, oder nur zu hören, was er hätte.

Kurz, ich erfahre, daß er und Herr Professor Gotscheb es gehabt, und daß mir Herr Kästner selbst auf das Ansuchen des Herrn von Hagedorn in der Gelegenheit Ihnen zu dienen vorgegriffen hat. Nunmehr will ich meine kleine Schande gern ertragen, denn ich bin überzeugt, daß Ihnen die Nachricht des Herrn Professor Kästners nutzbarer seyn wird, als meine gewesen seyn würde. —

Wegen der Handschrift, aus welcher Opitz den „Lobgesang auf den Erzbischof Anno" genommen, habe ich an Herrn Strauben nach Breslau geschrieben; allein er ist ein so unfleißiger Correspondent, daß ich seit der Michaelismesse keine Zeile von ihm gesehen habe. Doch ich will nicht auf ihn schmälen. Vielleicht hat er sich das Vergnügen gemacht, Ihnen die erlangte Nachricht selbst zu überschreiben, ohne sich erst wieder an mich zu wenden. Wenigstens will ichs zu meiner Ruhe wünschen.

Für den Beifall, mit welchem Sie in Ihrem Briefe meine Schriften beehren, danke ich Ihnen mit der aufrichtigsten Ergebenheit, und freue mich mit Ihnen über die Ehre, welche der Verfasser des „Messias" unsrer Nazion macht. Er hat mir schon in der Michaelismesse das vierte fünfte und sechste Buch zugeschickt, und ich habe überall den großen Verfasser der ersten Bücher angetroffen.

Itzt warte ich mit Ungeduld ihn diese Messe auf einige Tage zu sehen und mich auf ganze Jahre mit ihm satt zu reden. Er hat mir verschiedenes von Ihrer großmüthigen Vorsorge für ihn gemeldet und ich müßte sein Freund nicht seyn, wenn ich dieses erwähnen könnte, ohne Ihnen von Herzen dafür zu danken. Die Proben der „alten schwäbischen Poesie" haben gemacht, daß ich heimlich wünsche, daß das ganze Werk in den Händen, wo es itzt ist, bleiben mag, anstatt, daß Sie gütig genug sind, die Auf[Ab]=

schrift des „pariſiſchen Codex" einem Gelehrten ohne Entgeld überlaſſen zu wollen. Ich für meine Perſon bin itzt mit trägen und traurigen Verrichtungen beſchäftigt. Ich unterrichte einen franzöſiſchen Kavalier, einen engliſchen Mylord und einen polniſchen von Adel in der deutſchen Sprache und ich würde ohne Troſt, bey dieſer Arbeit und bey dem Verluſte der Zeit ſeyn, wenn ich nicht Gelegenheit hätte mich dadurch zu belohnen, daß ich einigen Ausländern unſre guten deutſchen Schriften bekannt machen kann. Der Herr von Straumieu, welcher auf Koſten ſeines Königs hier iſt, um deutſch zu lernen, und dieſe Meſſe wieder nach Paris gehen wird, hat nicht allein faſt das Beſte von unſern Schriften geleſen, ſondern ſichs auch gekauft, und ich ſelbſt habe ein Theil von meinem Lehrgelde angewandt, um ihn damit zu verſorgen. — Er findet Geſchmack an dem deutſchen Witze, und will uns ſeine beiden Brüder bald auch herausſchicken. O wenn wir doch gleich in jeder Art Meiſterſtücke hätten, damit die Ausländer alle unſre Sprache lernen müßten.

C. F. Gellert.

9.

An Borchward.

L. d. 8. Mai 1750.

Sie kommen allen meinen Wünſchen zuvor, und ich weiß nicht, wie ich dankbar genug ſeyn ſoll. Sie ſchenken mir nicht allein Ihre Freundſchaft, ſondern Sie ſorgen auch für mein Glück, als ob ichs um Sie verdient hätte. Ich will Ihnen recht offenherzig auf die Frage antworten, die Sie im Namen eines Berliniſchen Mäcens, und Ihres Freundes, an mich thun.

n es nach meinem Wunsche gienge: so würde mir eine Ver-
ng in meinem Vaterlande, und zwar in Leipzig, die liebste.
Ich will diesen Wunsch nicht von aller Schwachheit frey
)en, noch weniger will ich glauben, daß ich ihn, wenn es
Schicksal wollte, nicht vergessen könnte. Die Einrichtungen
den Preußischen Akademien sind mir nicht bekannt genug;
n ich glaube doch, daß sie vortrefflich sind, und ich würde
philosophische oder oratorische Profeßion in Halle allerdings
in Glück halten, wenn die Lebensart der Studenten sitt-
r und friedfertiger wäre. Dies ist es alles, was ich Ihnen
i kann. Ueberhaupt habe ich noch gar nicht nach einer Be-
ng gestrebt, weil mich meine Leibesbeschaffenheit kein langes
i hat hoffen lassen. Indessen fängts mich oft an zu reuen,
ich vor zehn Jahren nicht eine Dorfpfarre angenommen habe.
würde vielleicht mehr Gutes gestiftet, und, entfernt von
Geräusche der Welt, ruhiger gelebt haben, als bey keiner
eßion.
Sie fragen mich ferner, warum ich so lange nichts geschrie-
habe; warum? Lieber Herr Hofrath! das Feld ist nicht
Jahre tragbar, am wenigsten das Feld des Witzes. Gesetzt
ätte noch das Vermögen, etwas zu schreiben, das des Drucks
)ig wäre: so scheinen es doch meine Umstände nicht zu er-
en. „Indem man für die Unsterblichkeit arbeitet", sagt der
Trublet, „so ist es nicht verbothen, ein wenig darauf zu
ken, wie man sich wegen der Bequemlichkeiten des gegen-
rtigen Lebens in Sicherheit setzen möge." Ich bin nichts
ger, als geldbegierig; allein es ist auch unsre Pflicht, unsre
ände nicht zu vergessen, wenn wir andern nützlich seyn wol-
Kein Autor kann von seinem Buchführer leben; und wehe
Welt, wenn er von ihm leben will! Ich muß also meine
auf andere Arbeiten wenden, und lieber junge Herren in
er Stube unterrichten, als die Welt. Ich kann Ihnen zur

Zeit nichts versprechen: Sie sollen aber gewiß der erste seyn, dem ich meine Arbeiten zuschicke, wenn ich welche habe; denn von wem wollte ich lieber und eher gelesen seyn, als von Ihnen? Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir so schätzbare Freundschaft unverändert, und setzen Sie mich in die Gnade des Gönners, von dem Sie reden, wenn ich Ihrer nicht ganz unwerth bin. Ich verharre ꝛc.

G.

10.

An denselben.

L. d. 13. Apr. 1751.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen eine Schrift von mir zu überschicken, um desto begieriger, je weniger ich sonst ein Mittel habe, Ihnen meine Hochachtung und aufrichtige Ergebenheit zu bezeugen. Von wem wollte ich auch lieber und eher gelesen werden, als von Ihnen? und wie zufrieden werde ich seyn, wenn diese Briefe so glücklich sind, Ihnen eine angenehme Stunde mehr zu machen, und Sie in der guten Meinung zu bestärken, die Sie von mir gefaßt haben! Ich wünsche es von Herzen, und melde Ihnen zugleich eine Nachricht, die Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, und die ich Ihnen eben deswegen mit doppelter Freude erzähle. Es ist mir von Dresden aus, wider meine Hoffnung, befohlen worden, um eine extraordinaire Profeßion und Pension anzuhalten. Ich habe es gethan, obgleich mit schwerem Herzen, und ich hoffe, wenn Gott will, einen baldigen glücklichen Erfolg. Ich erfreue mich nicht sowohl meiner selbst wegen, als wegen meiner Freunde, die für mein Glück mehr, als ich, bekümmert gewesen sind, und die mir nun den

Vorwurf nicht mehr machen dürfen, daß ich zu gleichgültig gegen eine öffentliche Bedienung wäre. Gott gebe, daß mein Unternehmen, und die Vorsorge meiner Gönner, weder mich, noch sie, jemals reue! Ich habe nicht geglaubt, daß man an mich denke, auch nie geglaubt, daß man Ursache dazu habe, vor andern an mich zu denken. So bald diese Sache kein Geheimniß mehr ist, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu bestätigen. Indessen bitte ich um die Fortsetzung Ihrer mir schätzbaren Gewogenheit, und verharre mit aller erfindlichen Hochachtung und Ehrerbietung ꝛc.

G.

Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden gehorsamst, wenn ich bitten darf.

11.*)

An den Secretair Kersten.

L. d. 22. Jan. 1751.

Mein lieber Kersten,

Endlich können Sie mein Patron werden, wenn es Ihnen zu verächtlich ist, länger mein Freund zu seyn. Sie sollen mich nämlich zum extraordinairen Professor mit Pension machen. Das ist für Sie was Kleines, und für Ihren Herrn Grafen, deucht mich, noch was Kleiners. Er hat mir durch meinen Bruder

*) (Gellerts Familienbriefe. Anhang. No. 8. Die daselbst unter No. 1. und 2. abgedruckten Briefe an Kersten aus d. J. 1748 waren mit einigen Aenderungen — No. 2. in zwei Briefe vertheilt — von Gellert unter die von ihm selbst herausgegebenen Briefe aufgenommen worden. Vgl. Th. 5, S. 150 f.; S. 101 ff. u. 116 ff.)

befehlen lassen, ihm ein Memorial an den Kirchenrath in dieser Absicht zu überschicken; und der Herr Graf von Loß hat mir in eben dieser Woche durch den Herrn Legationssecretair Wiedemarkter eben diesen Befehl ertheilen lassen, den er mir an voriger Messe schon mündlich gegeben. Doch hat mir der Graf Loß eben nicht ausdrücklich sagen lassen, daß ich zugleich um eine Pension anhalten sollte; so gnädig ist nur unser Holzendorf gewesen. Wiedemarkter, der sich einige Tage hier aufgehalten, wollte das Memorial mitnehmen; allein ich konnte das Testimonium von der philosophischen Facultät nicht gleich bekommen a), also hat er mir gesagt, die Adresse an ihn so einzurichten, daß Sie, wofern er bey der Ankunft des Memorials nicht mehr in Dresden wäre, die Sachen erbrechen und übergeben sollten. Er hat einen Brief von mir an den Grafen Loß mitgenommen. Ich überlasse es Ihnen beiden, oder Ihnen, mein lieber Kersten, allein, wem Sie das Memorial von meinen beiden Gönnern übergeben wollen. Ich habe zugleich einen französischen Brief an den Kammerherrn v. Dieskau geschrieben, der mir durch den Herrn Secretair Müller eben dergleichen gnädigen Antrag vor einiger Zeit hat thun lassen. Grüssen Sie diesen Letzten auf das ergebenste von mir, bitten Sie ihn, daß er dem Herrn Kammerherrn den Brief übergiebt, wenn es sich schicken will, und sagen Sie ihm, daß ich wohl wüßte, daß er als ein großmüthiger Freund bey verschiedenen Gelegenheiten an mir gehandelt hätte.

Ich bin zufrieden, wenn ich auch jetzt keine Pension bekomme; ich bin mit der Hoffnung zufrieden. Es ist immer noch eine

a) Nunmehr folgt es; ich hätte es aber bald zerrissen, weil man mich zu sehr gelobt und ein rechtes gelehrtes Rhinoceros aus mir gemacht hat. Ein Lob von Ihrem Grafen, von einem klugen Frauenzimmer, von Ihnen, aber nicht von Wiedemarktern (denn er lobt mich gar nicht), das ist was Süsses und was, das ich mir wünsche.

große Frage, ob ich eine Pension verdiene und ob sie Andre nicht noch mehr verdienen oder mehr brauchen. Professor Kapp, der Decanus der philosophischen Facultät, und auch Professor Christ meynten, daß ich vermöge des Testimonii den Befehl zur extraordinairen Profeßion ohne vorhergegangenes Rescript erhalten könnte; und freylich säße ichs gern, wenn man mir bey der Academie nicht vorwerfen könnte, daß ich die Profeßion erbettelt hätte. Der Rector Magnificus Ludwig, auch mein Freund, will mir als Rector, wenn ichs verlange, ebenfalls ein Testimonium ertheilen. Ich sage dieses deswegen, weil mir der Herr Graf Holzendorf hat befehlen lassen, daß ich mit dem Memoriale zugleich ein Testimonium von der Academie überschicken sollte, damit der Weg verkürzt würde.

Wenn Sie wüßten, mit was für schwerem Herzen ich mich zu dem Memoriale entschlossen, und wie es meine Freunde ordentlich in meinem Namen gemacht und mir aufgedrungen haben: so würden Sie ganz gewiß zu mir sagen: Mein lieber Gellert, ihr seyd ein N..r; und wer weis, ob Sie ganz unrecht hätten und ob ich nicht gelassen genug wäre, den Schimpf zu leiden; denn ich liebe den Frieden und Sie und mein Leben, und bin gar zu sehr

Ihr

Freund und Diener
Gellert.

Das Zeugniß.

Facultatis Philosophicae Lipsiensis Decanus Senior et reliqui ejus Professores.

Quod haut ita pridem ab Ordine nostro modeste petiit testimonium studiorum et vitae apud nos exactae Vir Clarissimus, M. Christianus Fuerchtegott Gellertus: illud eo libentius illi impertimur, quo digniorem illo per varios, quos hic commoratus est, annos sese reddidit. Con-

firmamus itaque tibi, Lector, laudatum Gellertum A. CIↃIↃCCXLII. ab Ordine nostro Magistrum Philosophiae renunciatum, A. CIↃIↃCCXLIV. jura et privilegia ejus disputatione docta de poesi Apologorum et eorum scriptoribus cum laude sibi vindicasse et ab eo tempore singulis annis nonnullos juvenes, et inter hos varios illustri sanguine prognatos, exteros etiam, et ex Italia et Anglia ad nos studiorum gratia profectos, linguam, eloquentiam et poesin teutonicam non sine plausu et fructu docuisse. Quemadmodum autem clarissimus Gellertus his recitationibus privatis per complures annos de studiosa juventute egregie est promeritus et adhuc bene promeretur: ita non minus rempublicam litterariam variis libris, et prosa et versa oratione conscriptis, insigniter ornavit, qui et ingenium ejus venustum et reconditam doctrinam satis superque produnt, nec sine utilitate et delectatione a popularibus nostris avidissime leguntur. Manavit etiam praestantia et elegantia scriptorum clarissimi Gellerti ad exteros populos, ita ut et Galli et Dani varia ejus opuscula in suas linguas convertere coeperint et in pluribus convertendis adhuc versentur. Qui quidem popularium nostrorum et externarum gentium in scripta Cl. Gellerti amor, uti non potest non cum ejus laude ac gloria conjunctus esse: ita nos, qui ejus probitatem, diligentiam, modestiam, aliasque virtutes propius intuemur et adhuc melius perspectas habemus, non modo in societatem hujus laudis lubentes venimus, sed etiam ex animo optamus, ut alia praemia, ejus ingenio venusto et praeclara eruditione digna, brevi interjecto tempore consequatur.

Scriptum et signatum Lipsiae d. XXIII. Jan. A. R. G. CIↃIↃCCLI.

(L. S.) *Joannes Erhardus Kappius,*
Prof. Publ. et Facult. Philos. h. t. Decanus.

18.

An Borchward.

L. d. 24. Mai 1751.

Sie haben mir durch Ihren schönen und langen Brief ein außerordentliches Vergnügen verursachet. Jede Zeile ist voll Freundschaft und Liebe gegen mich, und alles ist die Sprache eines gütigen und edlen Herzens. Wollte Gott, daß ich Ihrer Gewogenheit in ihrem ganzen Umfange werth wäre! Ich will mich bemühen, sie zu behaupten, und Sie durch Erkenntlichkeit nöthigen, der Freund gegen mich zu bleiben, der Sie aus einem geheimen Zuge der Natur geworden sind. In Wahrheit, Herr Hofrath, ich bin ein glücklicher Mensch. Die vortrefflichsten Männer schenken mir von vielen Orten her ihre Freundschaft und ihren Beyfall auf eine Art, die mich über alles entzücket. Aber wie werde ich mich dieses Glücks würdig genug machen! Und womit werde ich mich trösten, wenn ichs in der Fortsetzung meines Lebens durch diesen oder jenen Zufall verlieren sollte.

Sie wünschen, mich von Person zu kennen, und eben dieses, geehrtester Freund, wünsche ich mir auf meiner Seite mit der größten Sehnsucht. Ja, so wenig ich zu weiten Reisen gemacht bin: so fehlt mir doch nichts als eine bequeme und geschwinde Gelegenheit, in einer Woche, in der ich abkommen kann, um eine Reise nach Berlin vorzunehmen; eine blos freundschaftliche und keine gelehrte Reise. Ich möchte Sie gern überfallen; aber wie, wenn Sie gleich zu der Zeit nicht in Berlin wären, da ich mirs einfallen ließe, zu Ihnen zu kommen? Wäre das nicht entsetzlich für mich? Melden Sie mir also, liebster Herr Hofrath, zu welcher Zeit Sie sich in Berlin sicher aufhalten. Ich will beten, daß mich nichts an diesem Vergnügen hindern mag.

Mit meiner extraordinairen Profeßion und einer kleinen Pension hat es nunmehr, Gott sey Dank! seine Richtigkeit, und ich

werde dieſes ungehoffte Amt gegen Johannis mit einer gewöhnlichen Rede antreten.

Daß Ihnen meine Briefe ſo wohl gefallen haben, daß mich alles bis auf den Bedienten im Hauſe liebt; dieß iſt mir lieber, als eine Penſion. Leben Sie wohl mit Ihrer liebenswürdigen Frau und der jungen Freundin, und ſchmecken Sie das Vergnügen der Liebe und des menſchlichen Lebens nach meinem Wunſche gedoppelt. Ich bin ꝛc.

G.

13.

An den Freiherrn von Crauſſen.*)

L. d. 5. Oct. 1751.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädiger Herr,

Sie erweiſen mir zu viel Ehre, daß Sie Ihre Manuſcripte meiner Critik unterwerfen. Ich bin ein furchtſamer Scribent, und ein eben ſo furchtſamer Richter. Nichts iſt mir ſchön genug, ſo lange ich noch etwas ſchöners denken kann; daher zittere ich bey allen Kleinigkeiten; und ſo ſehr ich auch die Verdienſte verehre, die Sie, gnädiger Herr, um die Wiſſenſchaften haben:

*) (Carl Wilhelm Chriſtian Freiherr von Crauſſen, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Schönwald und Sechskiefer, im Oels-Bernſtädtiſchen geboren 1714; ſeit 1745 Oberhofmeiſter der verwittweten Herzogin zu Bernſtadt; 1757 Sachſen-Coburg-Meiningenſcher Geheimerath, geſt. 1772. Gellerts Briefe an ihn zuerſt gedruckt im Wittenbergiſchen Magazin, 1781, St. 1., ſodann in: Zweiter Nachtrag zu Gellerts freundſchaftlichen Briefen. Berl. 1781. Danach ſind die hier mitgetheilten abgedruckt.)

o bin ich doch zugleich Ihrer Meinung, daß Ihre Werke, so, vie sie jetzt sind, noch zu flüchtig gearbeitet sind, als daß sie ich im Drucke einen allgemeinen Beyfall sollten erwerben können. Sie kennen die Strenge und die Spöttereyen der Kunstrichter, ınd auch, ohne mich, das Mittel ihnen zu entgehn:

Craignez-vous pour vos vers la censure publique?
Soyez-vous à vous-même un sévère Critique.
Faites-vous des Amis promts à vous censurer.

Hâtez-vous lentement, et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage.
Polissez-le sans cesse, et le repolissez.
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.

Diese Regeln des Boileau und Horazes haben mir bey meinen geringen Versuchen vortreffliche Dienste gethan. Genug, so wenig ich Ihnen zu einer schleunigen Ausgabe Ihrer Manuscripte rathe, so sehr verehre ich Ihre Gelehrsamkeit, Ihren Eifer für die Wissenschaften, und Ihren großen Fleiß; dieses ist alles, was ich zu sagen weis.

Für Ihr großmüthiges Anerbieten sage ich Ihnen unterthänigen Dank; ich verdiene es nicht, und ich würde unruhig seyn, wenn ichs nicht verdienen könnte. Indessen will ich die kleinen Familien-Fragen, die Ewr. Hochgeb. an mich gethan, kurz beantworten. Mein Einkommen, wenn ichs nach dem rechne, was ich jährlich brauche, beläuft sich ungefähr auf fünf bis sechshundert Thaler; und ich danke Gott, wenn ich durch Collegia und andre Arbeiten so viel gewinne. Ich habe seit Ostern eine Pension vom Hofe; diese beträgt nur Hundert Thaler. Ich bin fast noch dreyßig Jahr alt, unverheyrathet, und habe für niemanden sehr zu sorgen, außer für meine fromme und alte Mutter. Sie ist hoch in siebenzig; ich liebe sie unendlich und es ist

mein Vergnügen, und meine Schuldigkeit, alles, was ich nur kann, zu ihrer Bequemlichkeit und Zufriedenheit bey zu tragen. Sie hat kein Vermögen; und wie sollte eine Mutter Vermögen haben, von der fünf Söhne studirt haben? Eine Schwester von mir, die schon seit vielen Jahren Wittwe ist, wartet und pflegt sie in ihrem Alter — — Ich breche ab, damit ich nicht in den Fehler verfalle, den man gemeiniglich begeht, wenn man von seinen eigenen Umständen, oder von seiner Familie reden soll. Ja, ich würde Ihre Fragen gar nicht beantwortet haben, wenn ich sie nicht als Befehle angesehen hätte. Die Beschreibung, die der Herr von Reck von mir gemacht, ist viel zu vortheilhaft; ich wünsche das blos zu seyn, was er glaubt, daß ich bin.

Uebrigens danke ich Ewr. Hochgeb. für die Mittheilung Ihrer Manuscripte, und für das Vertrauen, dessen Sie mich haben würdigen wollen, mit der größten Erkenntlichkeit, und erwarte den Befehl von Ihnen, wohin ich Ihre Schriften schicken soll. Ich bin zu wenig, als daß ich etwas zur Verschönerung derselben sollte beytragen können; ich bin auch zu weit von Ihnen entfernet, und Sie werden in der Nähe schon scharfsichtige und aufrichtige Freunde und Kenner haben, deren Urtheile Sie trauen können. Würde ich diese Sprache wohl reden, wenn ich weniger Ehrerbietung für die Verdienste Ewr. Hochgeb. und weniger Aufrichtigkeit besäße? Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

14.

An Borchward.

L. d. 15. Oct. 1751.

Bin ich nicht mehr Ihr Freund, seitdem Sie mich von Person haben kennen lernen, oder was ist die Ursache, daß ich seit einem halben Jahre keine Zeile von Ihnen gesehn habe? Ich weiß wohl, daß ich hätte schreiben sollen; allein ich habe doch das Verdienst auf meiner Seite, daß ich in Berlin gewesen bin, daß ich, beynahe bloß aus Freundschaft für Sie, eine weite Reise gethan habe; und mit diesem Gedanken läßt sich eine Nachläßigkeit im Schreiben schon entschuldigen. Genug, ich sehne mich gar zu sehr nach einer Nachricht von Ihnen, und Sie können mir sie ohne Ungerechtigkeit nicht wohl versagen. Schreiben Sie mir nur, daß Sie mit Ihrer lieben Frau noch so leben, wie ich Sie in Berlin gefunden habe, daß Sie mich noch lieben: so ist alles gut, wo nicht, so komme ich noch einmal nach Berlin, und trete gar bey Ihnen ab. In Wahrheit, lieber Herr Hofrath, es ist mir in Ihrer Stadt so viel Ehre wiederfahren, daß ich leicht zu entschuldigen wäre, wenn ich wieder käme; und ich glaube sicher, daß ich an keinem Orte in ganz Deutschland so viel Freunde und Gönner habe, als eben in Berlin. Wie komme ich zu diesem Glücke, und wodurch werde ichs beständig machen können? Tragen Sie, wenn ich bitten darf, das Ihrige dazu bey, und empfehlen Sie mich allen den Herren, die ich durch Ihre Vermittelung habe kennen lernen, auf das verbindlichste. Ich weiß zwar ihre Namen nicht, aber desto sicherer ihre Verdienste und Charaktere. Nichts kränkt mich mehr, als daß ich den Herrn Geheimdenrath Buchholz, von dem alle Welt so viel Gutes erzählt, nicht habe sehn sollen. Bezeigen Sie ihm in meinem Namen alle die Hochachtung, die ich einem so großen Manne schuldig bin. Ihrer Frau Liebste

können Sie nicht genug sagen, wie hoch ich sie schätze. Sie sind ein glücklicher Mann, das sage ich allen Leuten, und bin mit dem größten Vergnügen zeitlebens ꝛc.

C. F. G.

15.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 2. Dec. 1751.

Hochgebohrner Freiherr,

Ihr sehr schöner Brief hat mich um desto mehr vergnügt, je mehr ich gefürchtet, ich möchte Sie durch meine gar zu große Offenherzigkeit beleidiget haben. Allein warum habe ich dieses gefürchtet? Hätte ich nicht wissen können, daß derjenige den Tadel am ersten verträgt, der das Lob verdienet?

Fear not (spricht Pope) the anger of the wise to raise,
Those best can bear reproach, who merit praise.

Ja ich habe dieses gewußt; allein ich habe nicht gewußt, ob ich meine Critik mit aller der Bescheidenheit vorgebracht, mit der man seine Urtheile allemahl begleiten soll. Man muß auch da noch mit einem anscheinenden Mißtrauen in sich selbst sprechen, wenn man gleich gewiß ist; damit man nicht in die stolze Sprache eines Kunstrichters verfalle, welche, trotz aller Wahrheit, eine Beleidigung bleibt. Ich war Ihrem Stande, Ihrer Gelehrsamkeit, den edlen Absichten, die ich in Ihren Schriften fand, Ihrem Vertrauen, und Ihrer besondern Gewogenheit zu mir, mehr Behutsamkeit, und auch mehr sanfte Aufrichtigkeit schuldig, als ich gebraucht haben würde, wenn ich einem meiner Freunde mein Urtheil über seine Schriften hätte eröfnen sollen. Dieses hat mir

bange gemacht. Ich wußte auch, was man dem Heldengedichte Ewr. Hochgeb. für einen Lobſpruch ertheilet, das Verdienſte genug hat, wenn es nur einen andern Nahmen führte. La France d'après Nature ꝛc. bin ich begierig zu leſen. Mich deucht, Sie ſchreiben ſtärker und gefälliger in dieſer Sprache, als in der deutſchen; und wie ſelten findet man einen Scribenten, der in verſchiedenen Sprachen gleich richtig, genau und ſchön ſich ausdrückt! Ihre kleine Satyre auf meine gar zu große Autorbeſcheidenheit will ich verdient haben; weil ſie in Verſen iſt. Ich bin nichts weniger als unempfindlich gegen den Beifall der Klugen, und alsdenn gegen der Welt ihren; ich fühle ihn nur gar zu ſehr; allein ich weis auch, wie ſchwer er zu verdienen, und noch mehr, wie ſchwer er in die Länge zu behaupten iſt; dieſes macht mich mitten in dem Kitzel des Lobes beſcheiden, demüthig, oft gar verzagt. Darum, daß dieſes Werk gut gerathen iſt, weis ich noch nicht, ob das folgende auch glücken wird; denn ein jedes verlanget ſeine beſondern Regeln, und dieſe Regeln lehrt uns mehr die Empfindung, als der Verſtand; und was haben wir weniger in der Gewalt als unſre Empfindung? Ich ſage oft zu mir, um mich zu demüthigen:

Geſezt, daß tauſend ſich im Ernſt für dich erklären;
Geſezt, dein Ruhm iſt groß, wie lange wird er währen?
Ein Herz, das dieſen Tag bey deinem Nahmen wallt,
Wird oft den folgenden bey deinem Nahmen kalt.
Man wird es endlich ſatt, dich immer hoch zu achten,
Und hört ſchon denen zu, die dich zu ſtürzen trachten.
Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelſucht?
Iſt nicht des andern Neid ſelbſt deines Ruhmes Frucht?
Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
Und mit erdichteten wird ſie der Neid verſtärken.
Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du Fehler haſt, gehört zu unſrer Ruh.

Ich will Ihre Manuscripte behalten, bis ich eine Gelegenheit finde sie dem Hrn. v. Reck zu übersenden. In den Augen eines Freundes, der weis, daß wir in der Eil zu unserm Vergnügen bey der Menge anderer Geschäfte gearbeitet haben, ist ein Aufsatz, eine Schrift, immer noch schön und lesenswerth, wenn sie gleich für die Kunstrichter in der großen Welt nicht vollkommen genug ist. Wenn ich Ihre übrigen Verdienste um die Wissenschaften und den Staat hätte, gnädiger Freyherr, wie wenig würde ich mich um den ungewissen Ruhm eines Autors bekümmern! Ich würde die Ehre, ein Gönner, ein Beförderer, ein Beschützer, ein Kenner der schönen Wissenschaften und des Geschmacks zu seyn, höher schätzen, als den Ruhm eines Autors, eines Geschöpfs, dergleichen die Welt nur wenige braucht, und die das, was sie sind, zumal in der Beredsamkeit und Poesie, mehr durch eine Freygebigkeit der Natur, und durch gewisse zufällige Umstände, als durch ihre eignen Verdienste sind. Haben Sie nicht den ersten Ruhm? Und wollen Sie denn den andern in allen Arten der Beredsamkeit und Dichtkunst haben? Ist das nicht zu viel gefordert? Verlangt nicht jede Kunst, und oft in jeder Kunst eine besondere Gattung derselben, einen Mann allein? War la Fontaine, Molière, Racine, und tausend andere, waren sie in allen Gattungen der Gedichte, Schöpfer, und Autores? Vergeben Sie mir meine beredte Aufrichtigkeit. Ihr Ansehn, Ihre Verdienste sind mir zu kostbar, als daß ich in die Ausgabe Ihrer Manuscripte, so wie sie sind, willigen sollte. Ich schätze Ihre Freundschaft unendlich hoch; allein ich will sie lieber verlieren, als wider meine Empfindung Ihre Manuscripte von gewissen Fehlern frey sprechen. Endlich komme ich zu einer Stelle in Ihrem Briefe, die mein ganzes Herz bewegt. Sie wollen meiner alten Mutter eine kleine jährliche Pension ertheilen. Gott welche Freude wird sie über diese seltne Grosmuth haben! Wie wird sie die göttliche Vorsehung preisen und für ihren Wohlthä-

er mit zitternden Händen beten! Aber wer weis, wird diese Freude nicht selbst ihrer Gesundheit schädlich seyn? Sie wird ragen, wie sie zu diesem Glück kömmt. Sie wird es mir nicht zlauben, daß ein Fremder freywillig so grosmüthig seyn kann; ie wird weinen — — Ich liebe meine Mutter zu sehr, als daß ch ihr Alter nicht auf alle Art möchte erleichtert und versüßt vissen; aber wenn ich nun Ihr Anerbieten annehme, wodurch verde ich dankbar seyn können? Dieß ist mein Kummer! — — Nicht viel, liebster Herr Baron, das bitte ich; und wünsche Ihnen alle das Vergnügen einer guten That, das immermehr dle Herzen schmecken können. Meine Mutter wird nicht lange nehr leben — — Ich werde unruhig, je mehr ich vergnügt eyn sollte. Warum soll ich Sie nicht von Person kennen? Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Erkenntlichkeit, u. s. f.

Chr. Fürchtegott Gellert.

16.

An Borchward.

L. d. 21. Dec. 1751.

Ihr Unfall hat mich nicht sehr gerührt; aber den habe ich ebauert, der so niederträchtig hat seyn können, sich sein Glück urch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorurf des Vernünftigen, noch seines eignen Herzens zu scheuen. Wie Sie unglücklich seyn, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, und den Unfall, wie Sie, ertragen, ist eine Ehre, und ine sichere Anwartschaft auf ein größer Glück. Freylich muß es ehr weh thun, sich verleumdet, und eben dadurch sich eines Amtes entsetzet zu sehn; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heim-

licher Troſt, auch ehe ſie gerettet wird, und Sie haben nunmehr ſchon die Belohnung, ſie gerettet zu ſehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, Herr Hofrath, Sie haben Recht, es giebt eine gewiſſe Weisheit, die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geiſtes, die wir ſelten in freudigen Tagen, und beynahe allein in Ungewittern, erhalten. Kurz, es giebt gewiſſe traurige Begebenheiten in dem Syſtem unſers Lebens; anfangs ſind ſie ſchreckliche Räthſel, und nach und nach klären ſie ſich in lauter helle Beweiſe der göttlichen Vorſehung auf, machen unſern Verſtand heitrer und unſer Herz feſter. Eines ſolchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Frau. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bey Ihnen Beyden ſeyn, und mit Ihnen über Ihr Unglück und über Ihren Feind triumphiren? Doch was? noch einmal bey Ihnen zu ſeyn? So gut wird mirs wohl in meinem Leben nicht mehr werden, ſo wenig ich Sie auch bey meinem kurzen Aufenthalte in Berlin genoſſen habe. Aber warum beſchweren Sie ſich ſo ſehr über meine finſtre Miene? Wie, wenn ich mich über Ihre damals traurige beſchwerte? Es iſt wahr, ich bin in Berlin nicht ſehr zufrieden geweſen; aber mein Körper, die weite Reiſe, und die zu kurz angeſetzte Zeit zur Reiſe waren Urſache und nicht der Ort. Ich war unzufrieden mit mir, und war es um deſto mehr, je mehr ich ſah, daß es meine Freunde bemerkten. Vergeben Sie mir den Fehler, ich habe am meiſten dabey verlohren. Ueberhaupt, Herr Hofrath, bin ich auf meinen Reiſen unglücklich. Ein gewiſſer Begrif, eine vortheilhafte Meynung, die meine Schriften von mir erwecken, geht voran. Man hofft, den ſcherzhaften, den muntern Mann zu ſehn, den man in dieſer oder jener Stelle angetroffen hat; man glaubt etwas zu ſehn, das man ſich ſelbſt entworfen hat, und man ſieht das Gegentheil, man ſieht eine ernſthaft finſtre Stirn, man hört einen Mann, der wenig redt, und man glaubt, er würde viel reden, und lauter Sachen, des Druckes

werth, reden. Dieſes bemerke ich, ich fühle es, und ſehe, daß ich meinem Namen ſelber im Wege bin, oder wenigſtens ſehe ich, daß der Name eine gewiſſe Laſt iſt, die ich zu der Zeit am wenigſten tragen mag.

Ich ſoll den Winter wieder ſchreiben? Nein, dieſen Winter und vielleicht viele Winter und Sommer nicht. Warum hat man mir ein öffentlich Amt gegeben? Ich habe es zum voraus gewußt, daß das Amt den Autor verdrängen würde; denn ich bin ein Genie, das durch eine einzige gemeßne Beſchäftigung zu den andern ungeſchickt gemacht wird. Unglück genug für mich, oder doch Demüthigung genug! Der Gedanke, morgen werden dir wieder hundert Perſonen (denn mehr gehn nicht in meine Stuben) zuhören, und wie willſt du ſie unterhalten, und was wird das Beſte, das Nöthigſte von den Dingen ſeyn, die du ihnen ſagen könnteſt? der Gedanke, du mußt dir Mühe geben, ſitzen, ſtudiren, mühſam leſen, ſchon der Gedanke, ohne die Ausführung deſſelben, raubt mir die Munterkeit, die Leutſeligkeit, die zu den Schriften des Geſchmacks, wo die Natur herrſchen ſoll, ſo nöthig iſt. Nunmehr mögen die witzigen Köpfe ſchreiben, die jünger und kühner ſind, als ich. Ich will ſie leſen, und die Welt ihre Verdienſte ſchätzen lehren. Aber was ſchwatze ich ſo viel von mir? Leben Sie wohl. Ich wiederhole alle meine Empfehlungen aus dem vorigen Briefe, inſonderheit an den Herrn Geh. R. Buchholz, Herrn Sack ꝛc. und über beyde an Ihre liebenswürdige Frau, und bin ꝛc.

G.

17. *)

[L. vermuthlich Dec. 1751.]

Liebe Mutter,

Freuen Sie Sich, ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu melden; aber ich werde Ihnen nicht gleich sagen, wen sie angeht. Nein, ich will den Ausgang wie die Romanschreiber verbergen, und Sie erst durch den Eingang meiner kleinen Geschichte neugierig machen. Vor einigen Wochen schrieb der Baron von Krausen in Schlesien, den ich nicht kenne, einen Französischen Brief an mich, und bat mich, unter vielen Lobsprüchen, um mein Urtheil über gewisse Schriften von seiner Arbeit, die er wollte drucken lassen. Ich sah die Werke an, und fand sie des Druckes nicht werth. Dieses schrieb ich ihm, und sagte mit großer Bescheidenheit, daß sie mir nicht gefielen. Die andere Hälfte seines Briefs bestand aus Anerbietungen. Er versicherte mich, daß er mir gar zu gewogen wäre, daß er mir gar zu gerne dienen wollte, und daß ich ihm eine Freude machen würde, wenn ich ihm eine Gelegenheit dazu gäbe. Er wollte sich deswegen die Freyheit nehmen und einige vertraute Fragen an mich thun: — ob ich verheirathet wäre, ob ich Kinder hätte, wie hoch sich meine Einnahme beliefe, ob ich jemanden zu versorgen hätte. Ich beantwortete diese Familienfragen sehr kurz, bedankte mich für seine Großmuth, und bat, daß er sie in Freundschaft verwandeln möchte. Ich glaubte, er wollte durch seine Gefälligkeit nur meinen Beyfall und meine Erlaubniß, sich drucken zu sehen, erkaufen; ich schlug also alles aus; denn ich hätte zu seiner Autorhitze nicht ja gesagt, und wenn er mir ein ganzes Ritterguth angeboten hätte. Ich konnte natürlicher Weise keine gute Wirkung von meiner Antwort vermuthen; dennoch ist sie erfolgt.

*) (Gellerts Familienbriefe.)

Der Herr Baron schrieb mir, und war über meine grausame Aufrichtigkeit beschämt und entzückt zugleich. Kurz er glaubte, daß ich recht hätte, und daß ihn die Schmeichler zur Unzeit gelobt hätten. Er kränkte sich, daß ich seine Anerbietungen ausgeschlagen hatte, und fragte mich, ob ich ihm nicht erlauben wollte, daß er Ihnen, liebe Mama, jährlich eine kleine Pension bis an Ihr Ende aussetzen dürfte. Diese Erlaubniß habe ich ihm gegeben, weil sie für mich rühmlich ist. Ja, liebe Mama, ich freue mich, daß ein Fremder, der mich nicht anders als den Schriften und dem Rufe nach kennt, mir dadurch seine Achtung und seine Liebe zu erkennen geben will, daß er gegen Sie aufmerksam und gütig ist. So hat der Ruhm, der beschwerliche, mir oft entsetzliche Ruhm, doch endlich etwas ausgerichtet, das mir lieb seyn muß. Der Herr Baron Crausen hat Ihnen jährlich 50 Gulden ausgesetzt, und mich an ein Paar Breslauer Kaufleute gewiesen, bey denen ich in der Leipziger Oster- und Michaelis-Messe das Geld gegen einen Schein heben lassen soll. Damit Sie nun seine Freygebigkeit gleich genießen, so schicke ich Ihnen die Hälfte der Pension, welche zu Ostern gefällig ist, nämlich 25 Gulden, zum voraus. Ich kann den Verlag sehr leicht über mich nehmen, weil ich meine Pension aus Meißen auf ein halbes Jahr unlängst erhalten habe; und noch dazu einen Termin, der älter ist, als der Befehl, auf den ich nicht habe hoffen können, weil ich nicht wußte, von welcher Zeit an meine Pension, die vor mir ein Professor in Wittenberg gehabt hat, erledigt worden; denn es stand im Befehle: Von der Zeit an, da die Pension offen worden. Gott sey für alles gepriesen! Er gebe Ihnen ruhige Feyertage, und ein gesundes und zufriedenes neues Jahr! Dieses wünsche ich von Herzen und bin

Ihr lieber Sohn
C. F. Gellert.

18.

An den Freyherrn von Crantzen.

L. den 12. Jan. 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich über Ihren Brief empfindlich geworden wäre. Nein, nicht einen Augenblick. Gleichwohl muß ich Ihnen durch meine Antwort Gelegenheit zu diesem Verdachte gegeben haben, und es ist meine Schuldigkeit, Ihnen diesen Fehler abzubitten; er mag nun aus der Eilfertigkeit, mit der ich den Brief geschrieben, oder aus einer unzufriednen Stunde hergekommen seyn. Aber vielleicht haben Sie auch meine Bescheidenheit und den Kummer, daß Ihnen Ihre Großmuth gegen meine Mutter in die Länge beschwerlich fallen könnte, für Unzufriedenheit angesehn. Glauben Sie nicht, daß es schmerzt, wenn man eine Freygebigkeit von einem rechtschaffenen Manne annehmen soll, ohne ein Mittel zu haben, ihm seine Erkenntlichkeit zu zeigen? Aber, werden Sie sagen, ich habe es Ihnen ja freywillig, und ohne Gegendienste zu hoffen, angeboten. Gut, liebster Herr Baron, wenn ich Ihnen dadurch einen Beweiß von meinem Vergnügen über Ihre außerordentliche Vorsorge gegen meine Mutter geben kann, daß ich in Ihre großmüthigen Gesinnungen willige, und die von Ihnen bestimmte jährliche Pension von 50 Gulden annehme: so will ichs diesen Augenblick mit der größten Dankbarkeit thun. Glauben Sie nur, daß Sie diese Wohlthat der dankbarsten Frau erweisen, die nicht aufhören wird, Ihnen die Belohnungen von Gott zu erbitten, die man der Großmuth gönnt. Ich kann es nunmehr kaum erwarten, ihr diese erfreuliche Nachricht zu geben, die ihr doppelt lieb seyn muß, da sie solche von mir erhält.

Ja, der Autor der metallurgischen Chymie ist mein Bruder, und ein paar Jahr älter, als ich. Er ist ehemals Professor Ad-

junctus in Petersburg zehn Jahr gewesen, und seit fünf oder sechs Jahren mit dem Professor Heinsius wieder zurück gekommen. Er lebt in Freyberg bey dem Bergwerke, welches seine Sache ist, und genießt eine kleine Pension vom Hofe. Er ist nicht zufrieden, daß man ihm keine ordentliche Stelle im Bergcollegio giebt, die man ihm versprochen hat; und da er einige gute Vorschläge nach Neapolis zu gehen, bekommen hat: so weiß ich nicht, ob er sie nicht annehmen dürfte. Er hat mir schon lange befohlen, Sie von seiner Hochachtung und Ergebenheit auf das feyerlichste zu versichern. Mein Bruder, der Fechtmeister, dankt Ihnen gehorsamst für den rednerischen Glückwunsch, und empfielt sich Ihrem gnädigen Wohlwollen.

Aber was haben Sie in Ihrem neuen Werke Gutes von mir gesagt? Nur nicht zu viel. Unterdrücken Sie lieber Ihren Lobspruch, als daß Sie mich dem Neide aussetzen. Glauben Sie nicht, daß ich so begehrlich gewesen bin, dieses Werk im Manuscripte zu lesen; nein, ich bat nur um ein gedrucktes Exemplar, und dieses werden Sie mir zu seiner Zeit nicht versagen. Ich verspreche Ihnen eben diese Autorfreygebigkeit, so bald ich wieder etwas heraus gebe; doch fürchten Sie sich nicht, es wird nicht so bald geschehn, ich bin des Autors ziemlich müde. Ich sehe unter Ihren Manuscripten eine poetische Erzählung von dem Cosackischen Mädchen; ich schließe daraus, daß Ihnen das Leben der schwedischen Gräfin nicht mißfallen hat. Darf ich Ihnen sagen, daß ichs geschrieben habe? Sie haben Recht, wir machen die Posten reich, wenn wir unsern Briefwechsel so fleißig fortsetzen. Ich will Ihnen also versprechen, nicht eher wieder zu schreiben, bis Sie es ausdrücklich verlangen. Vielleicht reise ich auf einige Tage nach Hause, um meine liebe Mutter mit der freudigen Nachricht selbst zu überfallen. Wie schön wird sie erschrecken! Leben Sie wohl, liebster Herr Baron, glücklich bis zum Neide! Gönnen Sie mir ferner Ihre Gewogenheit.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Freundschaft,

Ihr

ergebenster

Gellert.

19.

An denselben.

L. 16. Febr. 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Sie beschämen mich durch die edelste Art des Wohlwollens, mit der Sie fortfahren, mich zu beehren; und ich bin unruhiger, als jemals, daß ich kein Mittel weis, Ihnen meine Ergebenheit und Dankbarkeit zu beweisen. Ich weis zwar, daß Sie zu groß sind, die lezte von mir zu verlangen oder zu erwarten; aber darum hört weder das Verlangen, noch meine Verbindlichkeit auf, sie Ihnen zu zeigen. Doch was beunruhige ich mich? Sie wissen es gewiß, daß ich ein Herz habe, welches gegen Rechtschaffenheit und Großmuth empfindlich ist; Sie würden außerdem weder mein Freund noch Gönner seyn. . . . . .

Wer ist der Gelehrte, der solche beträchtliche Critiken über Ihr Manuscript angestellt hat? Wohl dem Buche, in dem man nichts tadeln kann, als daß der Verfasser nehmlich und nicht nämlich schreibt! Ich will es gern glauben, daß Ihr Richter aufrichtig geurtheilt und gelobet hat; aber eben deswegen hätte er nicht an so unausgemachte Kleinigkeiten denken, sondern lieber nichts tadeln sollen. Die Gewissensfreyheit in der Rechts-

schreibung müssen wir gelehrten Männern allemal lassen. Ihre Sprache kann immer schön und richtig seyn, wenn gleich die Buchstaben nicht in allen Worten den unsern gleichen. Darf ich fragen, hochzuehrender Herr Baron, wie stark dieses Werk ungefähr werden dürfte; was sein genauester Inhalt ist; und was Sie dem Verleger für Bedingungen vorschreiben? Doch was frage ich? Es wird Ihnen nicht an Verlegern fehlen. Für die Druckfehler wollte ich beynahe stehen, wenn ich einen Verleger hier in Leipzig wüßte. Allein dieses Geschlecht sucht nicht blos gute Schriften, sondern Schriften, die sie bald reich machen. Und wo sie dieses nicht vermuthen, so fehlt dem Manuscripte alles.

Ihr Urtheil über die schwedische Gräfin demüthiget mich, und doch danke ich Ihnen unendlich dafür. Einem Manne, der seinen Tadel nicht zurück hält, dem kann ich bey solchem Lobe desto zuversichtlicher trauen. Den ersten Theil habe ich in meinem Herzen, und auch gegen meine Freunde oft verklagt. Den andern kann ich leiden und lesen.

Ich bin mit der ersinnlichsten Hochachtung

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

C. Fürchtegott Gellert.

20.

An denselben.

L. d. 15. März 1752.

. . . . . .

Sie wollen mir Ihre Politik zuschicken, Herr Baron? Wie sehr gefalle ich mir bey dem Vertrauen, das Sie in mich setzen!

und wollte doch der Himmel, daß ichs nach meinem Wunsche, und vollkommen, erfüllen könnte! Ja, gütiger Gönner und Freund, schicken Sie mir Ihr Manuscript, ich will die Durchsicht über mich nehmen, den Druck und alles das besorgen, was mir Ihre Ehre, Ihr Vertrauen, der Geschmack, Hochachtung und Ergebenheit befehlen. Ich will stolz seyn, wenn Ihr Werk den Beyfall der Kenner erhält, und in Ihrem Ruhme eine Wollust fühlen, die mir mein eigener nicht gewähren kann. Es soll nach Ihrer Ausrechnung dreyßig gedruckte Bogen betragen? Wird dieses nicht schon ein sehr starker Octavband seyn? wird sich nicht mancher Verleger an die Stärke des Werkes stoßen? Und wie, wenn ich eben deswegen nicht so glücklich bin, einen zu finden? Doch ich mag diesen Gedanken nicht wissen, der meiner Begierde, Ihnen zu dienen, so sehr zuwider ist. Ich will keinen Groschen für das Manuscript fordern, wenn ich nur einen guten Verleger auftreibe. Haben Sie Barrentrappen den Titel des Buchs gemeldet? Wenn dieses ist: so wird Ihr Name nicht verschwiegen bleiben. Ich kenne Herrn Barrentrappen. Politik für die Prinzen, scheint mir kein guter Titel zu seyn; der andere scheint mir zu poetisch. Vielleicht finden Sie einen Titel, der eben so viel in andern Worten sagt. Ich bin unruhiger, als wenn ich selbst ein Autor werden wollte; und meine Unruhe ist nichts, als Hochachtung und Liebe. Dieses sage ich Ihnen auf mein Gewissen. Ich weiß es gewiß, daß Gründlichkeit und Gelehrsamkeit in Ihrer Schrift herrschen werden; und wie froh will ich seyn, wenn die Schreibart, der Vortrag, eben so lebhaft, so schön, so natürlich neu sind, als die Sachen gründlich sind! Auf diese Weise muß das Buch (lectorem delectando pariterque monendo) nothwendig gefallen. Möchte es doch an Ihrer Schrift wahr werden, was unser Horaz von einem vortrefflichen Werke überhaupt prophezeyht:

Hic meret aera liber Sosiis, hic et mare transit
Et longum noto scriptori prorogat aevum.

Doch es ist wohl nicht allemal gewiß, daß ein gutes Buch den Verleger reich machet, und über das Meer, oder zu den Ausländern, geht. Indessen erlebe ich diese Freude, diese vielleicht unverdiente Ehre, an meinen kleinen Werken, und ich wollte sie gern mit Ihnen theilen, allein mit Ihnen, Herr Baron. Eben jetzt, erfahre ich durch eine Nachricht von dem Herrn Professor Gärtner in Braunschweig, daß die schwedische Gräfin in Londen in das Englische übersetzt wird, und zwar durch die Besorgung des Verfassers der Clarissa, des Herrn Richardsons. In dem Mercure de France habe ich unlängst gelesen, daß der größte Theil meiner Fabeln und Erzählungen in Frankreich durch den Herrn von Riverie, einem Mitgliede der Akademie zu Amiens, übersetzt und nachgeahmt ist. Die erste Fabel war eingerückt und ungleich besser, als die Straßburger französische Uebersetzung. Herr Klopstock, der Verfasser des Messias, hat mir schon im vorigen Jahre gemeldet, daß meine Fabeln recht gut in das Dänische übersetzt seyn sollten, nebst etlichen Comödien; von welchen auch zwo zu Paris im vorigen Jahre übersetzt seyn sollen; allein ich habe sie noch nicht gesehn. Vielleicht verschönern mich meine Uebersetzer, vielleicht verschlimmern sie mich. Beschwerlicher Gedanke der Eitelkeit! Wie oft wünsche ich heimlich unbekannt zu seyn! Aber so hätte ich ja Ihre und vieler andern wackern Männer Gewogenheit nicht erlangt — — Ich bin mit der erfinnlichsten Hochachtung

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

Gellert.

P. S. Für den überschickten Wein danke ich Ihnen gehorsamst. Wodurch verdiene ich doch Ihre Vorsorge in einem so hohen Grade; und wodurch werde ich sie künftig verdienen können? Gott gebe, daß mich diese Arzney gesund mache, und daß es der Hand wohl gehe, aus der ich sie erhalten habe!

21.

An denselben.

L. d. 2. März 1752.

. . . . . .

Ich habe diese Feyertage meine gute Mutter in Haynchen, denn so heißt meine Vaterstadt, besuchen, und mich oft mit ihr von Ihnen, liebster Herr Baron, unterhalten wollen; allein das ganze System meiner eingebildeten Freude ist seit etlichen Wochen zerstöret worden. Mein Hypochonder quälet mich in diesem unglücklichen Monate außerordentlich, und am meisten in der Nacht. Nunmehr darf ich keine Reise von acht Meilen bey einer so üblen Jahrszeit wagen; und gleichwohl ist der Mangel der Bewegung keine geringe Ursache meiner Beschwerung. Ich bitte Gott, daß er Sie das Uebel, das Sie ehedem ebenfalls gedrückt hat, nie wieder wolle fühlen lassen, und daß mich die Arzney, die Ihnen geholfen hat, und die ich von Ihrer Hand empfangen habe, wenn es möglich ist, wieder herstellen mag. Ich danke Ihnen so oft dafür, als ich davon trinke. Vielleicht gehe ich diesen Sommer in ein Bad; denn was ist das Leben der Menschen ohne die Gesundheit?

Auf Ihr Manuscript freue ich mich, und Ihre Gewogenheit ist auch in meinen traurigsten Stunden noch eine Art der Beruhigung für mich. Ja, sie wird dereinst in meinem Leben, wenn es meine Freunde der Welt erzählen, die merkwürdigste und rühmlichste Begebenheit seyn. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Hochgebohren

verbundenster Diener und Freund

C. F. Gellert.

22.

An denselben.

L. d. 19. März 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Die Unruhen der Messe, und eine Reise, die ich zu meiner Gesundheit nach Dresden gethan, haben mich verhindert, Ihnen eher, als heute, zu antworten. Und was soll ich Ihnen, theuerster Freund und Gönner, auf alle die schönen Briefe sagen, die ich seit etlichen Wochen von Ihnen erhalten habe, insonderheit auf den letzten, in welchem Ihr edles und großgesinntes Herz so nachdrücklich gesprochen hat? Ein Mann, der im Unfalle so denkt, wie Sie, ist es werth, daß man ihn verehrt und nachahmt. — — Sie haben in eben diesem Briefe mich durch allerhand vortreffliche Regeln angewiesen, die Hypochondrie zu ersticken, und ich bin sehr von dem Werthe Ihrer Vorschriften überzeugt, je mehr ich sie aus eigner zwölfjähriger Erfahrung habe kennen lernen. Demungeachtet will es mein Schicksal seit neun Wochen haben, daß ich diese Plage gedoppelt und durch Geduld ein Uebel verehren soll, das ich durch die gewöhnlichen Hülfsmittel nicht dämpfen kann. Meine Reise ist elend gewesen, und alles Vergnügen des Frühlings, der Freundschaft, des Umgangs, dem ich entgegen geeilet, ist mir unter einer steten Beklemmung der Brust ohne Reiz und ohne Geschmack vorgekommen. Ich bin erst seit gestern zurück und bereue meine Reise, die ich doch in der besten Absicht unternommen. — . . . . . .

Für die überschickte Pension danke ich Ihnen im Namen meiner guten Mutter unterthänig, und mit aller der Empfindung, die man einem großmüthigen Freunde und Wohlthäter schuldig ist. O warum kann ich Ihnen doch meine Dankbarkeit und

meine Hochachtung nicht auf die vollkommenste Art sehen lassen! Ich glaubte, ich würde Ihnen, liebster Herr Baron, wenigstens bey Ihrer Prinzenpolitik einen kleinen Dienst erweisen können; aber ich sehe, ich soll die Wollust nicht haben, dem zu dienen, dem ich vor tausend andern gern dienen wollte. Die Buchhändler, mit denen ich gesprochen, und von denen ich es am ersten erwartet, daß sie mir das Werk drucken würden, haben mir das Manuscript mit ausstudirten Entschuldigungen wieder zurück gegeben. Vermuthlich haben diejenigen Aufseher, die sie bey ihren Manuscripten allezeit um Rath fragen, kein günstig Urtheil davon gefällt. Ich will noch etliche Versuche wagen, um alles gethan zu haben, was meine eigene Beruhigung fodert. Das Werk selbst habe ich durchgelesen, und mir sogar die Freyheit genommen, in der Einleitung hier und da etwas auszustreichen, oder ein Wort einzuschieben. Allein meine freundschaftliche Verwegenheit hat mich schon oft gereut. Wird auch der Herr Baron, dachte ich, mit deinem Geschmacke zufrieden seyn? Bist du nicht zu stolz, daß du ein Wort von seiner Hand verbessern willst? wird nicht die Schreibart ungleich werden? wird er diese oder jene Stelle wohl verlieren wollen? — — Kurz ich habe die Feder bey dem Ende der Einleitung niedergelegt, und ich bin zu furchtsam, als daß ich Aenderungen machen sollte, ohne sie Ihnen erst zu zeigen, und Ihren Ausspruch zu erwarten. Nein, Ihre Freundschaft ist mir zu schätzbar, als daß ich das geringste ohne Ihre Einwilligung wagen sollte. Die Sachen Ihrer Politik sind alle schön, und der Vortrag als ein mündlicher Unterricht, für einen jungen Prinzen, sehr bequem, nur weiß ich nicht, ob er zum Lesen für die Welt angenehm und gefällig genug seyn wird. Sie verdienen der Lehrmeister des besten Prinzen zu werden, und ich weiß gewiß, daß Sie sein Herz und seinen Verstand nach der abgefaßten Vorschrift vortreflich ausbilden würden, wenn auch diese Vorschrift der Welt im Drucke nicht merkwürdig genug

scheinen sollte. Ich in meinem Herzen wünschte tausendmal lieber, Ihr Schicksal möchte Sie zu dem Aufseher über die größten Prinzen bestimmt haben, und nicht blos zu einem Scribenten von der Erziehung derselben. Beehren Sie mich bald wieder mit einer Antwort, und entziehn Sie mir nichts von dem Vertrauen und der Gewogenheit, die Sie mir geschenket, und die ich noch so wenig verdienet habe. Ich werde mein ganzes Leben hindurch Sie verehren, und vor tausend andern seyn

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener
Gellert.

23.

An denselben.

L. d. 15. Juli 1752.

Hochgebohrner Freyherr,

Ich will Ihren letzten vortreflichen Brief nicht beantworten; ich will mich vielmehr für das Vergnügen bedanken, das Sie mir durch ihn gemacht haben. Könnte meine Hochachtung gegen Sie noch vermehret werden: so würde sie gewiß durch diesen Brief vermehret worden seyn; so schön war er.

Jetzt habe ich die Ehre, mit Ihnen von Ihrem Manuscripte zu sprechen. Ich schicke es Ihnen mit zitternden Händen wieder zurück; denn werden Sie die Freyheit wohl gut heißen, die ich mir genommen habe, hin und wieder etwas auszustreichen, da und dort etwas an der Sprache zu ändern? und gesetzt, Sie ließen sich diese Dreistigkeit gefallen, wird Ihr Werk deswegen etwas gewonnen haben; werde ich die gute Absicht, Ihnen zu

dienen, erreicht haben? Nein, gütigster Herr und Freund, ich habe nichts gethan, als meinen Willen befriediget. Ihr Werk ist durch alle meine Mühe, die ich auf die Durchsicht verwandt, nicht schöner geworden, als es vorher war, und ich kränke mich, daß ich nicht so geschickt bin, mich um Sie so verdient zu machen, als ichs schuldig bin, und als ichs wünsche. Ich habe mich bemüht, die vielfältigen Fehler Ihres Abschreibers, und seine ungewisse und sich ungleiche Orthographie zu verbessern; aber werden sich in der neuen Abschrift nicht auch wieder neue Fehler eingeschlichen haben? Ich muß Sie also bitten, die Mühe des Durchlesens noch einmal über sich zu nehmen. Ich thue noch mehr, ich ersuche Sie sogar, wenn Sie bey meinen Aenderungen die geringste Schwierigkeit antreffen, daß Sie dieselben vergessen, und Ihr erstes Manuscript ungeändert dem Drucke überlassen mögen. Hier in Leipzig ist mirs unmöglich, einen Verleger aufzutreiben, und wenn ich tausend Thaler daran wagen wollte. Ja ich bin fest überzeugt, daß Sie weder in den sächsischen noch auch in Ihren eignen Landen die Erlaubniß des Druckes jemals erhalten werden. Die Aufrichtigkeit, mit der Sie die Wahrheit sagen; die Freymüthigkeit, mit der Sie insbesondre von dem französischen Hofe sprechen; die vielen Gemälde, die Sie von den Fehlern der Regenten machen, und die sich vielleicht auf viele noch lebende Herren schicken; alle diese Wahrheit wird so leicht keinen Schutz finden; es wäre denn in einer holländischen oder englischen Provinz. Denken Sie nur an die einzige Stelle, wo Sie von den Rechtshändeln und der List und Ungerechtigkeit reden, die Sie in Ihren eignen Processen erfahren haben. Werden solche Wahrheiten in der Censur gebilligt werden?

Kurz; Holland wird wohl der beste Ort für Ihr Manuscript seyn. Ich will mich von Herzen erfreuen, wenn Ihr Werk in den Händen junger Prinzen seinen Ruhm erhält, und den Verstand und das Herz solcher Herren ausbilden hilft, die gebohren

sind, andre glücklich zu machen. Der Titel: Politik! scheint mir in Ansehung der ersten Capitel, etwas zu enge zu seyn? Es ist mehr, als die blosse Politik; es ist ein allgemeiner Unterricht für junge Prinzen.

Ich wiederhole meine Bitte noch einmal, liebster Herr Baron: wenn Sie das geringste Bedenken bey meinen Aenderungen finden: so behalten Sie Ihr erstes Manuscript bey, das Sie vermuthlich doppelt haben werden, und lassen Sie Ihre Gewogenheit gegen mich durch die dreiste und vielleicht unglücklich erfüllte Begierde, Ihnen zu dienen, nicht vermindert werden. Endlich vergeben Sie mir die Langsamkeit, mit der ich Ihr Manuscript zurück schicke. Ich habe es keinem Fremden in die Hände geben wollen. Ein Freund von mir, ein junger Student, hat es abgeschrieben, und länger damit zugebracht als ich gedacht habe.

Sie sind doch von Ihrem Unfalle völlig wieder hergestellt? Ich hoffe es, ich wünsche es, und freue mich im voraus auf die Gewißheit meiner Hoffnung. Wegen der Copialien nehme ich nicht die geringste Ersetzung an. Sind nicht ich, und meine Mutter Ihre großen Schuldner? Meine Gesundheit ist noch sehr mittelmäßig; doch danke ich Gott, daß ich noch im Stande bin, allemal über den andern Tag auszureiten, und mir eine Bewegung zu machen. Ich habe die Ehre, mit der erkenntlichsten Hochachtung zu seyn

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Freund und
Diener
Gellert.

24.

An denselben.

L. d. 14. Oct. 1752.

Hochgebahrner Herr,

Wie lange ist es, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe! Werden Sie mir auch diese Saumseligkeit vergeben? Ja gewiß, so bald ich Ihnen werde gesagt haben, daß ich das Bad in Lauchstädt vier Wochen gebraucht. Diese Cur ist die Ursache, die mich zeither an vielen Pflichten der Freundschaft, und Gefälligkeit gehindert hat; und wie gern bedient sich nicht ein Patient des allgemeinen Privilegii, sich wenig bei der Cur zu beschäftigen! Bey der Zurückkunft hat mich die Krankheit von meines Bruders Frau und endlich ihr Tod von neuem ungeschickt gemacht, auch die nöthigsten Geschäffte zu besorgen. Ich weine noch, indem ich dieses schreibe, und ich kann mich von dem mächtigen Gedanken des Grabes kaum so lange frey machen, um mit Ihnen zu reden; und gleichwohl wünsche ich das letzte recht sehnsüchtig.

Sie sind wieder von Ihrem Unfalle hergestellt? das sey Gott gedankt! was kann ich lieber hören, als die Nachricht von Ihrer Gesundheit und Zufriedenheit? Ja ich glaube, daß ich Ihnen aus Liebe mehr Gutes gönne, als Sie sich selbst wünschen; und einem Manne von Ihrem Herzen alles zu gönnen, was glücklich macht, dazu gehört sehr wenig Tugend. Möchte ich doch so glücklich seyn, jemals etwas zu Ihrem wahren Vergnügen beytragen zu können! Mein letzter Dienst ist mehr ein Wille zu dienen, als ein Dienst selbst gewesen, und ich bin also immer noch ein Schuldner des großmüthigsten Freundes, den ich und meine Mutter jemals gehabt. Ich erzählete einem meiner besten Freunde, dem Herrn Rittmeister von Bülzingslöwen, der

mit mir im Bade gewesen, und der meine Mutter kennt, die edelmüthige Vorsorge, die Sie für sie gehabt. Ist es möglich, fieng er mit Thränen an, daß es solche Menschenfreunde giebt? Den Mann möchte ich kennen, noch lieber möcht ich der Mann selbst seyn.

Warum haben Sie so viel für die Copialien ausgesetzt? Sollen denn alle meine Freunde Sie als ihren Wohlthäter verehren? Der junge Mensch dankt Ihnen unterthänig, und sieht die funfzehen Gulden als ein Geschenk an, das er zu seinem Studiren anwenden soll. Er kränkt sich, daß er die Schreibfehler nicht genug vermieden; doch Sie sind ja selbst so gnädig gewesen, ihn zu entschuldigen.

„Sollen wir uns in dieser Welt nicht sehn: so werden wir einander gewiß in der Ewigkeit glücklich begegnen;" so schließt sich Ihr letzter Brief. Mit welcher Empfindung habe ich diesen Schluß gelesen und wieder gelesen! Nein, in diesem Leben werde ich wohl so glücklich nicht, Sie zu sehn: aber in einem seligern Aufenthalte umarme ich Sie schon im Geiste mit Entzücken und Frohlocken, mein theuerster Freund! Die Vorsicht erhalte Sie der Welt noch lange und beglücke Ihre edlen Unternehmungen. Ich verehre Sie, Ihr Herz, Ihre Wissenschaft und Ihre Gewogenheit gegen mich, und halte es für mein Glück zeitlebens zu bleiben

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Freund und Diener
Gellert.

25.

An Borchward.

L. d. 4. Dec. 1752.

. . . . . .

Aber, wie leben Sie denn, mein liebster Freund? Ruhiger als ich? Ach ja, gewiß! Ich bin vor der Messe im Bade gewesen, und glaubte mich zu stärken; allein seit drey Wochen bin ich elender gewesen, als in meinem ganzen Leben. Ach Gott, was ist ein sieches Körper für eine Last! aber eine sieche und niedergeschlagene Seele, welche Pein ist dieses! Bedauren Sie mich, und beten Sie für mich. Gott gebe Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit, Ihnen und Ihrer lieben Frau! Grüßen Sie alle meine Freunde aufrichtigst und ergebenst von mir. Ich bin zeitlebens der Ihre

G.

26.

An denselben.

L. d. 27. Jan. 1753.

Ihr freundschaftlicher, Ihr vortreflicher Trost hat eine Wirkung, die er nicht hätte thun können, wenn er nicht aus der edelsten Absicht geflossen wäre: Ich las Ihren Brief zweymal nach einander, und dankte Gott mitten unter meinen Beängstigungen für das Glück, einen Freund, wie Sie, zu haben. Ich bewunderte Ihr empfindliches, Ihr mitleidiges Herz, und vergaß über dem Gefühle der Dankbarkeit, und über den guten Wünschen für Ihre Wohlfahrt, mein Ungemach auf einige Zeit

ganz und gar. Ja, mein liebster Freund, Ihr Brief ward mir eine der stärksten Ursachen, eine Reise zu meiner Mutter nach Haynchen, und von dar nach Dresden, in der Gesellschaft eines Bruders vorzunehmen, der mich sehr lieb hat. Diese Reise ist mir wohl bekommen. Ich bin wenigstens gesünder, und nicht so niedergeschlagen gewesen, als zuvor. Was kann ich von einer Reise von zwanzig Meilen mehr verlangen? Genug, ich preise Gott, daß mein Uebel sich gemindert hat. Ich fühle freylich seine Gegenwart noch; aber ich habe doch mehr heitre Stunden, und selbst die schrecklichen sind weniger schrecklich. Wie gütig ist die Vorsehung! und warum ist nicht meine ganze Seele Dankbarkeit und Liebe? Ich will getrost seyn, und sein harren; der Herr über alles wirds wohl machen.

Herr Sulzer hat mich gebethen, künftigen Frühling bey ihm in Berlin zuzubringen, und ich habe in meinem Herzen so darein gewilliget, wie man in eine Sache williget, die man wünscht, und die bey der Zukunft steht. Sollte ichs thun: so werde ich Sie oft aufsuchen und meine Ruhe und meinen Kummer mit Ihnen theilen; denn ich weiß, Sie lieben mich auch noch, wenn ich klage.

Grüßen Sie die liebreiche Gefährtin Ihres Lebens mit tausend guten Wünschen von mir, und nehmen Sie zugleich für die ertheilte Nachricht, im Namen meines Freundes, den verbindlichsten Dank von mir an. Es hat allerdings eine Null in der Summe gefehlt. Ich bin der Ihrige

G.

An den Freiherrn von Crauſſen.

L. d. 3. Febr. 1753.

Hochgebohrner Freyherr,

Die Aufrichtigkeit, mit der Sie in dem letzten Briefe Ihren Charakter entworfen, macht ihn nur liebenswürdiger. Sich so kennen, wie Sie ſich kennen, und das Herz haben, ſeine eignen Fehler nicht zu verſchweigen, bleibt allemal eine groſſe Eigenſchaft. Warum ſoll ich endlich nicht glauben, daß Sie zu ſtrenge gegen ſich ſind, und das zum Exempel als eine Hartnäckigkeit in Anſehung Ihres freundſchaftlichen Charakters betrachten, was doch vielmehr eine edle Freymüthigkeit iſt? Aus Liebe ſeinem Freunde die Wahrheit trocken ſagen, iſt eine ſeltne Beredſamkeit; und wenn ſie gleich nicht allen angenehm iſt: ſo werden ſie doch diejenigen hochachten, die zur Freundſchaft geboren ſind. Genug, mein Verlangen, Ihres nähern Umgangs zu genieſſen, iſt durch die Strenge, mit der Sie ſich in der Freundſchaft abſchildern, nicht gemindert, ſondern nur vermehret geworden; und ich würde den Wunſch, Sie, theureſter Freund, in Leipzig zu wiſſen, nie aufgeben, wenn ich wüßte, daß er Ihr Vergnügen eben ſo ſehr befördern könnte, als ich weis, daß er das meinige vergröſſern würde. Doch würde ich auch in meinen jetzigen Umſtänden dies Glück genug ſchmecken können? Leider bin ich immer noch mit der Hypochondrie ſeit dem Gebrauche des Lauchſtädter Bades auſſerordentlich beſchweret, und meine Seele leidet mit meinem Körper zugleich. Ohne Munterkeit, ohne Lebhaftigkeit des Geiſtes arbeite ich mit vieler Mühe und wenigem Glücke, und weis kaum durch die Nebel hindurch zu dringen, die ihn umgeben. Ehe ichs denke, ermüdet mein Körper, und drückt die Seele mit ſich nieder. Ich fürchte, weil ich ſeit einigen Wochen in der

linken Hand, und dem linken Fuße zu verschiedenenmalen in den Junkturen anhaltende Schmerzen gefühlt habe, daß vielleicht mein Uebel gar in eine Gliederkrankheit ausarten dürfte. Schrecklicher Gedanke! Doch der Herr, der unser Schicksal regieret und verhängt, wird es machen, wie mirs gut ist, und die Ergebung in seinen Willen, so schwer sie der Natur in harten Fällen wird, ist doch allezeit die Pflicht und die Ehre eines Geschöpfes. Ich habe viel Glück in der Welt, das ich nicht verdiene; und viel Unglück nicht, das ich vielleicht verdient habe; warum will ich zagen? Ich will mir Ihre Standhaftigkeit in Unfällen, mit beständiges Beispiel und einen geheimen Trost seyn lassen.

Für die beyden schönen Gedichte, die Sie mir überschicket, danke ich Ihnen ergebenst, und wünsche Ihnen vor tausend andern, nicht nur in diesem angefangenen Jahre, sondern in Ihrem ganzen Leben, alle die Zufriedenheit, die wir in dieser Welt genießen können, und die, wo nicht immer, doch oft die Belohnung rechtschaffener Männer zu seyn pflegt. Versüßen Sie mir ferner mein Schicksal durch Ihre Gewogenheit. Ich bin zeitlebens mit der empfindlichsten Hochachtung der Ihrige

Gellert.

Hochgebohrner Freyherr!

Ihr Brief vom 8. Februar ist durch meine Unpäßlichkeit und Unthätigkeit so lange liegen geblieben, daß ich den 1. Merz ein Postscript dazu machen kann.

Ihre überschickten Verse von Ihrer liebenswürdigen Schwester haben mir ganz außerordentlich gefallen. Ich will nicht sagen, daß eine strenge Kritik nichts zu erinnern fände, dazu bin ich zu aufrichtig; aber das ist gewiß, daß ein vortreffliches Feuer in diesen Zeilen herrscht. Die Dichterin weis ihrem Gedanken einen

sehr seinen Schwung zu geben, und den Nachdruck mit der Freyheit zu verbinden. Was kann man mehr begehren? Genug, nach meiner Empfindung ist in diesem kleinen Stücke mehr poetische Sprache, als in manchem Heldengedichte, das unsre Zeiten hervorbringen. Die lieben Kinder hätte ich meine Sylvia mögen vorstellen sehen; sie würden gemacht haben, daß ich wenigstens einen frohen Tag meines Lebens mehr gehabt hätte. Da sie Ihren Beyfall verdient haben: so weis ich gewiß, daß sie das Stück besser agirt haben, als ichs hier auf der Schaubühne aufführen sehe.

Leider trinke ich auch Caffee und rauche auch Toback. So viel Gewalt ich mir anthue, beides mäßig zu gebrauchen: so ist mirs doch beynahe unmöglich, es ganz zu lassen, weil ich dabey studire. Es ist mein täglicher Kummer; denn weder das eine noch das andere kann unserm Körper ganz unschädlich seyn. Aber was für Gewalt hat nicht eine schreckliche Gewohnheit über uns?

Ein Hällisches Apothekchen will ich gewiß, und zwar noch diese Woche aus Halle verschreiben. Ich kenne den Hofrath Madai, der die Arzneien selbst besorget. Das kleinste kostet Sechs Thaler, und wenn man kein Buch dazu nimmt, das Sie vielleicht schon haben, achtzehn Groschen weniger. Aber für Sechs Thaler ist es nicht verschlossen, ich werde also wohl eines für Acht Thaler ohne Buch verschreiben. Wollen Sie die Arzeneien gern vor der Messe haben: so will ich sehn, daß sie mein Verleger, wenn er Bücher an Hr. Korn schicket, mit einschlagen und bequem fortschaffen kann. In diesem letzten Falle erwarte ich Ihre Antwort. Außerdem soll die Apotheke bis zur Messe hier bleiben. Ich empfehle mich der Frau von Dyhern zu Gnaden und bin der Ihrige

d. 1. März 1753.

Gellert.

29. (5.)

J. F. Freiherr v. Cronegk an Gellert.

Hohentrüdingen d. 16. Juni 1758.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch größern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze. —

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander sprechen, sie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr so viel sage, und bey dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Anspach so zerstreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen.
Benetzt von stillen zärtlichen Thränen,
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schicke Ihnen meinen Skripts und einige andre Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stücke, wenn sie nicht zu viel Fehler haben, als daß sie sich verbessern ließen. Auf diesen Fall aber schicken Sie mir sie wieder, und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft: aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich noch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder und dem schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisoren. Ich weis, daß Sie nicht gern Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleißige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur, bisweilen Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

aufrichtigster Freund und Verehrer,
von Cronegk.

29.

An Borchward.

L. d. 22. Juni 1753.

Ich fange diesen Brief mit der Versicherung an, daß ich Sie unendlich liebe; dies will mein Herz; und nunmehr will ich Ihnen gleich die Ursache sagen, warum Sie diese Messe weder einen Brief noch die verlangten Bücher erhalten haben. Ich

e den vierten May mit Doctor Tillingen, der Bademe-
s im Carlsbade und mein Freund ist, dahin, ob er mir
h nicht sehr dazu rieth. Ich reiste (denn was wagt ein
der nicht, den bald sein Geist, bald sein Körper martert),
reiste ins Carlsbad, und vorgestern, den zwanzigsten d. M.,
ich wieder in Leipzig angekommen, nachdem ich drey Wo-
in Annaberg, sowohl wegen der kalten Witterung, als
en des Mangels der Kräfte, stille gelegen habe, und alsdenn
Wochen im Bade gewesen bin. Von dem Erfolge der Cur
ich Ihnen zur Zeit nichts sagen, als daß ich sehr matt
etwas schlaflos bin. Ich verlange keine Herstellung der
ndheit; nein, nur eine kleine Lindrung. Möchte es doch
Vater der Menschen gefallen, nur meinen Geist zu stärken,
Leiden des Leibes will ich gern bis in mein Grab tragen!
, mein liebster Freund, welche Veränderung ist mit mir seit-
vorgegangen, daß ich Sie nicht gesehen habe! und welche
mit mir bald vorgehen, wenn sichs nicht im kurzen bessert!
scheint, daß ich Sie in diesem Leben wohl nicht wieder sehn
e; aber in jener Welt will ich Sie unter den Freuden der
ckseligen triumphirend umarmen, und Ihnen brüderlich dan-
daß Sie mich geliebet haben.

Bey dieser Vorstellung fällt mir Ihr Young und der gute
vey ein, an die ich in dem letzten Briefe nicht gedacht
. Können Sie wohl zweifeln, daß ich Youngen nicht so
achten sollte, als Sie ihn achten? daß er mich nicht mehr
uen sollte, als der Dichter des Meßias? Nein, ich verehre
ngen, auch wenn ich ihn nicht verstehe; denn ich schließe aus
was leicht ist, daß er auch schön und vortreflich denkt,
n er schwer ist. Er hat mich vielmal bis zum Zittern mit
n kühnen Gedanken fortgerissen, und mitten in der Angst
erquickt. Sein Uebersetzer, Ebert, ein vortreflicher Kopf
Prinzeninformator in Braunschweig), ist einer meiner ge-

schicklichsten Freunde. Er hat mich, als er vor acht Jahren in Leipzig studirte, das Englische gelehret; und aus den ersten Büchern, die er mit mir las, waren Youngs Satyren: die Liebe zum Ruhme. Hervey ist unendlich weit unter Youngs Geist. Er hat ein frommes liebes Herz; aber seine schematische und allegorische Art mich zu erbauen, läßt meine Empfindung kalt, und heißt mich zu dem nächsten Blatte eilen. Indessen habe ich ihn einmal ganz durchgelesen. Zu diesen Critiken, welche die Ihrigen und die meinigen sind (so gewiß als ich lebe), will ich mein Urtheil über Ihre beyden Erzählungen hinzusetzen. Sie sind in vielen Theilen sehr naif und schön; in manchen scheinen sie mir etwas weitläuftig. Kurz, in den Augen guter Freunde, und in den Händen guter Freundinnen, sind sie des größten Beyfalls werth. Dennoch behaupte ich, daß Ihre Poesie nicht so viel gefallendes hat, als Ihre Prosa; vermuthlich ist die Schwierigkeit des Verses, die Sie zu übersteigen suchen müssen, die Ursache dieses Mangels. — — Den Plato und Xenophon, denke ich Ihnen mit diesem Briefe zu schicken. Mehr kann ich nicht schreiben; denn ach wie kraftlos bin ich! — — Gott lasse es Ihnen und Ihrer wackern Frau und allen Ihren Freunden wohl gehn! Wie gern möchte ich Sie in Ihrem Hause umarmen! Ich bin ꝛc.

G.

30.

An den Freiherrn von Crausse.

L. d. 28. Juni 1753.

Hochgebohrner Freyherr!

Ich bin, wie Sie vielleicht schon wissen werden, im Carlsbade gewesen; denn wie könnte ich sonst eine Messe vorbey las-

n, ohne Ihnen zu ſchreiben. Von meiner Cur will ich Ihnen
ht viel ſagen. Wiſſen Sie nicht ſchon genug, wenn Sie wiſ-
n, daß ich nicht kränker und auch nicht viel geſünder bin, als
rdem? und warum wollte ich auch alle meine Briefe an Sie
Verzeichniſſen von meinen Zufällen und Curen machen? Ich
abe dieſen Fehler ſchon oft genug begangen. Genug, daß ich
hnen mein Glück nicht verſchweigen werde, wenn wir Gott
ch dem Bade einige Linderung ſchenken ſollte. Vielleicht ge-
lt es ihm; doch nicht, wie ich will.

Sie ſind wieder Poet geworden, theureſter Freund. Wie ſehr
wundere ich Ihre Liebe zur Dichtkunſt, und Ihren erſtaunen-
n Fleiß! Mich deucht, daß ſich Ihre poetiſche Sprache gut
einem Lehrgedichte ſchickt, und ich bitte Sie ſehr, wenn Sie
rarbeiten, daß Sie ſich vor den gar zu proſaiſchen und ge-
öhnlichen Ausdrücken hüten. Ihr Plan, ſo wie Sie mir ihn
worfen haben, iſt ſehr gut, er iſt ſyſtematiſch; aber für ein
edicht zu philoſophiſch. Wenn der Dichter einer ſo ſtrengen
rdnung folgen will: ſo muß er, indem er lehret, nothwendig
att und proſaiſch werden, und darüber vergeſſen, daß man in
r Poeſie lehrt, um zu vergnügen; denn außerdem, wenn der
nterricht nur die Abſicht wäre: ſo würden wir ſie in Proſa
eit beſſer, gewiſſer und leichter erreichen können, als in der
oeſie. Nehmen ſie nur z. E. des jüngern Racine beyden Lehr-
edichte von der Religion und Gnade, und ſehn Sie, ob er eine
ſtrenge Methode blicken läßt? Er beobachtet die natürliche
rdnung; außerdem überläßt er ſich der Freyheit der Poeſie,
cht alles, ſondern nur das, was das vorzüglichſte iſt, und was
ch ſchön ſagen läßt, zu ſagen. Sie werden eben das bey dem
oraz, dem Vida, dem Boileau in ihren Lehrgedichten von der
oeſie, bey Popen in ſeinem Kriticism, und bey zehen andern
chtern finden. Ich wünſchte alſo, daß Sie das Syſtem in
rem Gedichte etwas verbergen, und die philoſophiſche Gründ-

lichkeit durch die Anmuth der Poesie versüssen können. Ich sehe aus den überschickten Bogen, daß Sie zu genau sind. Sie sagen mehr, als man fordert, um nichts wegzulassen. Wollen Sie in dieser Arbeit fortfahren: so will ich Ihnen von Herzen Glück dazu wünschen. Käme es blos auf meine Freundschaft an, Sie würden das vortreflichste Meisterstück zuwege bringen, und ich würde, als Ihr Freund und Verehrer, erst der Welt bekannt werden.

Ihre Schäfergedichte habe ich nicht gesehen, und ich kränke mich, daß ich mich nicht wenigstens durch die Korrektur um dieses Gedicht habe verdient machen sollen. Vielleicht kann ich bey Breitkopfen ein Exemplar finden. — —

Für Ihren langen, schönen und freundschaftlichen Brief und für Ihre abermalige Vorsorge für meine Mutter, danke ich Ihnen gehorsamst, und bitte um Ihre Gewogenheit gegen mich bis in mein Grab. Sie wissen es gewiß, wie hoch ich Sie schätze, und wie herzlich ich der Ihrige bin.

Gellert.

P. S. Liebster Herr Baron!

Muß ich denn immer traurige Nachrichten von Ihnen erfahren? Sie sind so gefährlich, so lange krank gewesen? Gebe doch Gott, daß diese Ihre Krankheit die Ursache einer langwierigen Gesundheit werde! was für eine Freude würde ich gehabt haben, wenn ich Sie in dem Carlsbade angetroffen hätte; wenn ich Ihnen an diesem Orte, wo man den Vergnügungen des Herzens nachhängen muß, alles das hätte sagen und zeigen können, was ich von Hochachtung und Liebe gegen Sie empfinde und zeitlebens empfinden werde. Aber es hat mir nicht so gut werden sollen. Für Ihr schönes Gedicht danke ich Ihnen ergebenst, und melde Ihnen zugleich, daß das Buch zu der Halischen Arzney Hr. Kornen gewiß übergeben worden ist. Er muß

verlegt haben. Ich habe an ihn geschrieben. Wann ers nicht ndet: so will ich Ihnen bald ein ander Exemplar schicken. Ich in mit der vollkommensten Ergebenheit Ihr Freund und Diener

Gellert.

31.

An denselben.

L. d. 8. Oct. 1753.

Hochgebohrner Freyherr,
Hochzuehrender Herr und Freund!

Wenn Sie von der gelehrten Welt, wie Sie schreiben, Abhied nehmen wollen; so habe ich noch weit mehr Ursache dazu. ch vermisse alle Lebhaftigkeit, die zu einem Autor erfordert ird, und ich erfahre es insonderheit, wie wahr es ist, daß man cht in jedem Alter Verse machen kann. Ich mag die Ursachen ht aufsuchen, genug daß es meine Pflicht ist, nicht wider mich zu handeln, und den Beyfall, den ich mir ehedem erworben, t durch unglückliche Arbeiten zu verderben. Ich begnüge junge Leute zu unterrichten, welche Genie haben, und meine Ehre darinnen, wenn ich andere Arbeiten schätzen, dern, und bekannt machen kann. Sie, theuerster Freund, so viel Verdienste um die Welt, daß Sie die Mühe eines nicht erst zu Hülfe nehmen dürfen, um sich zu verewigen; enn Ihre Freunde Sie um Gedichte ersuchen, so weis ich daß Sie allezeit Ihre Wünsche übertreffen werden. Schoe Ihre so schätzbare Gesundheit, und überhäufen Sie sich it Arbeiten; Sie sollen noch lange gesund und vollkomfrieden leben. Dieses wünsche ich nebst tausend andern

und insonderheit nebst meiner alten Mutter, die Ihnen unendlich für Ihre besondere Gnade dankt.

Ich verharre mit der ersinnlichsten Hochachtung

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster

Gellert.

32.

An Borchward.

L. d. 19. Dec. 1753.

Auch ein Brief an meine Freunde ist mir in meinen itzigen Umständen eine Arbeit. Sie müssen mir es also vergeben, daß ich Ihnen so selten schreibe, und mich bedauren, daß ich unglücklich genug bin, in dem Vergnügen eine Arbeit zu finden. Dieser Eingang verräth, daß ich Lust zu klagen habe, und wer ist meiner Klagen würdiger, als Sie, mein liebster Borchward? Aber um mich selbst zu bestrafen, will ich diese Neigung itzt nicht befriedigen. Ich will Ihnen vielmehr sagen, daß ich Ursach habe, zufriedner mit meinem Schicksale zu seyn, als ich es vor dem Jahre in eben diesem Monate seyn konnte. Meine Seele ist noch nicht heiter, noch nicht stark; aber sie ist auch nicht so verfinstert, so entkräftet, als sie damals war. Ich kränke mich indessen weit mehr, daß ich so unempfindlich bin, das Glück, das ich habe, zu erkennen und zu fühlen, als ich über das, was mir mangelt, betrübt bin. Wo kömmt diese Kälte, diese undankbare Härte her, von der ich sonst nichts gewußt habe? Ich stehe mit der Trägheit auf, mit der ich mich niederlegte: und der Gedanke, du hast die ganze Nacht ruhig geschlafen, ist des Morgens meiner Seelen eine gleichgültige Zeitung. Mein Gott, wie wenig

vermag der Mensch über sich selbst, und wie viel glaubt er sich doch heimlich zu seyn! Ich esse, ich trinke, ich schlafe, und fühle doch keine Kräfte. Freylich habe ich itzt wenig Bewegung, und des Tags drey Collegia; aber unter fast gleichen Umständen war ich doch vor wenig Jahren ein ganz anderer und besserer Mensch. Noch mehr, ich hatte mehr Beschwerungen des Leibes, weniger Schlaf, mehr Beklemmungen der Brust, und dennoch war ich weit munterer. Hätte ich, wie Sie, eine liebenswürdige Frau, so glaubte ich der bangen Stunden an ihrer Seite weniger zu haben. Würde nicht ein Wort, ein Blick von ihr oft meinen Geist aus seinem traurigen Schlummer reißen? Doch, wo weiß ich das? Würde es nicht meine Unruhe eben so leicht vermehren, wenn ich die ihrige durch mich wachsen sähe? Genug, dieses Glück hat nicht in den Plan meines Schicksals gehört; und was wäre die Gelassenheit für eine Tugend, wenn sie uns nicht wirkliche Uebel ertragen lehrte, indem sie uns auf die weise und gütige Hand der Vorsehung sehen heißt. Was verdienen wir vor Gott? Nein, ich will den Vorsatz, den ich tausendmal gefaßt habe, noch einmal vor Ihren Augen fassen, ich will nicht unleidlich seyn, sondern des Herrn harren, und sorgen, wie ich den geringen Rest meiner Kräfte mir und andern zum Besten anwenden kann. Könnte ich dieses nur, so würde ein großes Theil meiner Unzufriedenheit wegfallen.

Ach, wie wollte ich zu Ihnen eilen, wenn Sie nicht weiter als acht oder zehn Meilen von mir entfernt wären! denn nunmehr geben mir die Feyertage einige Freyheit. Nun, ich umarme Sie in Gedanken mit einem recht brüderlichen Herzen; ich danke Ihnen für Ihren letzten vortreflichen Brief, und sage Ihnen, daß Ihre Ermunterungen eine recht siegende Beredsamkeit für mich haben. Ich grüße Ihre Frau Gemahlin, und wünsche Ihnen und Ihr die zufriedensten Feyertage.

G.

22. (1.)

1753.

Meine liebe Freundinn,

Warum sagt mich doch die Welt so oft todt? Bin ich wichtig genug, daß sie etwas gewinnen sollte, wenn ich stürbe? Große Herren sterben in den öffentlichen Nachrichten immer etlichemal, aber warum soll ich diese Ehre haben? Ich bekomme sehr oft Briefe von meinen auswärtigen Correspondenten, in welchen sie mir die ungegründete Furcht melden, worein sie durch eine falsche Nachricht von meinem Tode wären gesetzt worden. In einem gewissen Verstande mögen diese Nachrichten auch wohl wahr seyn. Wenigstens haben tausend Dinge, welche die Lebendigen vergnügen, für mich keinen Reiz und keine Kraft mehr, so wie ich zu vielen Dingen, welche für die Lebenden gehören, weder Lust noch Vermögen habe. Traurige Scene meines Lebens, die ich mir vor drey oder vier Jahren, als die unglaublichste würde vorgestellet haben! Aber so wenig kennen wir uns selbst und unser Schicksal. Nichts schmerzet mich mehr, als wenn ich bedenke, daß ich auf diese Weise fast alle die Eigenschaften verliere, wodurch ich die Liebe meiner Freunde erworben und Andern zu dienen gesucht habe. So wenig ich endlich abergläubisch bin, so denke ich doch nicht zu irren, wenn ich die öftern Nachrichten von meinem Tode als Erinnerungen ansehe, die mir nöthig sind, weil ich mir sie vielleicht selbst nicht ernstlich genug mache. Mit Ihnen kann ich so reden, meine Freundinn. Sie wissen, wie gern wir die Augen von diesem letzten Auftritte unsers Lebens abwenden. Möchte mich doch Gott so glücklich werden lassen, daß ich, über die Furcht des Todes erhaben, ihn mehr mit Freuden als mit Zittern mir täglich vorstellen könnte! Ich bin ꝛc. G.

34. (2.)

An den Herrn Professor S**. *)

1753.

Liebster Freund,

Ich habe mich des traurigen Privilegii, stumm zu seyn, nur gar zu lange gegen Sie bedienet, und ich will mir das Jahr nicht unter dem Vorwurfe verstreichen lassen, daß ich einem meiner schätzbarsten Freunde die Antwort schuldig geblieben bin, die Antwort auf einen Brief, der von nichts als Freuden voll ist, die man mir in B[erlin] zubereitet hatte, und die ich hätte geniessen können, wenn ich die Kunst verstünde, weniger hypochondrisch zu seyn, und dem Aengstlichen eines Bades die Animüth eines Landhauses, mitten in einer Residenz, vorzuziehen. Aber so will es mein Schicksal: ich beziehe die Bäder, ringe nach Gesundheit und verseufze die Zeit, die ich in den Armen der rechtschaffensten Freunde süß verweinen könnte. Es ist wahr, ich bin nach dem Carlsbade weniger beängstiget gewesen, als nach dem Lauchstädter; allein die Ruhe, die Heiterkeit, die ich suche, habe ich auch da nicht gefunden. Indessen harre ich, und sammle den Rest meiner Kräfte, diejenige Geduld auszuüben, die nicht allein itzt meine vornehmste Pflicht, sondern auch meine einzige Arzney ist. Erreiche ich diesen Winter nur einige von den Stufen der Munterkeit, von denen ich zurück gefallen bin: so beantworte ich alle Ihre freundschaftlichen Einladungen, Ihre Liebe und das Mitleiden Ihrer Wilhelmine künftigen Frühling persönlich. Gebe es doch Gott, daß ich diese Freude noch schmecken mag! Ihren K.. habe ich nicht gesehen, ich bin vermuthlich verreiset gewesen. Aber warum habe ich nun auch dieß Glück nicht geniessen sollen, mir einen Mann zum Freunde zu machen, der Ihr bester [illegible]

*) (An Sulzer; vergl. N. 26, S. 49.)

ist? Wo ich hinsehe, entzieht mir die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil an dem geselligen Leben. Würde ich verreiset gewesen seyn, wenn ichs nicht gethan hätte, um nicht krank zu seyn? Aber ich wollte ja nicht murren? Nein, ich will es auch nicht thun. Tausend wackre Leute, die unendlich mehr Verdienste haben als ich, sind eben nicht glücklicher, und werden vielleicht weniger bedauert, als ich. Leben Sie wohl, liebster G.., und tragen Sie ferner durch Ihre Liebe einen Theil meiner Last. Ich küsse Sie und Ihre liebe, gute, fromme Wilhelmine. Es müsse Ihnen nicht nur in dem künftigen Jahre, es müsse Ihnen zeitlebens so wohl gehen, als ich und tausend Andre Ihnen wünschen, und als Sie Beide vor so vielen Andern verdienen. Ich bin zeitlebens der Ihrige,

G.

35.*)

Rabener an Gellert.

[Dresden, 1753.]

Liebster Professor,

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beyde glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen, denn wir sind bis itzt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund seyn, wenn die Wün-

*) (G. W. Rabeners Briefe, herausgeg. v. C. F. Weiße. 1772. S. 248 ff.)

he Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich ngerichtet habe, und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen uf Michael sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber h bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst ermisse ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier einge- ohnt seyn, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht nge mehr vermissen. Lesen Sie denn auch mannigmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michael die schwe- ische Gräfinn eingebunden zu schenken. Ja freylich eingebun- n; denn der Band ist das beste, und mein Exemplar haben t die Princessinnen *** und ***, von denen ich es schwer rück bekommen möchte, wenigstens kann ich es ihnen nicht ieder abfordern. Die guten Princessinnen haben beyde Theile urchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuth- ch, weil alles so fein leserlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist anz gut, es steht auch nichts ärgerliches drinne, daß es also ine Princessinn ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn nser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn rafen selbst gefragt haben, aber es ist bey mir noch so viel Ge- irre, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde nd Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, nd die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Em- fehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, inen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreyherrlichen achbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise be- ommen sey, sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn r roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hoffnung verloren. r hat mir gesagt, daß auf der Rammischen Gasse, wo ich ohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl iese Nachricht haben? —

Nun kömmt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Ant- ort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine

auswärtige Universität gehen soll, und etwan funfzehn Jahr alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen; ich weis es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehn, auch französisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weis ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mägdchen grüßen Sie nicht, darum will ich sehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie schreiben, so haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigstens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroschen zum Merseburger fehlt. Leben Sie wohl, mein lieber Stummer!

Rabener.

36.*)

An Joh. Andr. Cramer.

L. d. 7. Jan. 1754.

Lieber Bruder,

Mein ganzes Verdienst besteht itzt darinne, daß ich Dich bewundre und lobe.

Der Einfall wegen der Psalme ist vortrefflich; aber die Ausführung noch vortrefflicher. Ich habe nichts zu tadeln, als daß sie noch nicht gedruckt und von der Welt gelesen und auswendig gelernt sind. Der Welt wegen wünschte ich, daß Du hin und wieder etwas leichter seyn möchtest. Was Dir leicht ist in Dei-

*) (Klopstock. Er; und über ihn, herausgeg. v. C. F. Cramer. 1792. Th. 5, S. 173 ff.)

ner poetischen Höhe, das ist der Welt nicht stets leicht: und für die Welt dichtest Du itzt. Mache, daß bald der erste Theil herauskömmt; doch ich wollte, daß alle drey Theile zugleich da wären — — Wegen Deiner Oden und Lehrgedichte sey von mir auch im neuen Jahre ermahnet. Du mußt sie zusammen drucken lassen und Deinen Namen vorsetzen, so gut, als vor die Psalmen; denn die große Welt kennet Dich gar nicht als einen Dichter. Wer liest die Beyträge; und wer weis, daß Du dieses oder jenes darinnen gedichtet hast? Die Franzosen würden Dich lesen, wenn sie Dich hätten; sie würden Dich übersetzen, so wie mich ein Herr von Riverie, ein Mitglied der Academie, itzt in Paris übersetzt, nämlich meine Fabeln. Der erste Theil soll zu Ostern daselbst gedruckt seyn.

Ich liebe Dich, als ein Bruder; ich umarme Dich, Deine Frau und Kinder, und bin ewig der Eurige,

Gellert.

David gefällt mir vortrefflich, bis auf die zweyte Strophe; diese ließ ich weg. — Die Welten unter seinen Füßen — ist dunkel, wenigstens für die Welt; und an diese müßen Sie bey Ihren Psalmen so sehr denken, und noch mehr, als an die Poeten, Ihre Brüder. — Ps. 1. Der Sünder ist — ist steht falsch — dennoch gefällt mir die Aenderung besser, als das Erste. Dieser Psalm ist schön zum Singen, und das wünsche ich. — Ps. 2. wild ihr arm — mir gefällt hier das wild nicht. Der Sterblichen im blinden Grimme — im blinden Grimme, möchte ich voran und Stimme zur andern Zeile haben. Den ich zu meinem König weihte — ist etwas dunkel. gern — man hört den Reim sehr; aber er soll wegen des Sohns des Herrn doch bleiben. — Ps. 3. Gott — ich wollte, daß es o Gott! hieße. Hasser ist mir etwas anstößig: aber bey Dir vertrag ichs. — Ps. 6. Schwellen meine Lager

voll, scheint mir verwegen active gesagt. Beter ꝛc. Ich freue mich, daß Du dieß Wort in der Poesie wagst. Der mich wagt zu hassen ꝛc. wider die Grammatik. — Ps. 7. Ein leicht zerrißner Raub — das versteht die Welt nicht genug. — Ps. 10. Ihr Laster machet sie zu Freunden: dunkel, sie, anstatt einander. Dieser Psalm ist sehr schön. — Ps. 11. Hier kömmt das Wort Frevler so vielmal vor. — Ps. 13. vortrefflich. — Ps. 14. — ihm zu flehn — wenn der noch fernen Rache Stimme — klingt mir hart. Ich dächte, die Aendrung könntest Du behalten. — Ps. 23. ist schön, zum Singen schön, und das ists, was ich im Namen der Welt wünsche. Alles was Empfindung ist, läßt sich besser singen, als die erhabenste Poesie der Gemälde. — Ps. 29. mit hingeworfnen Leibern — nicht gut. Sie macht sie hüpfen; diese Strophe würde ich wegen der verworrnen Construction tadeln: aber Cramern kann ich sie nicht tadeln, bey ihm gefällt sie mir. — Ps. 37. Vertheidigt euer Herz — lieber bewahret, oder so ein Wort; denn vertheidigen ist der Welt zweydeutig. Der ganze Psalm gefällt mir vortrefflich, bis auf die Strophe: Ein Frevler stieg empor ꝛc. — Ps. 39. Als ob sie bleiben müßten; bleiben ist zweydeutig; ein ander Wort. — Ps. 41. Die Aendrung soll bleiben. — Ps. 46. Entstürzten — lieber stürzen allein. — Ps. 47. Singt auch gern — lieber ihm gern. — Ps. 57. vortrefflich; nur die Winterwolke gefällt mir nicht. — Ps. 70. Ein Lied in die Kirche; das ist vortrefflich. Ich küsse Dich. Aber dafür mußt Du auch das zerstreu wegthun. — Ps. 93. Ich muß Dich wieder küssen; nur kann ich die aufgewiegelten Ströme nicht leiden. Mein poetisches Herz ist zu verzagt bey solchen Worten. — Ps. 96. Die Aendrung am Ende bleibt, wenn Du keine bessre findest. — Ps. 100. Ich singe Dich schon mit in der Dresdner Hofkirche; da soll dieß Lied gesungen werden, ehe Du noch Sächs-

fischer Oberhofprediger wirst. Du bist wirklich zehnmal klüger als ich; und ich bin nur ein poetischer Hänfling gegen Dich Nachtigalle. — Ps. 118. Um und um, — gefällt mir nicht, sonst aber alles. Ich änderte es in Gedanken: Das Fest mit Meien; schmückts mit Ruhm. Da ichs geändert hatte, fand ich in dem um und um etwas nachdrückliches, eine Art einfältiger Malerey, die mir natürlicher war, als der Ruhm. Also laß Dich flehn. — Ps. 119. Ich treibe meinen Fuß zu dir hin; ich setzte, ich kehre ꝛc. Nachdem ich den 119. Psalm gelesen habe; so schäme ich mich, Dich weiter zu tadeln, und auch Dich getadelt zu haben. Du warst gebohren, die Psalme der Welt vom neuen schätzbar zu machen.

---

37. (59.)

L. d. 30. Jan. 1754.

Lieber Herr C***,

Unter den vielen Ursachen, warum ich seit etlichen Tagen böse auf mich bin, ist dieses keine der geringsten, daß ich einen Brief von Ihnen seit langer Zeit unbeantwortet gelassen; einen Brief, der mit Liebe und Achtung gegen mich angefüllt ist. Und wodurch soll ich meinen Fehler wieder gut machen? Durch einen langen Brief? Durch Versprechungen, daß ich oft an Sie schreiben, daß ich mich weder durch den Geist der Hypochondrie, noch des Katheders, noch des Autors von dem Vergnügen will abhalten lassen, mit Ihnen zu reden, mit Ihnen über Ihr gelehrtes Exilium zu klagen, und Sie mit den Beyspielen großer Männer zu trösten, deren erstes Schicksal auch Prüfung gewesen ist? Leibnitz fällt mir den Augenblick ein, und nach ihm Mosheim. Sie mögen es nun denken, oder nicht: so ist doch Ihre

Jugend der Jugend dieser Männer ähnlich. Leibnitz wollte in seinem achtzehnten Jahre Doctor werden. Man schlug es ihm ab, und er gieng einige Zeit in ein gelehrtes Exilium. Ich kann die Parallel nicht weiter fortsetzen, weil ich Lamprechts Leben dieses Mannes nicht bey der Hand habe. Mosheim predigte als Candidat einige Jahre in Lübeck, und hatte wenig Aussichten zu einer Dorfpfarre, die er sich wünschte, u. s. w. Aber nicht so gelehrt. Ich bedaure Sie im Ernste, lieber C..., daß Sie, fern von Freunden, fern von den Gegenden des Geschmacks und des guten Umgangs, die Jahre Ihres Frühlings verregistriren sollen. Aber eben dieses, daß Sie bedauert werden, daß Sie Freunde haben, nach denen Sie sich sehnen müssen, und die sich nach Ihnen sehnen; daß Sie Geschmack haben, und also lesen können, das ist doch alles Trost. Perser et obdura, dolor hic Tibi proderit olim; das Letzte glauben Sie mir, und nicht dem Poeten; das Erste thun Sie, weil es Ihre Pflicht und Ihre Ruhe erfordert. —

Dieser Brief ist, dächte ich, sehr lang, wenn alle Briefe lang sind, in denen nicht viel steht. Ich schließe ihn also, und versichere Sie, daß ich Sie liebe und hochachte, daß ich an Ihr gutes Herz, Ihren Fleiß, Ihr Genie, Ihre Liebe zu den Wissenschaften, und, was weit mehr ist, zur Rechtschaffenheit und Tugend, allezeit mit Freuden denke, und Sie in Gedanken segne. Das thue ich itzt, und bitte um Ihre fernere Liebe.

G.

28.*)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 7. Febr. 1754.

Mein lieber Baron,

Ich bin sehr froh über Ihre Zurückkunft; aber ich würde weit froher seyn, wenn Sie mir zwanzig Meilen näher wohnten. Würde das nicht hübsch seyn, wenn ich, bey einer traurigen Arbeit, zu mir sagen könnte: Sey nicht ungeduldig; morgen sollst Du auch zu deinem lieben Baron Cronegk reisen: es sind nur acht Meilen; in vier Tagen bist du wieder da, und hast dich gesund, munter und poetisch mit ihm geredet. Ja wohl, wäre das schön. Da brächte ich Ihnen Ihre Comödien mit und ließ mir sie von Ihnen vorlesen, und machte Ihnen peinliche Anmerkungen; und wenn ich zurück reiste, nähme ich mir wieder neue Arbeiten von Ihnen mit; und auf diese Weise könnte ich Ihre Liebe und Sie könnten mein Herz genießen. Aber was würde Ihre gn. Fr. Mutter dazu sagen? Würde sie nicht glauben, wenn ich so oft käme, daß ich ein Abgeordneter einer Sächsischen Schöne wäre? Das möchte sie immer sagen. Wenn man studiret und gereiset hat: so ist die erste Belohnung eine liebenswürdige Frau, und die andre ein liebenswürdiger Sohn, dem Vater gleich. Und das ist mein Ernst, bester Baron, Sie müssen heirathen. Ihr Herz soll ein zweytes Herz glücklich machen und von ihm glücklich gemacht werden; dazu sind Sie gebohren. Sie sollen lieben und durch Ihr Beyspiel das wahre Glück der Liebe und der Tugend lehren. Ein Vater, der seine Familie weise regiert und gütig versorgt, ist in meinen Augen ein großer Mann. Lassen Sie den Lenz Ihrer Jahre nicht einsam verstrei-

*) (Aus dem Original, im Besitz des Hrn. D. A. Schulz zu Leipzig.)

chen und glauben Sie, daß mein Leben zufriedner seyn würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unersetzlichen Fehler, nicht begangen hätte.

Das ist genug für einen Brief. Wie ist Ihr erster April aufgenommen worden? Ich denke, ich werde Reichthum und Ehre nebst etl. andern Gedichten bald drucken lassen. Wenn wollen Sie mir wieder schreiben? Leben Sie wohl! Ich bin der

Ihrige

Gellert.

29.

An den Freiherrn von Crausse.

L. 13. Febr. 1754.

Hochgebohrner Freyherr,

Endlich habe ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem poetischen Werke von Herzen Glück zu wünschen. Der edle und fromme Geist, der aus demselben hervorleuchtet, der Eifer für Weisheit und Tugend, und besonders für die Religion, wird manchen redlichen Leser rühren und erbauen, wenn auch die Poesie den Kunstrichtern nicht an allen Orten gefallen sollte. Es ist nicht um die Ehre der Zeitungen, daß Sie gedichtet haben; nein, Ihre Absicht ist größer. Ich würde vielleicht hin und wieder eine kleine Aenderung gewaget haben; doch ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß habe ich nichts thun wollen. Es werden kaum etliche Sylben seyn, die ich bey dem Drucke geändert. Die Correctur habe ich besorgt; aber mit was für Glücke, das weiß ich nicht. Indessen danke ich Ihnen außerordentlich für die kleine Gelegenheit, die Sie mir gegeben, Ihnen meine Erkenntlichkeit und vollkommenste Ergebenheit zu bezeugen. Je mehr Sie dieser Gelegen-

machen, desto ruhiger werde ich werden. Die Exemplare, ch acht Stücke an Ihro Durchlaucht den Herzog von Sach- Reinungen, und sechs Stück nach Gandersheim gehen mor- b. Ich habe vier Exemplare sauber einbinden, und an von den beyden hohen Häuptern zwey beylegen lassen. Es gebräuchlich, daß man einige Exemplare einbinden läßt. ind nicht kostbar, aber schön gebunden, in engkisches Leder. Fehler wegen der zu zeitig abgeschickten Briefe liegt theils err Kornen, theils an Herr B*. Jener schicket sie und et nichts dazu, und dieser, da ich sie abfordern lasse, hat s übereilter Dienstfertigkeit schon fortgeschicket. Vielleicht man das erwartete Werk mit desto größerm Vergnügen. iederhole die Versicherungen, die ich Ihnen in allen Brie- heuresser Freyherr, von meiner Ehrerbietung und Hochschä- gebe, und ich fühle allezeit ein neues Vergnügen, so oft ich ederholen kann. Die Verdienste des Dichters, so sehr ich äße, werden bey Ihnen durch noch weit größere Eigenschaf- es Geistes überwogen, die tausend Dichter nicht besitzen. erharre mit dem ersinnlichsten Respecte

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener

Gellert.

40.*)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 23. März 1754.

Mein lieber Herr Hofrath,

so bekommen Sie auf einmal einen Brief von Ihrem Graf , einen von Ihrem Gellert und von eben demselben auch

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

ein Bändchen hübsch gedruckter Gedichte? Das ist viel auf einmal. Werfen Sie alle Ihre Acten bey Seite (es wäre denn, daß Sie ein Todesurtheil, oder eine Sentenz an Witwen und Waysen zum Besten zu sprechen hätten) werfen Sie, sage ich, alle Ihre Acten weg und fallen Sie mit Ihrer ganzen Seele auf meine Gedichte und lesen Sie solche ganz in Ihr Herz hinein. Alsdenn, so bald Sie das letzte Wort gelesen haben, nehmen Sie Ihre beste Feder, und schreiben Sie alle gefühlte Empfindungen, alle Critiken auf. Dieser Ihr künftiger Brief soll meine Belohnung, meine Besserung, ein Befehl mehr zu schreiben, ein Befehl, aufzuhören; kurz, er soll mir alles das seyn, was er seyn kann. Sie loben mich? o wie stolz hebt sich mein hypochondrisches Herz empor! Sie loben mich nicht? O wie demüthig gehe ich in meine Kammer und hasse mich einsam! Mußte ich noch einmal schreiben? Konnte ich nicht aufhören, da ich fühlte, daß mir die Poesie Arbeit und Kummer ward? Evonecken nicht gerührt zu haben? — So werde ich feindselig zu mir sagen, wenn Ihr Brief ohne Ihren Beyfall kömmt. — Den Christen habe ich in der letzten Neujahrsmesse, mitten in meinen hypochondrischen Beschwerungen, gemacht, und flehentlich gebetet, daß ich ihn aus redlichem und frommen Herzen machen möchte. Der Stolz ist ein Paar Jahre älter. Wenn Sie Ihr Exemplar gelesen haben: so schicken Sie es doch dem Herrn v. Gleichen, nebst dem an den Herrn v. Riveri. Ich habe itzt keins mehr bey der Hand und ich will auch das Porto nicht so unverschämt häufen.

Ich umarme Sie und bin zeitlebens Ihr Freund

Gellert.

41.

An Borchward.

L. d. 23. März 1754.

Wem könnte ich wohl meine Gedichte eher schicken, als Ihnen? Sie haben erst heute die Presse verlassen, und o wie eile ich, daß sie bald in Ihre Hände kommen mögen! Der Beyfall der Borchwarde in der Welt, und der Borchwardinnen, ist die Belohnung, die ich suche; wenigstens ist dieser Stolz zugleich ein Beweis eines guten Herzens. Lesen Sie also den Augenblick die wenigen Bogen durch. Lassen Sie alles liegen, ich bitte Sie, bis Sie zu Ende sind. Und sobald Sie die letzte Zeile gelesen haben: so nehmen Sie die Feder, und schreiben Sie mir alle Empfindungen, die Sie im Lesen gefühlt, auf. Dieses Verzeichniß wird entweder der gewisseste Lobspruch, oder der sicherste Tadel für mich seyn. Sammlen Sie auch die Empfindungen Ihrer liebsten Gattin; sie werden gewiß lehrreich für mich seyn. Der Christ ist das letzte Gedichte, das ich nur in der verwichnen Neujahrsmesse gemacht, nachdem ich etliche Jahre, durch verschiedne vergebne Versuche überredet, geglaubt hatte, ich könnte keine Verse mehr machen. Ich mag Ihnen nicht sagen, was meine hiesigen Freunde von diesem Gedichte urtheilen, damit Ihr Ausspruch desto freyer bleibt. Aber ach wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn dieses Gedicht, wegen seines Inhaltes, des Beyfalls der Kenner und der Rechtschaffnen würdig wäre! Ich habe neun Tage, ohne Aufhören, daran gearbeitet, alle Quaal der Hypochondrie verläugnet, und wie Gott weiß, oft gebetet, daß ichs aus der Fülle eines redlichen und absichtsvollen Herzens machen möchte. Und eben dieses Gedichte hat mich bestimmt, die übrigen auszusuchen und herauszugeben; denn diese liegen alle schon etliche Jahre, manche fünf Jahre, z. E. die Erzählungen,

manche drey, manche zwey Jahre. Ja, ich war fest entschlossen sie nie drucken zu lassen: so sehr fehlte mir der Muth und die Lust, ein Autor zu werden. Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich mehr als einmal, aber vergebens, haben verführen wollen, etwas drucken zu lassen? Wie gut werden Sie mir nunmehr seyn, daß ich noch menschlich genug bin, verführt zu werden! Also, werden Sie sagen, ist wohl ihre böse hypochondrische Epoche vorbey? Wollte Gott, ich könnte dreist Ja sagen! Aber das kann ich nicht. Indessen preise ich Gott, daß es leidlich, daß es nicht mehr so schlimm ist, als ehedem. Ich weiß nicht, wie ichs machen soll, daß ich mit mir selbst zufrieden werde. Ich glaube oft, daß ich nicht mehr so gut bin, als sonst; ich glaube, daß die feinen Empfindungen des Herzens sich bey mir verlieren. Und was glauben? Ich fühle es. Ich bin starr, ich werde weder gegen das Gute, noch das Böse, genug empfindlich. Und gesetzt, daß diese Beschaffenheit eine Folge der Krankheit und des Mangels der gehörigen Säfte wäre: so kann ich doch immer die Ursache der Krankheit gewesen seyn, und noch seyn. Weiter will ich nicht klagen; aber einen kleinen Anfang zur Klage, den müssen Sie einem einsamen und anachoretischen Herzen vergeben.

Ob ich Sie diesen Sommer nicht in Berlin besuchen will? Ach ja, den Willen habe ich, so oft ich an Sie denke; und wie oft denke ich nicht an Sie! Aber die Ausführung hat in meinen Umständen große Schwierigkeiten, und diese werde ich nicht so leicht überwinden. Ersetzen Sie mir den Genuß der Liebe, den ich in Ihrem persönlichen Umgange nicht haben soll, durch Ihre Briefe. Diese haben mich schon oft erquicket; und so lange ich edle Herzen, wenn sie reden, noch zu schätzen weiß: so lange will ich glauben, daß meine Hypochondrie noch nicht aufs höchste gestiegen ist. Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke, da ich dieses schreibe, wünsche? Ich wünschte, daß Sie einen Sohn hätten, den ich zu mir nehmen, und in dem ich mich um seinen

Vater und seine Mutter verdient machen könnte. So fromm dieser Wunsch ist, so muß er doch mit der Absicht der Vorsehung nicht ganz übereinstimmen. Aber wenn es möglich wäre, daß Sie die Freuden eines Vaters noch schmecken sollten, wer würde froher seyn, als ich? Ich wünsche mit ganzer Seele Ihnen alles das, was wahrhaft glücklich und zufrieden macht, und bin zeitlebens der Ihrige

G.

42.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 24. März 1754.

Lieber Kleiner,**)

Wenn Sie meinen Beyfall aus der geschwinden Antwort schließen wollen; so hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie sind ein allerliebster Schleicher, so schleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, so überraschen Sie mich mit einem Bändchen, worinnen ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtsamkeit sehr unzufrieden seyn, wenn Sie im Ernste aufhören wollten, mehr zu schreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? so geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glücklich sind. Wissen Sie, daß mir der Stolz am besten gefällt? Die Gedanken sind neuer, als in Reichthum und Ehre: doch hat auch dieses Stück, gleich dem Christen, vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weis ich beynahe

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 250 ff.)

**) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf seinen ältesten Bruder, den Oberpostcommissarius in Leipzig, so zu nennen. Weiße.

keine Wahl zu treffen; sie sind alle schön. Die 2. 3. 12te und 13te kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht sorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confistirt werden; ob sie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich fast. Ich freue mich, daß Sie das auf unsern Grafen mit beydrucken lassen. Er verdient, von Ihnen auf diese Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig seinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen sollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darinne vergessen. Bey einer neuen Auflage können Sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedichte auf Cramern ist viel Zärtlichkeit und Weissagung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133. [Th. 2, S. 54]

Da liebe Töchter, liebe Söhne, ꝛc.

müssen Sie schlechterdings Selbst, und mit Ihrer eignen menschenfreundlichen Miene lesen, wenn sie gefallen soll. Inzwischen ist der Gedanke gar christlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengesang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abspinnen,
Und die Zeit mit Kunst gewinnen!

Unser Cramer wird itzt wohl bey Ihnen seyn. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen ist:

Sey er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib er fleißig Bücher, mein Sohn

Oder, welches einerley ist:

Auf! wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich, und schreib!

Dieses wünscht mit Herr Wendlern

Ihr

redlicher Rabener.

Extract
aus dem dresdnischen Anzeiger.

sub rubr. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendlerischen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellerten, groß Octav, 9 Bogen. Es ist dieses eine Sammlung gar lehrreicher Denksprüche, die uns der sel. Mann hinterlassen hat, und die seine Erben zusammen drucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß einige Nachricht von seinem Leben vorgesetzt wäre. Da er schon vor zwey Jahren gestorben ist*), so würde es noch Zeit seyn, verschiednes von seiner Person und Umständen zu sammlen. Der selige Mann gehörte unter die großen Geister, die mehr als eine Sphäre füllen, und seine tiefe Einsicht in die Berg- und Metallenwissenschaften**) werden ihn in seinem Vaterlande unsterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Pastor B** in S**

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt gesaget. Weiße.

**) Dieß bezieht sich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bey Gelegenheit der Recension der Metallurgie des Herrn Bergcommissionrath Gellerts in Freyberg, ihn mit dem Dichter ver-

Hoffnung macht, eine ausführliche Beschreibung von seinen Lebensumständen künftige Peterpaulmesse zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts gespart. Wir wollen zur Probe von diesen Gedichten eine anakreontische Ode einrücken:

An
den Herren Grafen
Hanns Moritz von Brühl.
ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieses Extractchen, mein lieber Kleiner? Ich erstaune, da es mir den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief schließen will. Sehn Sie, daß wir in Dresden auch Geschmack haben! Am 26. Merz.

43.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 2. Apr. 1754.

Hochgebohrner Freyherr!

Ich bin unendlich zufrieden, daß Ihr Werk in Gandersheim so gnädig aufgenommen worden ist. Wer kann Ihnen dieses Vergnügen mehr gönnen, und wer muß es Ihnen mehr gönnen, als ich, da ich Dankbarkeit und Liebe zugleich gegen Sie empfinde? Mir haben Sie keine Mühwaltung mit Ihren Poesien verursachet; nein, theuerster Freund und Gönner, nun ist alles Freude für mich, wenn Sie nur ruhig und mit mir zufrieden sind. Aber wie können Sie von Dankbarkeit reden? Was bin

wechselt, und sich verwundert hatte, daß ein Mann in einer so trocknen Wissenschaft zugleich ein so guter Dichter seyn könnte. Weiße.

ich Ihnen im Namen meiner Mutter nicht schuldig? Ich habe nichts gethan, was nicht ein jeder auch nur halb rechtschaffner Freund thun würde. Die Auslage für die vier Bände beträgt zwey Thaler, Sächsisch.

Ich bin beynahe mit Ihnen zugleich Autor geworden, aber nur im Kleinen; und ich würde mir das Vergnügen machen, Ihnen meine Gedichte früher, als allen andern, zu schicken, wenn das Postgeld nicht höher käme, als das Werk selbst. Endlich weiß ich, daß Sie solches von Herr Kornen beynahe eben so geschwind haben können. Möchte Ihnen doch meine gute Absicht so wohl gefallen, als mir Ihre rühmliche Absicht bey Ihren Gedichten hat gefallen müßen.

Sie sind wieder gesund? Gott sey gepreiset! Er erhalte Sie ferner, und erfülle die Wünsche Ihrer Seele! Meine Gesundheit ist nicht die beste; aber auch nicht die schlechteste. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir den Ruhm, daß ich Sie vor tausend andern verehre und liebe. Ich bin gewiß zeitlebens der Ihrige

Gellert.

44.

An Borchward.

L. d. 8. Apr. 1754.

Wenn auch kein Mensch weiter meine Gedichte lobte, so würde Ihr Brief allein mich für alle meine Mühe reichlich belohnen. Wie vortrefflich haben Sie mich gelobet! Ich bin oft im Lesen zweifelhaft geworden, was ich lieber seyn möchte, ob der Lobende oder der Gelobte. So lang Ihr Brief ist, so hielt ich mich doch oft im Lesen auf, um ihn noch länger für mein Vergnügen

zu machen. Oft las ich etliche Seiten flüchtig, um ein Recht zu haben, ihn noch einmal zu lesen, und nicht alles auf einmal zu wissen. Bald erwachte die Eigenliebe, bald eine kleine Bescheidenheit, bald die Dankbarkeit und Liebe gegen Sie, bald ein gutes Gewissen. Endlich, da ich mit Lesen fertig war, sprang ich von dem Stuhle auf, und sagte: Gott Lob! Gott Lob! daß ich so glücklich bin; daß ich solche Freunde habe! Er übertrifft mich an Güte des Herzens weit, der gute Borchward! — Ich gieng in der Stube herum, und überdachte das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich Sie itzt umarmen könnte. Doch ich will Ihnen nicht alles sagen, was ich empfand, ich möchte Ihnen zu viel sagen. Und Ihrer liebenswürdigen Frau, wie viel bin ich dieser Dank schuldig? So ist sie gewiß Ihrer Meynung und Ihrer Empfindung in Ansehung meiner Gedichte? Was für ein glücklicher Autor bin ich nicht! Und Ihr lieber Bergius, mein Freund, ist auch mit mir zufrieden?

Was kann ich mehr begehren?
Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.

Im guten Verstande! Ich habe heute eine französische Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, in Berlin gedruckt, in den Händen gehabt. Wer muß der Mann seyn, der mir diese Ehre erwiesen hat? Kennen Sie ihn etwan? Das Französische ist, deucht mich, ohne Fehler; ob es nach dem Genie der Sprache frey und beredt genug ist, das muß das Ohr eines Franzosen ausmachen. Wie herzlich wollte ich wünschen, daß die Uebersetzung recht schön seyn, und mich für die Schmach der übersetzten Fabeln und für eine Englische, aber elende Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, die vor ein paar Jahren in London herausgekommen, schadlos halten möchte. Man hat mir mehr als einmal französische Uebersetzungen, sowohl von den Comödien, als den Trostgründen, und der Gräfin, bald aus Halle, bald

aus Magdeburg, bald aus Strasburg, im Manuscripte zugeschicket; ich habe aber den Druck allemal verbeten. Diese Messe werde ich eine Uebersetzung oder vielmehr eine Nachahmung der neuesten von meinen Fabeln aus Paris erhalten. Der Uebersetzer ist der Herr von Riverie, ein Mitglied der Academie zu Amiens, der sich in Paris aufhält. Er ist ein Poet, das ist schon Trost genug. Er wird, wie er mir durch einen guten Freund hat schreiben lassen, der ihn in Paris hat kennen lernen, diesen Sommer nach Leipzig kommen, aus Liebe zu mir; das ist sehr schmeichelhaft. — —

Die Adresse folget. Ich danke Ihnen noch einmal für Ihren vortrefflichen Brief, die Copie Ihres Herzens und Ihres Verstandes; ich grüße Ihre beste Frau, alle Ihre Freunde, und bin der Ihrige

G.

---

45. *)

An Formey.

L. d. 9. Apr. 1754.

Hochedelgebohrner, Hochzuverehrender Herr Professor,

Sie haben mir zu viel Ehre erwiesen, als daß ich Ihnen [illegible] verbindlichsten Dank dafür abstatten sollte; eine Ehre, die [illegible] nur würde gewünschet haben, wenn ich hätte wünschen [illegible] die ich aber von einem so berühmten Scribenten nicht [illegible] konnte. Ihre Uebersetzung der Schwedischen Gräfin, [illegible] der des Fehlers beschuldiget werden, daß sie das Original

*) (Aus dem Original, das sich in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet, mitgetheilt von Hrn. Dr. G. Friedländer.)

verschönert, als daß sie es geschwächet hätte. Ich bin freylich kein Kenner der besondern Schönheiten der französischen Sprache; allein der allgemeine Beyfall, den sich Ew. Hochedelgeb. durch Ihre beredte Schreibart erworben, kann bey mir wegen der Güte Ihrer Uebersetzung, die Stelle der Einsicht und des Beweises vertreten. Ist etwas gutes in diesem Romane, und dieses dürfte ich beynahe sicher glauben, da Sie sich die Mühe gegeben haben, ihn zu übersetzen; so wird Ihnen die Welt weit nachdrücklicher für Ihre Bemühung danken, als ich es thun kann. Ich will nicht eifersüchtig werden, wenn man der Uebersetzung einen Vorzug vor dem Originale giebt; ich will mich vielmehr glücklich schätzen, daß eine Arbeit von mir durch Ihren Geist belebter und nützlicher geworden ist. Sollten die Kunstrichter die Fehler meines Romans, durch die Hülfe Ihrer Uebersetzung, desto genauer bemerken: so will ich mich damit trösten, daß durch diese Uebersetzung auch manche gute Empfindung in dem Herzen eines Ausländers wird erwecket werden. Ich wiederhole also meine Danksagung und verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren

gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

46.*)

L. d. 9. Apr. 1754.

Madame!

Da die Uebersetzung der Schwedischen Gräfin aus so guten Händen kömmt, und da Sie durch dieselbe den Druck einer

*) (An die Verlegerin von Formeys Uebersetzung der Schwedischen Gräfin. Aus: Siebenter bis achtzehnder Brief von Gellert. Berlin 1770. No. 18.)

schlechten verhindert haben: so würde ich sehr unbillig handeln, wenn ich Ihre Bemühung nicht mit allem Danke erkennen und Ihnen Glück dazu wünschen wollte. Ich zweifle nicht, daß die Uebersetzung eines so geschickten und berühmten Mannes, als der Herr Professor Formey ist, nicht sollte gesucht und mit Vergnügen gelesen werden.

Daß Sie die schlechten Uebersetzungen nicht in Verlag genommen, dadurch haben Sie mir den größten Dienst von der Welt erwiesen, und ich ersuche Sie inständig, mir diese Wohlthat ferner zu erzeigen.

Zugleich danke ich Ihnen für das überschickte Exemplar ergebenst und verharre mit der schuldigsten Hochachtung

Madame

Ihr verbundenster Diener
C. F. Gellert.

47.

Gellert an seine Schwester.*)

L. d. 4. Juni 1754.

Liebe Schwester,

Ich bin, Gott sey gepriesen! wieder in Leipzig, und habe das Mühselige der Reise und der Cur zum andernmale überstanden. Ich habe das Wasser nur vierzehn Tage getrunken, und bin überhaupt nur sechzehn Tage in Carlsbad gewesen; aber unruhiger als das erstemal, ich weis nicht warum, vielleicht hat

*) (Gellerts ältere Schwester, die Wittwe des Diaconus Bielke in Hainichen. Die Briefe an sie sind abgedruckt aus: Gellerts Familienbriefe, herausgegeb. von Leuchte.)

der Mangel an Gesellschaft etwas, oder wohl das Meiste, beygetragen. Es war, außer Dr. Zillingen, niemand zugegen, mit dem ich umgehen konnte, und dieser gute Mann machte mich durch seine Furchtsamkeit noch furchtsamer. Gleich nach den ersten Tagen wünschte ich mich wieder fort, und dieser Wunsch verließ mich selten. So sind wir kindische Menschen. In Leipzig wünschte ich bald ins Carlsbad zu kommen, und schmeichelte mir, wie gelassen und ruhig ich da seyn, und mein Schicksal abwarten würde. Kaum war ich daselbst, so sahe ich, daß ich mich hintergangen hatte, und nun war mir Leipzig der Ort, den ich wünschte und suchte. Genug, es ist alles vorbey, und vielleicht läßt mich Gott noch eine gute Wirkung des Brunnens genießen. Das sehe ich, daß meine Gesundheit sehr unbeständig ist, und daß ich oft in wenig Augenblicken von allen Kräften komme, ohne zu wissen wie. So bin ich denn wieder in Leipzig; darum bat ich Gott, und ich will getrost seyn. Was macht die liebe Mama? Was macht Ihr alle? Ich grüsse sie und Euch, und hoffe bald das Beste von Hause zu hören. — — Dr. Zilling hat sich wieder als ein wahrer Freund um mich verdient gemacht. Lebt wohl, Gott gebe es Euch und mir.

G.

48.

An dieselbe.

L. d. 24. Juni 1754.

Der Zufall der guten Mama hat mich erschreckt; aber Gott sey Dank, daß er keine schlimmern Folgen gehabt hat. Er wird ihr helfen bis an das Ende ihrer Tage. Vielleicht sehe ich sie künftige Feyertage. Denn daß ich verreise, ist in meinen Ge-

danken, wenn Gott will, fest beschlossen; aber ich weis nicht wohin. Es kann kommen, daß ich die ganze Zeit von Ostern bis Pfingsten zu einer Reise für meine Gesundheit und Ruhe anwende. Ich habe Ursache, Gott herzlich zu danken wegen meiner jetzigen Gesundheitsumstände. Sie sind nicht mehr so ängstlich, als da ich bey Euch war. Lebt alle wohl, Gott gebe es!

G.

49.

An dieselbe.

L. d. 1. Juli 1754.

Ich habe jetzt des Tages fünf Collegia, so viel habe ich ihrer nie gehabt. Vielleicht denke ich weniger an mich, wenn ich mit Arbeit überhäuft bin. Meine Gesundheit ist noch sehr wandelbar; aber, Gott sey Dank! in voriger Woche habe ich etliche glückselige Tage gehabt. Das Lied, das der Bruder in Freyberg ehedem von mir erhielt, will ich Euch schicken, wenn ichs finde. — — Ich grüsse die liebe Mama, und wünsche ihr Leben und Gesundheit. Künftigen Donnerstag ist mein Geburtstag. Wünscht mir, daß dieser Tag ein Tag der Freude und der Ruhe für mich seyn möge.

G.

50.

An den Freiherrn von Crausen.

L. d. 17. Juli 1754.

Hochgebohrner Freyherr.

Mit Ihrem Urtheile über meine neuen Gedichte bin ich vollkommen zufrieden, und ich sehe Ihren Beyfall als eine meiner größten Belohnungen an; denn was kann man sich mehr wünschen, als dem rechtschaffenen Manne und dem Kenner zugleich, zu gefallen. Die Erzählungen halte ich selbst nicht für so munter, als die ersten; und ich weiß es gewiß, daß ich in meinem Leben keine mehr machen werde. Diese Periode ist vorbey; und das muß dem Poeten genug seyn. Von Ihren Gedichten sind nicht mehr als Fünfhundert Exemplare gedruckt worden, wie mir Breitkopf gesaget hat. Ich weiß nicht, warum er eine größere Anzahl verläugnen sollte; wenigstens schien es nicht so, als ob er zurückhielte. — In meiner Schuld, theuerster Freyherr, sind Sie nicht. Ich aber bin sehr gewiß in der Ihrigen, und werde es, wie ich sehe, zeitlebens seyn, wenn Sie nicht dies Geständniß für die Vergeltung selbst ansehen. Gott lasse es Ihnen doch so wohl gehen, als ichs Ihnen und mit mir so viele Rechtschaffne, wünschen. Ich kann nicht aufhören diesen Wunsch zu wiederholen, und mit der ersinnlichsten Hochachtung zu verharren

Ew. Hochgebohren

gehorsamster Diener
Gellert.

51. (48.)

An den Grafen Moritz von Brühl.*)

L. d. 18. Juli 1754.

Ihr kleines moralisches Gedicht ist in der That schön. Ich will es gar nicht von allen Fehlern frey sprechen; dadurch würde ich meine Aufrichtigkeit und Ihren rühmlichen Charakter beleidigen. Und wer hat wohl je bey seinem ersten Versuche in der Poesie gleich ein Meisterstück geliefert? Indessen wiederhole ichs, daß Ihr Gedicht, bey seinen kleinen Fehlern, große Schönheiten hat. Kurz, es verdienet kritisiret zu werden. Das ist in der Sprache der Kunstrichter viel gesagt. Und diese Kritik werden Sie wohl von mir, und zwar mit diesem Briefe erwarten? Nein, liebster Graf, das ist mir itzt unmöglich. Ich müßte wenigstens zween Bogen Anmerkungen aufsetzen, wenn ich mich deutlich ausdrücken wollte; und wie könnte ich das itzt, da ich täglich fünf Stunden Vorlesungen halten muß, und dabey eine Correktur habe, die mich auch zwo Stunden und wohl hundert kummervolle Ach! O! und So! kostet. Ich will lieber bald nach Dresden kommen, und Ihnen meine Kritik mündlich sagen. Indessen bitte ich Sie, theuerster Graf, lassen Sie sich von den Zaubereyen der Poesie nicht zu sehr einnehmen. Ich kenne die Gewalt dieser Sirene. Sie sind, so glücklich Ihr Genie auf der poetischen Seite ist, doch ganz gewiß zu größern Dingen bestimmt. Von diesen darf Sie die Poesie nicht abziehen. Sie soll nur Ihren Geist beschäfftigen, wann Sie in jenen nicht arbeiten können oder sollen. Vergessen Sie nie, daß Addison

*) (Hanns Moriz von Brühl, Neffe des Ministers, geb. d 20. Dec. 1736 zu Wiederau; ging 1755 im Auftrag des Sächsischen Hofes nach Paris; 1759 nach Warschau; 1764 Sächsischer Gesandter in Paris, dann in London, wo er am 9. Jan. 1809 starb.)

einer der größten Staatsmänner in England war; so wie er einer der größten Dichter gewesen ist. Ihre Moral in Ihrem Gedichte ist vortrefflich, und ich umarme Sie mit belohnenden Küssen. O liebster Graf, lassen Sie das Geräusch des Hofes diese Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben! Ich weis, wie viel dazu gehöret, unter tausend Verführungen dem Ehrgeize und der Wollust zu widerstehen; aber ich weis auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf: „In seinen lebhaftesten Jahren, im Angesichte „des Hofes, hat er über den falschen Reiz der Wollust und der „betrüglichen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines „empfindlichen Gewissens triumphirt!" Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie, zufrieden mit sich und der Welt, in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen, der Ihnen nichts schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden sich den Beyfall zu verdienen suchen, und doch in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es giebt elende Geschöpfe, die unsere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es giebt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das Sie hochachtet und liebet, das Sie gern ewig lieben und bewundern will. Ja, das sind es. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

G.

52. (24.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 27. Juli 1754.

Liebster Freund,

Bin ich nicht sehr verwegen? Ich wage es, Ihnen zu antworten, statt daß mich die Vortrefflichkeit Ihres Briefs davon hätte zurückhalten sollen. Allein wie sollte ich nicht von Ihrer Freundschaft alles erwarten, von der Sie mich so schön versichern? Ja, liebster Freund, diese macht mich verwegen, und ich müßte Sie weniger lieben, und wie ist das möglich? wenn sie nicht diese Wirkung auf mich thun sollte. Eben diese ist es, der ich schon so viel zu verdanken habe; und ich werde nur so lange glücklich seyn, so lange ich sie zu erhalten wissen werde. Aber wie kann ich Ihnen nur den geringsten Theil davon erwiedern? Mit dem dankbarsten Herzen bleibe ich noch stets unerkenntlich, und o wie süße ist es nicht, so übertroffen zu werden! Glauben Sie indessen nicht, liebster Freund, daß mein Herz nur im geringsten von seiner Dankbegierde dabey verlieret. Nie schlug es dankbarer für Sie in meiner Brust, und niemals auch war es zufriedner, als es itzt ist.

Ich danke Ihnen unendlich für die Gütigkeit, mit der Sie mein Gedicht beurtheilen. Ihr Beyfall ist sowohl die Wirkung Ihrer Nachsicht als Ihrer Scharfsichtigkeit, und er würde mir weit minder angenehm seyn, wenn Sie in Beurtheilung desselben nur die erstere gebraucht hätten. Verzeihen Sie mir den Verlust der Zeit, die es Sie gekostet. Ich erwarte Sie nebst Ihren Anmerkungen. Das erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie Ihre Reise nach Dresden antreten. Alles wartet auf Sie, und der ganze Hof ist ungeduldig auf Ihre Ankunft. Fünf Collegia und Eine Correktur können, deucht mich, schon warten.

Leben Sie wohl, und vergessen Sie niemals, daß ich es mein größtes Vergnügen seyn lasse, Sie zu lieben und zu verehren. O! wie glücklich macht mich schon itzt Ihre Freundschaft, und wie viel glücklicher wird sie mich nicht einst machen, wenn ich sie mehr werde verdient haben!

Ihr

Brühl.

---

53. (15.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 18. Oct. 1754.

Verdiene ich nicht Ihr Lob? Ich reise sechs und zwanzig Meilen, um Sie zu sehen, und Ihnen zu sagen, wie hoch ich Sie schätze. Das soll mir ein andrer Hypochondrist nachthun, wenn er kann. Indessen darf ich auf das gute Werk meiner Reise eben nicht stolz seyn; denn so beschwerlich sie auch gewesen ist, so bin ich doch reichlich dafür belohnet. Ich habe meinen Grafen Moritz wieder gesehen, und ihn so liebenswürdig gefunden, als ich wünschte. Dieses Vergnügen hat die Natur der Tugend, die uns nicht nur bey der Anstalt und bey der Ausübung, sondern am meisten durch eine stille Erinnerung belohnet. Ja, theuerster Graf, so lange Sie fortfahren, die große Hoffnung zu erfüllen, die ich mir von Ihrem Verstande und dem, ihm gleichen Herzen mache: so werde ich bey aller meiner Unruhe immer noch eine Nahrung zur Zufriedenheit haben, und nicht glauben, daß ich ganz vergebens gelebet. Mein letzter Wunsch, wenn ich sterbe, soll noch Ihre Wohlfahrt seyn; und meinen Freunden will ich als Vermächtniß die Pflicht hinterlassen, Ihr rühmliches Leben der Nachwelt zu erzählen. „Und alles mit

„Einem Worte zu sagen, wird Ihr künftiger Biograph Ihren „Lobspruch beschließen: Er fürchtete Gott, darum war „er so groß!“

So wenig Sie diese Stelle aus Ihrer künftigen Lobrede in diesem Briefe vermuthet haben werden: so habe ich Sie doch damit lieber als mit einer ermüdenden Erzählung meiner Reise unterhalten wollen. Genug, ich bin wieder in Leipzig, und ein Posamentirer aus Dresden ist mein getreuer Gefährte gewesen. Er hat mir den Tod seiner Kinder mit tausend Thränen, die Liebe zu seiner krank zurückgelaßnen Frau recht poetisch schön, und seine Unfälle, seine Armuth, sein Vertrauen auf die Vorsehung während seines zwölfjährigen Aufenthalts in der Fremde, das harte Herz seiner geizigen Schwiegermutter recht erbaulich beschrieben. So bin ich von einer Poststäule zur andern gekommen, weniger langsam, als ohne diesen Mann geschehen seyn würde. Leben Sie wohl.

G.

54.

An Borchward.

L. d. 6. Nov. 1754.

Ja wohl, Sir Carl, das ist ein Mann, der möchte ich lieber seyn, als König der Helden. O wenn ich nur sein Herz ganz hätte, so wäre ich der glücklichste Sterbliche. Und der Vater, der Schöpfer, dieses Sir Carls, den beneide ich, indem ich ihn verehre, bewundre und liebe. Warum ward ich nicht auch in England geboren? Ob ich ihn lieber habe als den Fielding? Tausendmal lieber, ob ich gleich diesem in seiner Art seine Verdienste gern zugestehe.

Wie mirs geht? Erträglich; beſſer, als vor Jahren um dieſe Zeit; nicht ſo gut, als ich wünſchte; weit beſſer, als ich verdiene. Bis hieher hat mir der Herr geholfen, und ich bete ihn in dieſem Augenblicke für alle ſeine Barmherzigkeit an, und ermuntere Sie, indem Sie dieſes leſen, ihm mit mir zu danken. Ich habe heute mehr Muth als ſonſten, und durch wen habe ich ihn? Er begehret mein, ſo will ich ihm aushelfen. — Ich bin bey ihm in der Noth — Göttliche Worte! Und o was iſt die Freude der Seelen für ein Guth. Wäre ich doch jetzt bey Ihnen, daß ich, durch Ihr Beyſpiel geſtärkt und belebt, alle das Glück des Lebens und der Freundſchaft, der Ruhe, ganz in mein Herz ſammeln könnte! Oder wäre ich doch ein Gefährte Ihres Vergnügens auf dem Lande bey Ihrem lieben Halbbruder geweſen! Ich gönne Ihnen den glücklichen Monat, den Sie in Sauen zugebracht. Aber Sie melden mir nicht, ob Sie ihn in der Geſellſchaft Ihrer lieben Frau genoſſen; doch das iſt keine Frage; ſonſt würde er Ihnen nicht ſo ſchön geweſen ſeyn. Sie iſt mir doch noch gewogen? Antworten Sie immer: Das iſt auch keine Frage!

Dem Herrn von Formey bin ich ſehr viel Dank für ſeine ſchöne Ueberſetzung ſchuldig. Einer meiner Zuhörer überſetzet, oder hat den 3ten Theil ſeines Chriſtlichen Philoſophen überſetzet; ich wollte wünſchen, daß die erſten beyden Theile auch ihm vorbehalten geweſen wären. — Der Herr von Riverie iſt noch nicht hier, und ſeine Fabeln ſehe ich auch nicht. — Die Einlage iſt beſtellt; und ich weiß nichts weiter zu ſagen, als was ich Ihnen ſchon tauſendmal geſagt habe, daß ich ewig der Ihrige bin

G.

55.

An denselben.

L. d. 4. Dec. 1754.

Herr Reich, der Buchhändler aus der Weidmannischen Handlung, reiset nach Berlin. O wie gern reiste ich mit, um meinen lieben, theuren Borchward brüderlich zu umarmen, und an seiner Seite die Last meiner Hypochondrie einige Tage zu verreden! Aber der Winter, mein Körper, meine Collegia, das sind ja Hindernisse genug. Indessen grüße ich Sie durch diesen Brief mit eben der Liebe und dem Sorgen eines Freundes, der gegenwärtig ist, und sage Ihnen, daß meine Hochachtung und Erkenntlichkeit für Sie nie höher steigen können, wenn wir auch noch einmal so lange leben sollten, als wir schon gelebt haben. Ich weiß es, wie sehr Sie mich lieben. Alle Ihre Briefe sagen mirs auf die durchdringendste und edelste Art, die ich nicht nachahmen, aber desto mehr fühlen kann. Wie mancher Trost, den ich oft gehört, oft gedacht, ist mir in Ihren Briefen neu und doppelt kräftig geworden; denn Sie, Sie sagten mir ihn! Möchte ich Ihnen doch bald, nicht durch Trost, nein, durch herzliche Theilnehmung an neuen Scenen der Freude Ihres Lebens, alle meine Liebe und Dankbarkeit, mein ganzes gutes Herz beweisen können! Sie wissen schon, was ich für Scenen der Lust meyne.

Der Welt eine Clarissa oder einen Grandison zu geben. Aber was rede ich? Müssen nicht auch unschuldige und fromme Wünsche auf das Wohlgefallen der Vorsehung zurück gesetzt werden, wenn sie nicht aufhören sollen, gut zu seyn? Ich will bey dem Grandison der Erdichtung bleiben. Der vierte Theil ist fertig. Ich glaube, daß ihn Reich schon nach Berlin geschickt hat, außerdem würde ich Ihnen mein Exemplar aufbringen, ob ichs gleich selber im Deutschen noch nicht gelesen habe. Ich bin

durchaus in dies Buch verliebt, und zwinge alle junge Herren, daß sies auswendig lernen sollen. Ebert, der Uebersetzer, der glückliche Uebersetzer Youngs, hat einen grotesken, aber doch schönen Einfall bey der Durchlesung des siebenten Theils gehabt. Wenn ich, spricht er zu Professor Gärtnern in Braunschweig, den Grandison geschrieben hätte: so wüßte ich gewiß, daß ich selig werden müßte. Gott vergebe es ihm! ich muß es ihm vergeben. O hätte doch Ebert den Grandison übersetzt, und eben er sollte ihn nach meinem Plane übersetzen; aber er konnte, und wollte nicht.

Die Uebersetzung des Herrn Riverie ist angekommen. Er hat eine gewisse Anzahl aus meinen und aus des Engländers Gay seinen Fabeln, den London in das Begräbniß der Könige gelegt hat, übersetzet. (Ich kann sterben, wenn ich will, man trägt mich gewiß nicht in das Churfürstliche Begräbniß nach Freyberg.) Kurz, der Herr von Riverie hat mir viel Ehre, zumal in der Vorrede, die ziemlich französisch ist, erwiesen; und da ich das Original bin, so darf ich nicht Richter seyn. Wenn ich wüßte daß ich keine Eitelkeit begienge: so ließ ich Ihnen ein Exemplar von Arkstee holen. So lange habe ich geredt, ohne an das Klagen zu denken? Und könnte ich nicht klagen? Leben Sie wohl! liebster Borchward. Grüßen Sie Ihre Frau, meine Freundin; grüßen Sie Ihren Bergius. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

G.

56. *)

An Johann Andreas Cramer.

L. d. 6. Dec. 1754.

Theuerſter Cramer!

So wie ich vielleicht der erſte Leſer Deiner Predigten geweſen bin, ſo will ich auch — nicht der erſte Richter, das kann ich nicht — nein, der erſte und aufrichtigſte Lobredner ſeyn. Ich bewundere Dich. Wo ich Dich ſehe, in welcher Scene der Wiſſenſchaft und der Beredſamkeit es auch ſey, da ſehe ich meinen ganzen Cramer, Dich ganz mit Deinem großen Genie, mit Deinem durchdringenden Verſtande, mit Deiner fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit Deinem ſeligen Gedächtniſſe. Vergieb mir meinen Lobſpruch; er quillt aus dem Innerſten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; Du mußt ihn glauben; Du biſt es werth, ihn nach dem Buchſtaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für Deine Reden. Sie haben mich ſchon eben ſo ſehr erbaut, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredſamkeit hören ſchon Stellen aus ihnen, ehe ſie noch fertig ſind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder zwölf Bogen, da ich dieſes ſchreibe, geleſen, und dieſe Bogen habe ich mir von Breitkopfen ſelber geholet, ſelber erbettelt, ſelber geheftet, und itzt ſchicke ich Herrn B. demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Preſſe ſeyn werden, zukommen zu laſſen. O herrlicher Cramer, wie klein werde ich mir, wenn ich Dich leſe, und wie groß auf der andern Seite, wenn ich Dich als meinen Freund, als meinen Bruder denke! Gott laſſe es Dir und Deiner Charlotte und Deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehen, und Dein König müſſe noch täglich Dich mit neuer Gnade belohnen. Er iſt es

*) (Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius. Anhang S. 639.)

unter allen Prinzen, der es am würdigsten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Grafen Moritz will ich Deine Reden, sobald ich sie habe, schicken. O wie wird er mich lieben! wie werde ich mir ihn zu Danksagungen gegen mich, zu süßen Empfindungen gegen die Religion und gegen ihren Prediger verbinden!

So weit habe ich mit einer wahren Hitze geschrieben. Ich will aufhören, damit ich Dich nicht von Neuem lobe. Lebe wohl, liebster Freund, theurer Cramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich. Ich bin ewig Dein Freund.

Gellert.

---

57. (16.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 12. Dec. 1754.

Ihr letzter Brief verdienet zwo Antworten, und mehr als zwo; so schön ist er. Alles lebt darinnen von einer ungekünstelten Anmuth und gefällt wie die natürliche Farbe eines Gesichts, die aus einem heitern Geiste und aus einem gesunden Blute hervor blüht. Nun werden Sie bald ein kleiner Cicero werden, und da werden denn unsre Nachkommen die Briefe des Grafen Moritz v. Brühl an seinen Atticus fleißig in den Schulen lesen, und sorgfältig darüber commentiren. „Doctor Bartlet, wird es heißen, mit dem er ihn in dem und dem Briefe „vergleicht, ist nicht in dem Gelehrten-Lexico zu finden; wir „muthmaßen aber, daß es ein tiefsinniger Gelehrter und großer „Publicist gewesen seyn muß, und zwar aus vielen Ursachen." — Ich wollte diese Ursachen eben ausfindig machen, und eben itzt bekomme ich einen Correkturbogen von der schwedischen Gräfinn,

der mir die Luft dazu benimmt. Mein Brief soll sich auch gleich schließen. Wie hat Ihnen Herr Riveri gefallen? Der Verfasser der Briefe über die Engländer ist doch wohl Herr le Blanc? Haben Sie den Grandison ganz? Bald will ich Ihnen Cramers Predigten und den ersten Theil seiner Psalmen schicken. O wie werden Sie mir für diese Bücher danken! Bald wäre ich mit nach Dresden gekommen. Ich empfehle Ihnen den Herrn Cammerjunker von B....., desgleichen die Lotterie meiner Vaterstadt aufs beste. Leben Sie wohl, liebster bester Graf.

G.

---

58. (17.)

Graf Moritz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 14. Dec. 1754.

Liebster Gellert,

Sehen Sie, wie lieb mich meine Freunde haben! Selbst in Ihrer Gegenwart verlangen sie, daß ich an Sie schreiben soll, und wie sollte ich der Freundschaft mein eigen Vergnügen abschlagen? Wenn Sie uns nur zusammen sähen! Der Herr von .... und B.. lesen beide mit einer Stille, die ich bewundere, ob das zwar bloß aus Furcht, mich zu stören. Sie mögen mir nun bald abgemerkt haben, wie sehr ich Sie liebe, und sie können selbst durch die Achtung gegen unsere Freundschaft in diesem Herzen. Aber wie soll ich Sie für alles Vergnügen bezahlen, das mir Ihre Briefe gemacht haben? In was für einem angenehmen Gesichtspuncte zeigt mich Ihnen Ihre Einbildungskraft! Lassen Sie sich ja nicht von dieser Betrügerinn hintergehen. Indessen, wenn ich gleich nicht bey unsern Enkeln die

123494

Stelle des Cicero vertrete, so werde ich doch vielleicht die Stelle des Atticus bey ihnen verdienen. Ward nicht Atticus dadurch berühmt, daß Cicero an ihn schrieb, und könnte ich es nicht eben sowohl werden, da Sie an mich schreiben? Doch das wollen wir der Nachwelt überlassen. Itzt muß ich Ihnen für Ihren Beyfall danken, und Ihnen sagen, daß ich niemals zufriedner bin, als wenn ich ihn verdienen kann.

Wie mir der Herr von Riveri gefallen hat? Ziemlich wohl. Aber Sie gefallen mir doch unendlich besser. Ich bin immer noch der Meynung, daß man keinen Poeten, dessen Vorzüge in dem Ungekünstelten und Leichten, kurz, in dem Naiven bestehen, nur mittelmäßig gut übersetzen kann. Oft ist es die Art, womit ein Gedanke gezeigt ist, oft eine Redensart, oft nur ein Wort, welches uns gefällt, und sobald man Eines davon wegnimmt, so hört der ganze Gedanke auf, uns zu gefallen. Wie viel hat Ihre Erzählung der Fliege und der Spinne nicht verloren! Der Herr le Blanc ist eben auch der Verfasser der Briefe über die Engländer. Ich erwarte die Werke von Cramern mit der größten Ungeduld. Wie schön werden sie nicht seyn! Gewiß, ich werde Ihnen den größten Dank dafür wissen, und ich freue mich nicht wenig, daß Sie meine Gedanken im voraus errathen. — — Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

---

59. *)

An J. F. Freiherrn v. Cronegk.

L. d. 21. Decbr. 1754.

Liebster Baron,

Sind Sie böse, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? Nein, das sind Sie nicht. Und gleichwohl, warum ha-

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

ben Sie mich nicht beschämet, warum haben Sie mir mein Stillschweigen nicht vorgeworfen, warum haben Sie seit einem halben Jahre nicht an mich geschrieben? Sie dem das Schreiben ein Vergnügen, und dessen Briefe mir Wollust sind? Sind Sie krank? Nein. Das fürchte ich nicht. Sind Sie mit Geschäften und Arbeiten beschwert. Das glaube ich; und dennoch kann ich keine Arbeit denken, die Sie so sehr ermüden sollte, daß Sie nicht an Ihren Gellert dächten. Ist es der Autor, der mich um Ihre Briefe bringt? Das will ich noch am ersten ertragen. Vielleicht schicken Sie mir statt eines Briefs eine Racinische Tragoedie; und diese können Sie gewiß schreiben, gewiß, ganz gewiß, sobald Sie nur einen guten Plan haben. Ihr Leichtgläubiger übertrifft alle Ihre vorigen Comoedien. Der Charakter, als ein Gemälde, ist trefflich; nur weis ich nicht, ob er genug comische Züge hat. Er ist schön, aber nicht stets lachend schön. Vielleicht drücke ich mich dunkel aus; vielleicht habe ich Unrecht. Der rührende Theil Ihres Stücks hat große Wirkung auf mich gethan. Und die Sprache dieses Theiles geht beynahe in das Erhabne. Sie verstehn mich. Wie ist die Action des Nachspiels, von dessen baldiger Aufführung Sie in dem letzten Briefe gedacht haben, abgelaufen? Wo ist denn der Baron Gleichen? Ich bin ihm eine Antwort schuldig. Grüssen Sie ihn tausendmal in meinem Namen, wenn Sie an ihn schreiben. Melden Sie ihm, daß ich noch keine Briefe von dem Herrn von Riveri erhalten. Aber seine Fabeln sind da. Ich will kein Richter seyn, weil ich das Original bin. Genug der Mann hat mir viel Ehre erwiesen und verdienet den ersinnlichsten Dank von mir. Seine Nachrichten, die er in der Vorrede giebt, sind sehr mangelhaft. Warum hat er nicht an Sie oder mich sich gewendet und einen Aufsatz verlanget? Wie gefällt Ihnen die treffliche Aesthetik? Nicht wahr, mein lieber Cronegk, diese Begegnung habe ich nicht verdienet? Sie hat mich sehr gekränket und ich leine an ihr, wie

um Beleidigern zu vergeben. So werde ich mich wohl am besten rächen. Warum schicken Sie mir nichts von Ihrem Wochenblatte? Thun Sie es doch, mir zur Freude. Von Cramern werden itzt Predigten, schöne Predigten, und auch die ersten funfzig Psalmen gedruckt. O wie klein werde ich mir, wenn ich mich gegen diesen Mann stelle! Sein Genie gleicht an Größe dem Meere, dem er itzt nahe ist. Des Tessin Briefe haben mir vortrefflich gefallen. Zachariae hat in reimlosen Versen die vier Tagzeiten besungen; ich hoffe mit dem Glücke seines Vorgängers. Sie werden itzt gedruckt. Ob ich gesund bin? Ja, diese Woche über habe ich dies Glück und das Glück der Heiterkeit mehr geschmecket, als seit zwey Jahren. Und ich habe angefangen, eine gewaltige Menge von Briefen, die ich in diesem Jahre unbeantwortet gelassen, zu beantworten, und bin bald damit fertig; so stark habe ich mich gefühlet. Unser Graf Moritz, der Sie sehr liebt und verehret, lebt wohl; und der Hof hat ihm noch keinen Eintrag gethan. Er behauptet seinen trefflichen Character der Vernunft und Tugend zur Ehre. Und nun, mein liebster Cronegk, leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, lieben Sie mich, umarmen Sie mich in Gedanken und nehmen Sie den aufrichtigsten Glückwunsch zu dem künftigen Neuenjahre, zu allen Ihren rühmlichen Absichten und Unternehmungen, zum ganzen Plane Ihres künftigen Schicksals, von mir an. Ich bin der Ihrige

Gellert.

---

60. (18.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 27. Dec. 1754.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann,

zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger Preußischer Officier ... hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf oder sechs tausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweymal bey dem Advocaten T.. gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — „Sie „mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht „gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?" — Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louidore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seele); bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher

Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärest du? Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelaßner, bescheidner und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibet gut und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu seyn wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da seyn? Gut! Nun das gebe Gott! G.

61.

An den Freiherrn von Crauſſen.

L. d. 30. Dec. 1754.

Hochgebohrner Freyherr,

Meine letzte Beſchäftigung in dieſem Jahre ſoll zugleich eine meiner angenehmſten ſeyn. Ich will mich aller der beſondern Gnade und Liebe, womit Sie mich nun ſchon ſo lange erfreut, lebhaft erinnern, den Werth derſelben von neuem fühlen, Ihren edelmüthigen Character durchdenken, und mich der Hochachtung und Ergebenheit, die ich Ihnen ſo gern ſchuldig bin, ganz überlaſſen, und mich durch aufrichtige Wünſche für Ihr langes Leben, für die Ruhe Ihres Geiſtes und die Dauer Ihrer Geſundheit befriedigen. Dieſes alles will ich thun, Theuerſter Gönner und Freund, und ich thue es in dieſen Augenblicken. Niemand kann Ihre rühmlichen Eigenſchaften und Abſichten höher ſchätzen, als ich ſie ſchätze, und Niemand kann Ihnen mehr Gutes gönnen, als ich Ihnen gönne und zeitlebens gönnen werde und gönnen muß. Gott laſſe es Ihnen in dem Jahre, das uns wieder entgegen eilet, und in allen den künftigen Jahren Ihres Lebens nach dem Wunſche eines Herzens gehen, das die wahre Ruhe kennet und ſich ihr täglich mehr nähert. Er laſſe Ihre löblichen Inſtalten der Welt und Ihrem Geſchlechte immer heilſamer und nützlicher werden, und Sie die ſüßen Früchte eines guten Bewußtſeyns täglich einerndten. Nach dieſem Wunſche erſuche ich Sie um Ihre fernere Liebe gegen mich, und um die Fortſetzung des Vertrauens, mit dem Sie mich zeither beehrt haben. Ihre Georgica ſind mir nicht zu Geſichte gekommen; ich will ſie aber dieſe Meſſe von Herr Kornen ſelbſt fordern. Ich hoffe, daß Sie durch ihn die erſten funfzig Pſalmen des Herrn Hofprediger Cramers erhalten werden, wenigſtens ſind ſie bald fertig, und ich

schmeichle mir, daß sie Ihren Beyfall größtentheils erlangen werden, sowohl als seine Reden. Ich habe diesen Mann, der vor acht Jahren hier studirte, und mich jetzt so weit übertrifft, mit bilden helfen, und seine Größe voraus gesehen. Also ist unser Hagedorn auch todt? Ich habe Nachricht, daß er als ein guter Christ gestorben ist. Sein Nachruhm ist ihm sehr versichert. Doch was ist der Nachruhm? Ich wünsche nur, bald eine erfreuliche Nachricht von Ihnen zu hören, und verharre mit der ersinnlichsten Hochschätzung

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

Für das Gedichte: die Majestät im Kleinen, danke ich Ihnen gehorsamst. Der Lobspruch, den Sie mir darinnen ertheilen, ist nur gar zu groß, gar zu gütig.

---

62. (8.)

1754.

Mein lieber Herr Vetter,

Nein, ich habe Ihre Klagen gar nicht übel genommen, ich danke Ihnen vielmehr für Ihr Vertrauen gegen mich, und liebe Sie wegen der Bescheidenheit, mit der Sie sich über Ihre verdrießlichen Umstände beklagen, nur desto mehr. Aber wenn ich Ihnen nur auch Ihr Schicksal erleichtern könnte! Und wodurch? Durch mein Mitleiden? Das haben Sie, und das werden Sie stets haben, und eben so gewiß werde ich auch Ihre Umstände zu verbessern suchen, so bald sich eine Gelegenheit zeigt. Itzt weis ich nichts zu thun, als Sie zur Geduld zu ermuntern,

Sie vielmehr in dem Muthe zu stärken, mit dem Sie Ihr
werliches Schicksal ertragen. Fahren Sie fort Ihre Pflicht
u zu beobachten, und durch Klugheit und Bescheidenheit den
n Begegnungen so auszuweichen, als es die Umstände erlau-
Lassen Sie sich aber auch durch keine niedrige Menschen-
)t zu irgend etwas verleiten, das im Geringsten wider Ihr
iissen ist, und durch keine Begierde, Andern gefällig zu wer-
sich um Ihren eignen Beyfall bringen. Nichts ist in unsern
tänden so geringe, das nicht unter der Regierung der Vor-
ng stünde. Dieser große Gedanke wird Ihr Herz stärken,
n Sie ihn oft und viel denken, und die Erinnerung dieser
werlichen Tage wird Ihnen in glücklichern Stunden noch
reiche Materie zum Danke und Vertrauen gegen Gott wer-
Wir sind nicht für uns allein in der Welt da. Unsere
mmen Umstände haben oft einen unvermerkten und nützlichen
luß auf Andere. Und wer weis, was Ihr Beyspiel, Ihr Bezei-
Ihr Unterricht noch nach vielen Jahren an dem Orte für Gutes
n, an dem Sie sich itzt, nach Ihren Gedanken, vergebens auf-
en. Die Erfahrung, die Sie einsammlen, die Kenntniß der
ischen, die Sie sich erwerben, die Geduld, die Sie lernen, die Be-
tschaft mit einem wackern Manne, den Sie ohne diese Umstände
: würden haben kennen lernen; alles dieses sind zuverlässig
theile, die Ihnen auf Ihre Lebenszeit nützen werden. Glück-
ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! Dieses lassen
Ihr Orakel seyn, wenn Ihr Herz unter so vielen und täg-
n Verdrießlichkeiten unruhig seufzet. Ueberdieß sehen Sie
sich in eine angenehme Scene Ihrer künftigen Tage hinaus.
Jüngling, der seine Jugend unschuldig und tugendhaft zu-
gt, der mit der Tugend Klugheit und Fleiß verbindet, kann
Mann nicht unglücklich seyn. Nein, mein lieber Vetter,
Herz Ihres frommen und gewiß seligen Vaters, das auch in
en schlägt, wird nicht ohne Belohnung bleiben. Ihr Schick-

sal ist von einer gütigen Hand angeleget, warten Sie nur, bis es Zeit seyn wird, daß es sich zu Ihrem Vortheile entwickelt. Wir sind so kurzsichtig, darum kömmt uns vieles so fremd und hart vor, das doch in dem Zusammenhange unser Glück ist. Endlich hindert Sie ja nichts, wenn sich Ihnen eine vortheilhaftere Gelegenheit zeigt, solche zu ergreifen, und ich will zu dieser Absicht nichts unterlassen, was Sie von mir wünschen können. Nur getrost! Wer recht thut, darf Niemanden scheuen. Sagen Sie sich dieses täglich vor, und werden Sie ruhig und lieben Sie mich; denn ich bin gewiß Ihr aufrichtiger Freund,

G.

---

63. (9.)

An Herrn **.

1754.

Ohne Ihren beredten und mit Ihrem ganzen Herzen angefüllten Brief würde mich Ihre Zurückkunft aus fremden Ländern nur halb vergnügt haben; so aber erfreut sie mich vollkommen. Ich sehe es in jeder Zeile, daß Sie noch mein Freund sind, und es immer seyn werden. Was soll ich nun auf alle Ihre Lie[illegible] antworten? Ich umarme Sie in Gedanken, preise die Vo[illegible] sehung, die Sie glücklich zurück gebracht hat, und wünsche I[illegible] Ihrigen und Ihrem Vaterlande Glück. Erfüllen Sie die H[illegible] nung, lieber Freund, die sich mein Herz beständig von Ih[illegible] gemacht hat, und helfen Sie das Beste der Welt so vorzü[illegible] befördern, als Sie vor Andern die Kräfte und den Willen [illegible] empfangen haben. Das Amt wird nicht mehr fern seyn, [illegible] Ihre Pflichten näher bestimmen soll. Nehmen Sie es an; [illegible] wenn es nicht das größte seyn sollte. Kein Amt ist so g[illegible] worinne ein geschickter und rechtschaffener Mann nicht [illegible]

Gelegenheiten finden sollte, nützlich zu seyn und seinen Verstand sowohl als seine Wissenschaften zu zeigen. Wir lassen nicht selten, aus großer Begierde, uns viel Geschicklichkeiten zu erwerben, die besten Jahre vorbeigehen, schon erlangte Geschicklichkeiten zu gebrauchen, und unser Leben verfliegt unter der stolzen Vorbereitung, es recht glücklich anzuwenden. Ist ein Mann, welcher der Republik seine täglichen Pflichten in einem bestimmten, wenn auch schon weniger ansehnlichen Amte mit Rechtschaffenheit abträgt, der seine Familie weise und liebreich regiert und versorgt, und in den Armen einer würdigen Gattinn und an der Seite hoffnungsvoller Kinder das Glück des Lebens mitten unter seiner Bürde zu finden weis; ist der, sage ich, kein nützlicher und glücklicher Mann? Müssen wir erst große Würden erringen, ehe wir glücklich seyn können? Aber verfalle ich nicht in den Fehler des Docirens, daß ich Ihnen alles dieses sage? Ja, es würde ein Fehler seyn, wenn ichs aus einem andern Grunde, als aus Liebe, und zu einem Manne, der weniger mein Freund wäre, gesagt hätte. Eine fortgesetzte Beschäfftigung, mit einem Worte, die Arbeit ist zu unserer Ruhe unentbehrlich; dieß weis ich aus der Erfahrung. Und daß die Liebe einer vernünftigen Gattinn eine große Belohnung für den arbeitsamen Mann, und ein Schutz vor tausend Anfällen der beschwerlichen Einsamkeit ist, das ist eben so wahr, als jenes, wenn ich es schon nicht aus der Erfahrung weis. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

G.

---

64. (11.)

An den Herrn Baron von Z**.

1754.

Der Dienst, den ich Ihnen geleistet, ist auf meiner Seite sehr geringe, und ich habe mehr Ursache, Ihnen für die Ge-

genheit, die Sie mir zur Ausführung einer guten Absicht gegeben, selbst zu danken, als den Dank anzunehmen, den Sie mir schriftlich abgestattet, und der mehr ein Beweis eines sorgfältigen und gütigen Vaters, als eine Belohnung ist, die ich wirklich verdienet hätte. Indessen glaube ich gewiß, daß ich Ihren Herren Söhnen einen rechtschaffnen und geschickten Mann zum Hofmeister gewählet habe. Er wird seine Fehler haben; denn wer ist ohne Fehler? Allein ich glaube, daß es solche seyn werden, die Sie oder die Frau Gemahlinn durch ihre Aufmerksamkeit bald verbessern werden. Er hat etwas gezwungenes in seiner Stellung, das mir nicht gefällt; allein es ist doch tausendmal besser, als das Rohe und Ungesittete, das junge Leute oft mit von der Universität bringen. Und ich weis gewiß, er wird das Gezwungene in der Gesellschaft, in die er itzt eintritt, unter den freyern Sitten des Landlebens bald verlieren. Da er einen sanften Charakter und dabey ein gesetztes Wesen hat, so hoffe ich, er soll sich die Liebe und die Folgsamkeit der jungen Herren bald erwerben. Und da er Geduld hat, gesprächig ist, zeichnen, malen, und in der Baukunst kleine Risse machen kann; so hoffe ich, er soll die beiden Kinder an sich ziehen und leicht unterhalten können. Er wird ihnen den Fleiß nicht zur Last, sondern mehr zu einer angenehmen Nothwendigkeit zu machen suchen, und übrigens sich nach den besondern Fähigkeiten und Genies seiner Untergebenen richten: dieß ist nach meinem Erachten die doppelte Regel aller guten Unterweisung. Und was kann ein Hofmeister, der Geschicklichkeit und guten Willen hat, der in seiner Pflicht von dem Ansehen und den Vorschriften der Aeltern unterstützet, durch ihr Vertrauen und ihren Beyfall mehr ermuntert, und durch die Lehrbegierde seiner Schüler angefeuert wird, nicht in etlichen Jahren bey ihnen ausrichten? Ob Herr H.. gleich kein Theolog ist, so bin ich doch sicher, daß er den jungen Herren die Grundsätze der Religion durch Unterricht und

Beyspiele immer mehr eindrücken, und sie frühzeitig lehren wird, daß die wahre Tugend ein Glück aller Menschen und keine beschwerliche Last sey. Ich hoffe, er wird ihre Herzen lenken, selbst indem er sich nach ihren Neigungen zu richten scheint, und nie vergessen, daß alle Wissenschaft, alle Künste, die man erlernt, aller Witz, aller Verstand den Mangel eines guten Herzens nie ersetzet, und daß der gelehrte Mann unendlich weniger ist, als der rechtschaffne. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit ꝛc.

G.

---

65. (12.)

An Herrn B**.

1754.

Beynahe habe ich in den letzten Wochen dieses Jahres nichts gethan, als die Briefe meiner Freunde und Gönner beantwortet, und wie könnte ich den Ihrigen vergessen, wenn ich auch noch so vergeßlich, noch so ermüdet wäre? Aber was soll ich Ihnen auf alle Ihre beredten Danksagungen antworten? Sie sind gewiß aufrichtig, so hoch sie auch getrieben sind, und deswegen sind sie mir schätzbar, ob ich mir gleich nur einen kleinen Theil davon zueignen kann, und das Uebrige als eine Belohnung ansehen muß, die ich erst noch zu erwerben habe. Habe ich Ihnen also anders gedienet; habe ich jemals zur Verbeßerung einer Ihrer guten Eigenschaften durch meinen Unterricht oder mein Beyspiel etwas beygetragen: nun wohl gut, so hören Sie eine Bitte von mir an, durch deren Erfüllung Sie mich zeitlebens und unendlich belohnen können. Erweisen Sie Andern eben die guten Dienste, die Sie von mir rühmen, und mit eben der Aufrichtigkeit, Uneigennützigkeit und Klugheit, mit der Sie

gewünscht habe, sie Ihnen zu leisten. Alsdann bin ich Ihr Schuldner so gewiß, als Sie nach Ihrem guten Herzen und Ihrem Briefe der meinige sind. Sie werden allezeit junge Leute um sich haben, wo Sie auch sind, und nie wird es Ihnen also an Gelegenheit, meine Dienstfertigkeit zu übertreffen, fehlen. Aller Beyfall der Welt, aller Ruhm der Loblieder ist nichts gegen den stillen Ausspruch des Gewissens, daß wir ein einziges junges Herz für den Himmel gebildet, oder doch zu bilden uns aufrichtig bemühet haben. Das wird Ehre, das wird Wollust, eine unaufhörliche Nahrung der Zufriedenheit seyn, wenn in dem Reiche der künftigen Welt uns eine Seele zujauchzet: Du hast mich geleitet, mich ermuntert, unendlich glücklich zu seyn! Heil sey dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter, und Ruhm vor Gott! Und wenn auch kein Mensch auf Erden unsere guten Absichten bemerken sollte, würden wir deswegen weniger belohnet seyn? — Ihre itzigen, nicht gar zu günstigen Umstände tragen Sie mit Gelassenheit. Dieß ist der sicherste Weg, bessre zu verdienen. Für Ihr Glück seyn Sie nie bange, aber stets besorgt für mehrere Verdienste. Ein Glück, das uns auf dem Wege nach Wissenschaft, auf dem Wege eines klugen, sittsamen Verhaltens begegnet, das wir nie durch kriechende Schmeicheleyen gesucht haben, das ist das Glück, das unser Leben leicht und rühmlich wird machen helfen. Es wird Ihnen nicht an Gönnern fehlen; aber alle Gönner sind Menschen, wie wir. Lassen Sie nie von dem Fleiß in den Sprachen, insonderheit der Schrift, ab. Predigen Sie zuweilen, ohne künstlich predigen zu wollen. Machen Sie nicht zu viel, lieber zu wenig. Beym Schicken Sie mir bey Gelegenheit eine von Ihren letzten Predigten. — — Ich will aufhören, denn was würde ich Ihnen nicht noch sagen, wenn ich mich satt reden wollte? Gott lasse es Ihnen in dem neuen Jahre, in allen Jahren Ihres Lebens wohl gehen!

66.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 8. März 1755.

Hochgebohrner Freyherr,

Ja, ich habe die überschickten 12 Ducaten, als die Pension für meine Mutter auf dieses Jahr richtig erhalten, und ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen den Empfang nicht eher gemeldet. Ich wollte noch acht Tage warten, bis meine Collegia und andere Arbeiten geschlossen wären, und alsdenn sollte mein erster freyer Nachmittag eine Zeit der Erquickung, eine Zeit zu einem langen Briefe an Sie, theuerster Freyherr, werden. Doch da ich nunmehr von Ihnen erinnert werde: so würde ich mirs nicht vergeben können, wenn ich noch einen Posttag ohne Antwort und ohne Danksagungen vorbey gehen ließe. Meine Mutter erliegt beynahe unter Ihrer Freygebigkeit, und sie weiß nicht, wie sie Ihnen genug für solche Großmuth danken soll, durch die sie ihr gnädiger Gönner erquicket. Empfangen Sie also in ihrem Namen alle die Danksagungen, die sie Ihnen schuldig ist, durch diesen Brief, und auch meine eignen. Ich werde nie aufhören, Sie zu verehren, und Ihnen vor Tausend andern die Belohnungen der Tugend zu wünschen. Jetzt muß ich wegen des Abgangs der Post schließen; aber vor den Feyertagen habe ich gewiß die Ehre noch, Ihnen schriftlich meine Ehrerbietung zu bezeugen, mit der ich stets bin

Ew. Hochgebohren

gehorsamster Diener und Freund

C. F. Gellert.

An denselben.

L. d. 13. März 1755.

Hochgebohrner Freyherr
Gnädiger Herr und Gönner!

Nunmehr folgt erst die Antwort auf Ihren gütigen und liebreichen Brief vom Anfange des Märzes. Aber was soll ich Ihnen auf alle die Liebe antworten, die Sie in allen Briefen gegen mich bezeugen? Beynahe muß ich sagen, daß ich sie nicht verdiene, so groß ist sie; und doch wünschte ich herzlich, sie ganz zu verdienen; und wenn sie durch die aufrichtigste Ergebenheit könnte verdienet werden: so müßte ich ihrer gewiß werth seyn. Ich halte an mich, Ihnen alles das zu sagen, was Ihr edler und großmüthiger Charakter mich empfinden heißt, damit ich Ihre Bescheidenheit nicht beleidige, indem ich Ihren andern Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren lasse. — Wenn der bewußte Critikus Sie besser kennte: so würde er mehr Achtung in seiner Critik haben sprechen lassen. Ich habe sie nicht gelesen, und ich bin zufrieden, daß Sie großmüthig schweigen, und daß ich an Ihnen Verdienste verehre, die über alle Poesie gehn, und von denen Boileau spricht, wenn er sagt:

Que la Poesie ne soit pas vôtre éternel employ!
Cultivés vos amis, soyés hommes de foy.
C'est peu d'être — charmant dans un livre,
Il faut savoir encore et converser et vivre.

Die Psalmen von Cramern, nemlich der erste Theil, sind aus der Presse. Ich will die Posten nicht reich machen, außerdem schickte ich sie Ihnen gern zu. So verspreche ich Ihnen auch, nicht eher wieder an Sie zu schreiben, bis Sie es selbst verlangen werden, damit Sie nicht mehr für meine Briefe ausgeben

müssen, als sie werth sind. Indessen bitte ich Ewr. Excellenz unterthänig, mich nicht zu schonen, wenn Sie Commissionen hier in Leipzig haben, da ich höre, daß Sie sich Herrn Korns nicht mehr bedienen werden. Die Danksagung, die ich in dem letzten Briefe im Namen meiner Mutter abgestattet, muß ich hier wiederholen; denn sie befiehlt mir diese Pflicht in allen ihren Briefen. Sollten sich die Umstände derselben durch irgend einen Zufall verbessern: so wird sie sich ein Gewissen daraus machen, Ihre Gnade länger anzunehmen. Aus Dankbarkeit wünscht sie es mehr, als zu oft; denn sie glaubt stets, daß sie Ihre Pension nicht verdienet. Ihnen aber, theuerster Freyherr, wünsche ich zum Beschlusse meines Briefes das, womit sich vielleicht alle meine Briefe schliessen, Gesundheit und Zufriedenheit in reichem Maaße und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Ewr. Excellenz

gehorsamster
C. F. Gellert.

68.*)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 2. April 1755.

Liebster Croneck,

Wem soll ich wegen Ihrer Tragoedie mehr Glück wünschen, mir, Ihrem Freunde, oder Ihnen? Und womit soll ich Sie belohnen, mit der Byron oder mit der Clementine? Ich habe

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

den ganzen Sonnabend vor den Feyertagen mit Ihrem Cobrus zugebracht, ihn geprüft und gefühlt, und bis des Abends um sieben Uhr, das ist viel, darinne studirt. Ich hatte so lange gesessen, daß ich kaum mehr Athem holen konnte. Er ist schön, sehr schön, und doch kann er und muß er noch schöner werden, ich ruhe nicht eher. Ich habe viel angestrichen und mich der Freyheit bedienet zuweilen ein Wort an den Rand zu schreiben. Das werden Sie mir vergeben. Ich habe die unrichtige Orthographie meistens verbessert, damit das Werk rein abgeschrieben werden kann. Wenn ich also eine zuweilen nachlässige, gezwungene, bald harte, bald gedehnte Versification, mit einem Worte nicht genug gearbeitete und durch die Kunst verschönerte Verse, wenn ich die nicht stets gewählte, oder nicht stets glücklich gewählte Sprache (denn die edle Sprache der Tragoedie, wie schwer ist diese nicht zu erreichen?) ausnehme: wenn ich die Länge des Stückes selbst, und einzelner Scenen, theils vom Anfange, theils in dem letzten Acte: wenn ich die zweymalige Erscheinung des Medon ausnehme: so glaube und behaupte ich, Ihr Cobrus ist schön. Sein Character ist groß, immer groß und beynahe christlich groß, welches Letzte ich zuweilen gemässiget wissen möchte. Medon, seine Mutter, seine Geliebte, alle drey sind einander werth. Man kann der vielen Zwischenfälle wegen, vielleicht dem Cobrus, wie dem Cid, das Beladne, vergeben Sie mir das Wort, vorwerfen; aber man muß zu gleicher Zeit die wunderbaren Stellungen und Situationen zum Dienste des Affects, mit Dankbarkeit loben, und ich küsse Sie dafür. Auf dem Theater muß das Stück, so viel auch die Critik im Lesen erinnern mag, dennoch durch die Hülfe eines Eckofs, Kochs, einer Kochinn oder Kleefelderinn, Wunder thun können. Das hoffe ich. Wäre Verbessern eine leichte Sache, wären der Verbesserungen nicht so viel, hätten Sie nicht andre Geschäffte, fehlten Ihnen nicht gewisse kleine Regeln des Körperlichen in der

Poesie, ich meyne des Versbaues, wüßten Sie die Kleinigkeiten der Sprache und Grammatik genug, wären Sie von Natur nicht so lebhaft und hastig, wüßten Sie stets, welches glückliche Aenderungen wären, so würde ich nichts thun, als Ihnen Ihren Codrus zurückschicken und Sie inständig bitten:

Vingt fois sur le métier remettez vôtre ouvrage etc.

Aber so zittre ich, Ihnen dieses zuzumuthen. Schlegel, der itzige Pastor und Professor in Zerbst, war ehedem ein trefflicher Verbeßrer. Wenn ich zwanzig oder dreyßig Thaler Geld, und er Zeit übrig hätte; so machte ich mir, ohne Ihre Erlaubniß zu erwarten, die Freude und bäte ihn, das Werk hin und wieder auszubessern und abzukürzen, denn ich denke es ist für die Acteure zu lang. Wäre es meine eigne Arbeit: so würde ichs gewiß thun. Das große Schöne wäre und bliebe doch mein, nämlich der Plan, die Characters, die Reden, die Leidenschaften; und hat Pope nicht auch einem zeitverwandten tragischen Dichter diesen Dienst erwiesen? Itzt will ich den Codrus dem Grafen Moritz schicken. Herr Weise hat ihn auch gelesen. Der Gräfinn Bentinck, die sich seit einigen Monaten hier aufhält, würde ich ihn auch zeigen, weil sie eine große Verehrerinn der Tragoedie ist, wenn ich meine Striche wegnehmen könnte. Und so viel für diesmal, lieber, guter, trefflicher Croneck! Die übrigen Theile Ihres Briefs, will ich nicht beantworten. Es kränkt mich, daß ich Feinde habe. Aber ich Thor, will ich ein Glück haben, das selten ein Mensch bis an sein Ende gehabt hat? Alles was ich wünsche ist Bescheidenheit. Den Tadel selbst muß jeder Autor ertragen können. Aber was wäre die Vergebung, wenn Beleidigungen in uns keinen Widerstand fänden? Haben Sie den Brief an den Hrn. v. Riveri fortgeschicket? Und wollen Sie den an den Baron Croneck [Gleichen?] auch bestellen? Ja, seyn Sie so gut. Grüssen Sie Herr Utzen, Herr Hirschen und alle Ihre und

meine Freunde ergebenſt von mir und leben Sie recht wohl. Ich bin ſtets der Ihrige

Gellert.

Ich muß Ihnen die ganze Stelle des Boileau herſetzen, wenn Sie ſie gleich auswenden wiſſen:

Hastez-vous lentement, et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage.
Polissez-le sans cesse, et le repolissez.
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez.

69.

An den Grafen ***.*)

L. d. 3. April 1755.

Ich bin außer mir, und ich muß es Ihnen ſagen, daß ichs bin, ob ich gleich erſt geſtern an Sie geſchrieben habe. Geſtern war ich noch nicht mit dem 5ten Theile des Grandiſon zu Ende. Ich las zwar bis des Nachts um 12 Uhr — ein Fehler, den ich ſeit der Clariſſa nicht begangen. Ich ſchlief, wie Sie leicht denken können, die ganze Nacht wenig — elend. Kaum hatte ich heute Morgen nach 6 Uhr in der Bibel geleſen, ſo ergriff ich den Grandiſon, um ihn ſtatt einer Rede aus dem ** zu leſen. Ich las, ich kam auf den Abſchied des Grandiſon und der Clementine. — Ach Graf, lieber Graf! Nun habe ich wieder das größte Vergnügen des Lebens geſchmeckt, das ich ſchmeckte, als ich den letzten Theil der Clariſſa las. Seit ſo vielen

*) (Vermuthlich an den Grafen M. v. Brühl. — Bekannt gemacht von Franz Horn in: Wielands Briefe an Sophie v. La Roche ꝛc. Berlin 1820. Anhang. S. 361. ff.)

Jahren habe ich weder über Natur, noch Nachahmung (einige bittere Thränen der Traurigkeit ausgenommen), weinen können — nicht weinen können, um alle Wunder der Natur nicht, so hart, so verschlossen ist mein Herz gewesen! und heute, diesen Morgen den 3. April zwischen 7 und 10 Uhr (gesegneter Tag —) habe ich geweinet, theurer Graf, mein Buch — mein Pult — mein Gesicht — mein Schnupftuch durch — durchgeweinet, lautgeweinet, mit unendlichen Freuden geschluchzet, als wäre ich in Bologna, als wäre ich Er, als wäre ich Sie, als wäre ich das seelige Gemische von Glück und Unglück, von Liebe und Schmerz, von Tugend und Schwachheit gewesen, und kein Mensch hat mich gestöret. — Gott was ist in diesem Buche! Nun begreife ich, wie die Tragödien der Alten haben so gewaltsame und unglückliche [unglaubliche?] Wirkungen thun können. Ja, Graf, in den Augenblicken nicht fort lesen — nicht mehr fühlen sollen — dort auf der Rasenbank — hier in der Clementine Zimmer — lieber hätte ich all mein Vermögen verloren. Kann denn Richardson zaubern? Ja, ihm steht alles, was nur rühren — bestürmen, alles was hinreißen, und zur Trunkenheit entzücken kann, zu Gebote, und seine Landsleute zweifeln noch einen Augenblick daran? Aber er muß sterben; Er soll sterben! und alsdann wird man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Haben sie den Gay einiger Fabeln wegen in die Gräber der Könige gelegt: so werden sie einen Richardson — unsterblicher Name! Ehre des menschlichen Geschlechts und Fürst der Romanendichter! Glücklicher Tyrann aller unsrer Leidenschaften! — Dich sollten sie nicht in die Gräber der Könige, nicht zur Asche des Milton, wenn noch ein ehrwürdigerer Ort ist, nicht dahin legen? — Schreib, aber das ist über die Kräfte der Menschheit, schreib einen Grandison, und dann stirb, seliger als deine Clemen[tine], als dein Grandison den Gedanken nach sterben müssen! Graf — Gott vergebe mirs! — Ebert hat wohl nicht un-

recht. Wenn er, spricht er, den Grandison gemacht hätte, so glaube er gewiß, daß er seelig werden müßte. Gott vergebe mirs! könnte der Himmel durch Verstand und Kunst, durch Witz und Herz, durch göttliche Moral verdienet werden, nun, so hätte ihn Grandison überverdient! Heben Sie diesen Brief mit aller seiner Enthusiasterei, mit aller meiner aufrichtigen Albernheit auf! und wenn ich bald sterbe, so lassen Sie, Sie sollen es thun, ihn mit meinem ganzen Namen, zur Ehre eines Richardson (denn sobald ich todt bin, bin ich groß genug ihn zu ehren) und folgende Stelle groß drucken: Zween meiner vergnügtesten Tage, soll die Nachwelt wissen, sind die gewesen, da ich den 7. Theil der Clarissa und den 5. des Grandison gelesen. Wenn die Tugend in jenem Leben eine fortgesetzte ewige Empfindung solcher Freuden ist, als ich hier gefühlet, so kann kein Mensch, auch in einem zehnfachen Leben, zu viel für sie ausstehn. Ich habe noch nie namentlich für den Richardson gebetet, aber bey dem 5. Theile habe ich das Gebet für seine immerwährende Wohlfahrt gemacht. — Dürfte ich doch nicht denken, daß es Geschöpfe gebe, denen dieses Werk nicht gefällt. — Ich will nicht mehr schreiben. — Ich kann auch nicht. Ich bin immer noch außer mir. Ich habe geweint daß ich noch immer zittere. Und wenn ich itzt krank werde, so ist Grandison die Ursache, und meine Krankheit das Lobgedicht des Richardson. Ich umarme Sie, liebster Graf.

Gellert.

70. *)

An den Secretair Kersten.

L. d. 7. Mai 1755.

Mein lieber Kersten,

Sie fragten mich letztens, ob Sie mir nicht dienen könnten. Ach ja, Sie können es. Aber es ist nichts Geringers, als ein öffentliches Amt an der Kirche zu Schulpforta, darum ich Sie bitte; ich meyne den Küsterdienst. Eigentlich möchte ichs für mich selbst haben, und ich würde vielleicht ruhiger dabey seyn, als bey einer Profession; dennoch will ich den Dienst lieber meinem Famulo, Herrn Bocken, abtreten, wenn Sie mir dazu verhelfen wollen. Er hat sich schon vor einem halben Jahre und auch wieder diese Messe bey Ihrer Excellenz, dem Herrn Präsidenten gemeldet, und das letztemal eine günstige Antwort erhalten. Der Oberhofprediger und der Consistorialrath Leyser sind auch auf seiner Seite, so wie alle Verdienste, die zu einem Küster gehören. Er ist ein ordentlicher und geschickter Mensch, und seine größten Fehler sind Armuth und Krankheit des Körpers. Er versteht mehr Theologie und hat weit mehr Kenntniß in den humanioribus, als zu seinem Amte nöthig ist. Seine Hand ist freylich nicht die trefflichste; aber er bessert sie und wird sie bessern. Er versteht etwas Mathematik und Baukunst, ist dienstfertig und hat ein ehrliches frommes Herz. Das Amt wird seiner Gesundheit und Zufriedenheit unstreitig mehr nützen, als alle Arzney und alle Philosophie, und Sie werden gewiß eine gute und belohnenswürdige That thun, wenn Sie ihn bey dem Herrn Präsidenten mit Ihrem Vorspruche unterstützen, und ich will den Dienst annehmen, als ob Sie mir ihn selbst erwiesen hätten. ... Reden Sie also, mein lieber Kersten, ohne Verzug mit dem

*) (Gellerts Familienbriefe. Anhang No. 4.)

Herrn Präſidenten, dem ich, ſo gewiß ich lebe, dreymal, aber allemal vergebens, aufzuwarten geſuchet habe.

Ein jeder Freundſchaftsdienſt, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn ſchätzt, iſt eine große That.

Gott gebe Ihnen Ihre Geſundheit im Bade wieder. Dieß wünſche ich Ihnen von Herzen und bin ſtets

Ihr

ergebenſter
Gellert.

VI. (19.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 7. Mai 1755.

Wie ſehr hat mich nicht Ihr Abſchied gerührt! Ich bin mit Thränen den Weg vom äußerſten Thore herein gegangen, mein ganzes Herz that mir weh, und ich glaubte den ganzen Nachmittag, es müßte mir etwas ahnden, ſo betroffen war ich. Vielleicht, dachte ich, ſiehſt du ihn nicht wieder; aber das wolle Gott nicht! dachte ich ſogleich dazu. Ich gieng Abends zur Frau von **. „Sie ſind traurig, ſagte ſie, daß Ihr Moritz fort „iſt, das gefällt mir an Ihnen. Es iſt ein trefflicher Jüngling. „Ich will mit Ihnen weinen, wenn ich Sie dadurch beruhigen „kann, wenigſtens wollen wir von ihm reden. Seine Beſcheidenheit, da ihn alle Leute loben, iſt ein großes Verdienſt und „ein ſichres Kennzeichen ſeiner künftigen noch größern Verdienſte. „Seine Schamhaftigkeit nimmt ungemein für ihn ein: und wenn „er die erhält: ſo werden ihm alle Verſuchungen nichts abgewinnen. Er trinkt keinen Wein, der ſonſt die Quelle vieler jugend-

„lichen Thorheiten ist. Er liest und schreibt gern, dieß wird ihn „vor den gefährlichen Zerstreuungen des Müßiggangs und der „Höfe bewahren. Erinnern Sie ihn, wenn er auf Reisen geht, „daß er sich ein Tagebuch von sich selbst macht; daß er alle „Abende ein getreues Verzeichniß aller seiner Handlungen auf„setzet, als vor den Augen seines besten Freundes, und noch mehr, „als vor den Augen seines allsehenden und allmächtigen Freun„des; daß er sich keine Thorheit, so klein sie ist, ungestraft ver„giebt, keine gute That unüberdacht bemerket, und keine edle „Absicht ungefühlt niederschreibt. Dieß ist eine Art des Gebets, „und vielleicht eine der vorzüglichsten Arten des Gebets, weil es „mit unsrer Prüfung und mit unsrer Besserung verbunden ist. „Ich habe diese Pflicht neun ganzer Jahre ohne Ausnahme aus„geübt, und dieß sind die besten, weisesten und ruhigsten Tage „meines Lebens gewesen. Sagen Sie ihm, daß ich nie einen „vortrefflichern Ausspruch gehört hätte, als der ist, den Sie mir „von seiner Mutter erzählt, daß ohne die sittlichen Tugenden des „Herzens alle äußerliche Vollkommenheiten ihren Werth und „auch gewissermaßen selbst ihr Daseyn verlieren müßten; und „daß ein Mann von Religion doppelt liebenswürdig wäre, auch „zu der Zeit, wenn er am strengsten handelte. Ich denke, er „liebt das Geld nicht, und sein ganzer Charakter scheint mir „für diese Neigung zu groß zu seyn; Güte, Leutseligkeit und „Freygebigkeit reden aus seinen Augen."

Alles dieses und noch weit mehr, lieber Graf, hörte ich an, ohne beynahe ein Wort zu sagen. Das, hub ich endlich an, will ich dem Grafen alles schreiben. Er wird Sie und meine Liebe zu ihm, durch die Sorgfalt für seinen Charakter, oder welches einerley ist, für sein Glück, belohnen. — — — —

Leben Sie wohl.

G.

78. (20.)

An denselben.

L. d. 13. Mai 1755.

Die Freundschaft thut das in Ihren Briefen, was die Kunst, unterstützt von der Natur, in den Werken des Geschmacks thut. Die Kunst, sagt Pope*), wirkt, ohne sich zu zeigen, und herrschet ohne Gepränge. So nährt die verborgne Seele in einem schönen Körper alles mit Lebensgeistern und erfüllt das Ganze mit Stärke. Sie wirkt jede Bewegung und unterstützet jede Nerve; sie selbst ist ungesehn; aber in den Wirkungen zugegen. So, sage ich, wirkt die Freundschaft, unterstützt von dem guten Geschmacke, in Ihren Briefen. Sie herrschet ohne Gepränge, belebt alle Gedanken, macht den Ausdruck beredt; sie kündiget sich nicht an, und ist doch in allem, was Sie mir sagen, zugegen. Welche Freude für mich! Ich weis Ihnen meine Dankbarkeit nicht besser zu zeigen, als daß ich mein Lob zurück halte, und Ihnen öfter schreibe, als meinen übrigen Freunden, und mich bemühe, Ihnen auch in dem, worinne ich Ihnen kein Beyspiel seyn kann, wenigstens ein Gefährte zu seyn. Das weis ich gewiß, daß Sie die Ermunterungen in meinem letzten Briefe nicht vergessen werden, so sehr Sie sich auch selbst die beste Ermunterung sind. Ich habe sie Ihnen niedergeschrieben, wie man Freunden, die glücklich sind, immer noch Glück wünschet. Die Frau von ** meynt es außerordentlich gut mit Ihnen, und ich

*) Art — —
Works without show, and without pomp presides:
In some fair body thus the secret soul,
With spirits feeds, with vigour fills the whole,
Each motion gives, ev'ry nerve sustains,
It self unseen, but in th' effects remains.

glaube, daß sie mir Ihrentwegen gewogner ist; denn in der That mag sie denken, daß ich zu Ihrem Besten mehr beygetragen habe, als ich wirklich gethan. Allein, ohne mich zu erniedrigen, muß ich doch bey Ihnen und Cronegken die Anmerkung machen, die man von den größten Malern gemacht, daß sie meistens ohne große Lehrmeister sich selbst gebildet haben. Ich will sie Beide dadurch nicht stolz machen; denn auch das glücklichste Genie, wenn es an seinen Ursprung gedenket, hat mehr Ursache zur Bescheidenheit, als zum Stolze, und der Stolz ist gemeiniglich nur die Ausfüllung des leeren Raums in unsrer vielseynwollenden Seele. Ich fühle es sehr wohl, liebster Graf, daß ichs in meinen Briefen an Sie nicht vergessen kann, daß ich noch einmal so alt bin, als Sie; aber selbst meine Docirsucht ist noch Liebe. Ich denke alle Augenblicke, ich möchte Sie durch mein Lob, davon mein Herz so voll ist, sicher machen; und gleich will mein Verstand das wieder gut machen, was mein Herz versehen zu haben glaubet, und da fange ich denn an, lehrreicher zu seyn, als es Ihr Charakter bedarf. Sie werden mirs leicht vergeben; und wenn auch meine Briefe an Sie einmal Andern in die Hände fallen sollten, so können sie doch nichts weiter davon sagen, als was man gewissen Gesichtern der Frauenzimmer vorwirft, die sich unvermerkt in eine zu gütig-erklärende Miene verlieren, es fühlen und diese freywillige Miene durch einen aufgebotnen furchtsamen Ernst widerlegen wollen. Ich bin heute sehr fruchtbar in Gleichnissen und solchen Sachen. Vermuthlich habe ich zu viel Zeit zu diesem Briefe; denn der Regen hat meinen Zuhörer, dem diese Stunde gehört, abgehalten.

In dem Journal des Savans et des Trevoux sind Riveris Fabeln rühmlich genug recensiret; nur ärgre ich mich, daß der Recensent aus toller Uebereilung eine Stelle von Rabenern saget, die Riveri in der Vorrede vom Rabelais oder Swift-

ten gesaget hat. Ich will deswegen an Riveri schreiben. — — Leben Sie wohl, bester Graf.

G.

---

73. (21.)

Moritz von Brühl an Gellert.

Dresden, d. 18. Mai 1755.

Liebster Professor,

Die Vergleichung, mit der Sie Ihren letzten Brief anfangen, so wie die Stelle aus dem Pope, sind beide sehr schön. Wie glücklich wäre ich, wenn ich sie wahr machen könnte! So viel ist indessen gewiß, daß, wenn anders meine Briefe an Sie einigen Werth haben, sie ihn bloß durch meine Freundschaft gegen Sie erhalten, und vielleicht ist sie es, die mich bey Ihnen entschuldiget, und meinem Verstande Lobsprüche erwirbt, die meinem Herzen allein gehören. Sie erfreuen mich unendlich durch den Vorsatz mir oft zu schreiben, und beschämen mich zugleich, indem Sie es als ein Mittel ansehen, mir Ihre Dankbarkeit zu bezeigen, da es in der That eins ist, mich noch mehr dazu zu verbinden; mich, der ich Ihnen so viel, der ich Ihnen alles zu verdanken habe.

Die Frau von ** hat Recht, wenn sie dieses glaubt, und, sagen, daß ich Sie seit fünf Jahren kenne, heißt nichts anders sagen, als: Gellert hat ihn gebildet, er hat ihn erzogen. Ihr Beyspiel, das ich glücklich genug war mir zum Muster zu wählen, hat mir jederzeit mehr genützt, als die trefflichsten Lehren nicht würden gethan haben, die nicht damit unterstützt gewesen wären, und man kann von der Erziehung insbesondere behaupten, was in allen Sachen wahr ist, daß stets die Exempel mehr

als die Vermahnungen bessern. Was Sie von dem Stolze sagen, ist vortrefflich, und ich begreife noch immer nicht, wie man bey einem wahren Verdienste stolz seyn könne. Wenigstens sind solche Personen allemal Räthsel; so wie es unmöglich ist, daß ein geschwollner Körper zugleich gesund seyn kann; und was ist der Stolz anders als Geschwulst? Aber es ist Zeit, daß ich meinen Brief schließe. Morgen früh reise ich nach Pohlen, und es ist schon bald Mitternacht. — Leben Sie wohl, ich bin ewig

Ihr

Brühl.

74.*)

Joh. Andr. Cramer an Gellert.

Copenhagen, d. 29. Mai 1755.

Liebster Gellert,

Ich freue mich sehr, daß ich mich einmal von meinen undankbaren Arbeiten losreißen, und Dir sagen kann, daß ich Dich unaussprechlich liebe. Was für Freude und Wollust hast Du mir mit Deinen Liedern gemacht! Sie sind so schön, die meisten so sehr nach meinem Wunsche, so bibelreich und voll Empfindung der Religion, daß ich Dir nicht genug danken kann. Aber eben ihrer Vollkommenheit wegen werde ich sie mit aller Strenge beurtheilen. Solche Lieder verdienen so unfehlerhaft zu seyn, als möglich ist, je länger sie gesungen zu werden verdienen. Meinem lieben Bernstorf (o daß Du diesen großen liebenswürdigen Mann

*) (Klopstock. Er; und über ihn herausgeg. v. C. F. Cramer. Th. 5, S. 278 f.)

kennen möchtest, eben so als seine Gemahlinn) habe ich sie gewiesen; sie haben ihn entzückt, und weil er die meisten bey sich hat — (sie sind bey ihm so sicher, als bey mir); so kann ich heute nur über einige Critiken machen. So oft ich aber von meinem Bossuet Odem hole, will ich fortfahren. — Ueberhaupt mache ich die Anmerkung: erstlich was die Einrichtung betrifft, daß Lieder mehr aus Empfindungen, als Betrachtungen bestehen und keine Lehroden seyn müssen. Diesen Character hat das Gebet nicht, welches mehr aus schönen Lehrsprüchen, als Empfindungen besteht. Doch bestehen, zu Deiner großen Ehre, die meisten daraus. Zweytens merke ich, was die Schreibart betrifft, an, daß ich wünschte, sie möchte sich hier und da mehr von dem zwar nicht unedlen, aber doch gemeinen Ausdrucke entfernen, und poetischer werden. Wie stark ist nicht die Schreibart der Psalmen. — Die Geduld. 1. Str. 1. V. in Kreuz und Leid: das ist einer von den Ausdrücken, die mir für Deine Lieder nicht edel genug sind. 4. V. Künftig, wenn Du in diesem Genere Lieder machst, so laß lieber diesen kleinen Vers ∪—∪—∪ so seyn. Es liest und singt sich besser. — 2. Str. 3. St. Bösen Tage: Böses wir erdulden, kömmt zu schnell auf einander. 3. V. Künftig bitte ich bekommen für erhalten nicht zu brauchen; das Wort ist zu unpoetisch. — 4. Str. Was ist des Unmuths Schmerz: soll Unmuth Zorn oder Wehmuth seyn? — 5. Str. Ist deren Quaal: hier sollte billig die Anrede an Gott wiederholt seyn. — 6. Str. 2. V. Läßt du: Besser Lehrst du ꝛc. 3. V. Missethat: Hier sollte Sünde stehen; weil Sünde alle Arten von Unordnungen begreift. — 9 [10] Str. 2. V. Wollen Sie etwa setzen: Doch wenn Gott schlägt, an Gott voll Demuth denken? Die letzte Strophe muß ja bleiben, als eine der schönsten. — Bitten. 1. Str. Die vier ersten Verse gefallen mir nicht, wegen des für u. für, und des gebeten, das ich nicht für deutsch halte. 2. Str. Wenn der

3te Vers hieße: Gieb mir ꝛc. so wäre der 4te überflüßig. Bestimmen Sie den 4ten zu noch einem besondern Gedanken. — Das Gebet. 1. Str. verscherzen, nicht edel genug; prüfe und nicht prüf, wenn ein Vocal folgt. — 2. Str. bequemet, ein unedles Wort, zumal von Gott gebraucht. — 3. Str. Sein Glück, sein Heil; eins ist genug. Wollen Sie unter Glück die irdische, unter Heil die geistl. und ewige Seligkeit verstehen, so ists nicht deutlich. 3. 4. V. Statt der Frage, ob Beten nicht unsre Seele erhebe, möchte ich lieber gesagt haben, wie es dieselbe erhebe. — 5. Str. würde ich eine rime riche machen:

Wer das was einem Christen dienet,
Im Glauben sucht, der ehret Gott;
Wer das zu bitten sich erkühnet,
Was er nicht wünscht, der spottet Gott.

Des Flehn ist Spott, ist ein wenig zu gezwungen ausgedrückt. — 7. Str. 4. V. Mächtig u. versüßen sind Ideen, die ich nicht zusammen bringen möchte: gütig oder liebreich. — 8. Str. Schau, beschau statt schaue, beschaue. Sieh an die Wunder, die er that, (denn satt kann und soll man sich nicht an Gottes Wundern sehn). Schau auf den Ernst u. auf die Güte, Womit (damit es sich auf Mascul. u. Foem. zugleich beziehe) statt mit dir ꝛc. — 9. Str. Den 3. V. deutlicher zu machen: Und schmecke seiner Himmel Kräfte. — 10. Str. Bet oft, durchschau mit heilgem Muthe, mit Freude, mit Entzücken lieber. Ich mag ewgen, heilgen, künftgen, und alle Zusammenziehungen nicht leiden, wo das i herausgeworfen wird. — 11. Str. Dein Glaub an ihn ꝛc. ist besser als der andre Vers. — 12. Str. Gerecht u. gut: Gerecht und fromm lieber. — Du siehst, mein liebster Gellert, daß ich nur Kleinigkeiten tadle; allein bloß, weil ich keine grössern Fehler entdecken kann. Gott erhalte Dich noch lange, lange gesund. Gieb Deine Lieder ja noch nicht heraus; wir müssen

sehr viele von Dir haben. Soll ich sie herausgeben? Mache viele kurze. Lieder von vier, sechs, acht Strophen sind die besten; solcher werde ich auch eine kleine Anzahl zu machen suchen. — Ich sende Mscpt. zu meiner Fortsetzung des B. [Bossuet] nach Leipzig; wolltest Du die Barmherzigkeit an mir beweisen, und zum wenigsten von den historischen den letzten Probebogen durchsehen. — Von Deinem Christen sind hier zwo Uebersetzungen gedruckt worden, und beyde sind so glücklich gerathen, daß es schwer zu entscheiden ist, welche man für die beste halten müsse. Wollen wir nicht fleißiger an einander schreiben? Antworte mir bald. Sage meinem lieben Heine, wenn er noch da ist, daß ich ihm göttl. Beystand zu seiner Reise wünsche, und über acht Tage schreiben würde. — Jtzt bin ich in Lingbye, wo ich für meine Familie ein Logis für den ganzen Sommer gemiethet habe. Wir sind alle gesund. Ich arbeite fleißig. Lebe wohl, mein theuerster Freund. O wie herzlich liebe ich Dich! Gott belohne Dich für Deine Lieder mit tausend wahren Freuden. Meine Charlotte grüßt Dich.

Dein

Cramer.

Empfiehl mich allen, die mich kennen und lieben.

---

75. *)

An Gleim.

L. d. 7. Juni 1755.

Mein lieber Gleim!

Sehn Sie, daß ich mein Wort besser halte, als Sie? Wer hat nun am ersten geschrieben? Ich! Wer ist also der Ordent-

*) (Deutsches Museum 1779. Bd. 2, S. 351.)

lichste unter uns Beiden? Ich! Wer der Gründlichste, der Artigste, der Beste? — Hier will ich, aus Bescheidenheit, Platz lassen, und Sie sollen selbst, nach Ihrem Gewissen, meinen oder Ihren Namen hineinsetzen. Ich will mich nicht mit eigner Hand krönen, so sehr verlasse ich mich auf Ihre Billigkeit und auf meine gerechte Sache. Nunmehr will ich auch in Ihrem Namen etliche Fragen aufwerfen, und den ganzen Brief in Frag und Antwort abfassen; ich denke, es hat es noch niemand vor mir gewagt. Wer ist also (Gleim fragt) der beste Poet unter uns beiden? Sie! antworte ich. Wer wird die beste Frau von uns beiden bekommen? Sie! wenn Sie nur wollen, und den Frühling Ihrer Jahre nicht sorglos verstreichen lassen. Aber wer verdient die beste Frau von uns beiden? Ja mein lieber Freund, das ist eine andre Frage, die wollen wir wieder im Herzen ausmachen. Genug, daß ich sie Ihnen wünsche, und auf Ihre Hochzeit kommen, und, wenn ich gesund bin, auch tanzen will. Das ist viel gesagt! Aber wer wird am längsten unter uns leben? Mein Herr, in dieser Frage steckt eine Zweideutigkeit. Meinen Sie das physikalische oder poetische Leben? In dem ersten Falle werden Sie am längsten leben. Das bescheide ich mich ganz gern. Wenn ich gelassen und fromm sterbe: so bin ich herzlich zufrieden. In dem andern Falle sollten Sie, nach dem ordentlichen Laufe der Verdienste, auch am längsten existiren. Geht es aber nach der Menge der Werke: so werden Sie es nicht ungütig nehmen, daß ich Sie überlebe. Gönnen Sie mir dieses uneinträgliche Glück. Ich bin Ihr Freund; und nach meinem Tode ist es Ihre Pflicht, meinen Ruhm zu schützen. Eher sollen Sie mich nicht vertheidigen. Nun die allerletzte Frage in Ihrem Namen: Wenn wollen Sie denn nach Halberstadt kommen? Dem Willen nach, sehr bald. Bis dahin küsse ich Sie in Gedanken, bitte, daß Sie mich vor andern lieben, und mir erlauben, meinen Brief zu schliessen. Wenn Sie mit der Beant-

wortung der Fragen zufrieden sind: so verlange ich keine Zeile Antwort von Ihnen; denn ich bekomme doch so bald keine. Leben Sie nur wohl: so soll alles gut seyn. Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden und Gönnern!

Gellert.

---

76. (22.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 3. Juli 1755.

Liebster Professor,

Ich denke noch immer an den Augenblick unsers Abschieds, und ich denke mit Vergnügen daran. Niemals habe ich lebhafter als damals empfunden, wie unthätig unser Verstand ist, wenn unser Herz in Bewegung ist; und ich bin niemals zufriedner, als wenn ich mich selbst recht lebhaft überzeugen kann, wie sehr ich Sie liebe. Glauben Sie nicht etwan, daß ich jemals daran gezweifelt; nein, dazu kenne ich mich zu gut, um so mißtrauisch gegen mich selbst zu seyn. Aber das Vergnügen, dieses beständig von meinem Herzen zu erfahren, und dieses Verdienst in ihm zu erkennen (denn eine seiner besten Eigenschaften ist gewiß die, daß es Sie liebt), macht, daß ich so genau auf alle seine Bewegungen Achtung gebe, als ob ich ihm gar nicht trauen dürfte. Wie gefällt Ihnen diese kleine Metaphysik des Herzens? Ich kann Sie versichern, daß sie eben so gewiß ist, als wenn ich sie auf lauter Grundsätze gebaut hätte; denn sie gründet sich auf meine Empfindungen, und diese sind doch gewiß wahr, wenn sie auch unrichtig wären.

Ich besinne mich in diesem Augenblicke, daß morgen Ihr Geburtstag ist, ein Tag, der unter den Großen frostigen Com-

plimenten und unter den Nebern abgeschmackten Wünschen geweiht ist. Unter Freunden aber ist er der Empfindung und der Freude gewidmet. Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie groß und wie aufrichtig die meinige darüber ist? Ich kann hierbey eine Anmerkung machen, die mir gewiß Ehre bringt, die aber doch darum nicht minder wahr ist: nämlich, daß ich die ersten Verse, die ich jemals gemacht, der Freundschaft zu danken habe, so wie Corneille seine ersten der Liebe schuldig war. Erinnern Sie sich noch an die herzbrechende Ode, die ich vor vier Jahren auf Ihren Geburtstag gemacht, und die Herr S*** corrigirt hat! Habe ich also nicht Recht, wenn ich mich mit Corneillen vergleiche? Und vielleicht war mein Trieb noch edler als jener, der Corneillen beseelte. — — — — Leben Sie wohl,

Ihr

Brühl.

---

77. (23.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 4. Juli 1755.

Liebster Graf,

Ja heute ist mein Geburtstag, und ich danke Ihnen für Ihren lieben, freundschaftsvollen Brief. Erfreuen Sie sich mit mir, daß ich noch lebe! Danken Sie der Vorsehung mit mir, daß ich so viel Ursachen habe, ihr zu danken. Wünschen Sie mir Gesundheit, wenn sie mir gut ist, und ein frohes Herz. Wünschen Sie, daß meine künftigen Tage, es mögen ihrer viel oder wenig seyn, Tage der Weisheit und Gelassenheit seyn mögen, daß ich bis an das Ende meines Lebens den Eifer, Gutes zu thun, fühlen und beweisen mag; daß ich unter dem Beyfalle der Welt

nicht eitel, unter dem Tadel nicht klein, im Glücke nicht zu froh, und im Unfalle nicht zu traurig werden, die Liebe meiner Freunde als ein Glück genießen und als die Ehre des guten Herzens verdienen, daß ich Verstand und Tugend über alles schätzen und bewahren mag. Ja, mein liebster Graf, das gebe Gott!

Also habe ich schon acht und dreyßig Jahre gelebt, weit über die Hälfte des menschlichen Ziels und wer weis, wie weit über die Hälfte des meinigen! Und ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es war alles eitel! Es soll aber auch eitel und unser Glück hier nie vollkommen seyn. Ich finde vielleicht in dem verflossnen Jahre weniger Fehler von mir als in dem vorhergehenden; aber ich finde auch viele glückselige Empfindungen des Herzens nicht mehr, die ich ehedem gehabt habe. Doch mein Leben hat tausend Spuren der liebreichen Vorsehung aufzuweisen, die ich verehre und noch weit mehr zu verehren wünsche. Ich hoffe auch auf die noch übrigen Tage das Beste von ihr und das Glück eines ruhigen Todes. Ich will meine übrigen Empfindungen heute noch mit der theilen, der ich das Leben schuldig bin. Also lassen Sie mich diesen Brief schließen, mich ihn mit dem Wunsche für Ihr Leben, für Ihr Glück, für die Erhaltung Ihres besten Ruhms, Ihrer Tugend, lassen Sie mich ihn mit dem Wunsche schließen, daß Sie das Beyspiel liebenswürdiger Sitten, daß Sie künftig der nützlichste und glücklichste Mann, der beste Vater, daß Sie stets der würdigste Freund, daß Sie mir noch im Tode Freund und Ehre seyn mögen!

G.

78. *)

An Joh. Andr. Cramer.

L. den 11. Aug. 1755.

Liebster Cramer,

Dein Brief hat mich außerordentlich gerühret, und wie könnten mich Lobsprüche, die von Dir kommen, die mit aller Deiner Liebe und Einsicht begleitet sind, weniger rühren, weniger für eine gute Absicht belohnen? Denn Deinen Brief sehe ich für die erste und rühmlichste Belohnung meiner Lieder an, so wie er mir zu gleicher Zeit Regel und Muth seyn soll, wenn ich ihrer noch mehr verfertige. In der That habe ich, seitdem ich Dir die letzten geschicket, wieder 18 oder 19 Stück gemacht, daß ihrer also ungefähr 50 in allen seyn möchten, und über diese Anzahl habe ich nicht hinaus gehen wollen, um nicht in meinen gewöhnlichen Fehler, mich selbst zu copiren, unglücklicherweise zu verfallen. Kurz, meine Lieder sollen nunmehr ruhen. Ich will an Ausbesserungen denken, und nur dann und wann ein neues wagen, wenn ich mich geschickt dazu glaube. Ich denke an nichts weniger als an den Druck derselben; und wenn ich sterbe, ehe sie gedruckt werden: so sollst Du sie herausgeben. Das ist mein Wille. Du hast Recht, daß viele mehr Lehroden, als Lieder im eigentlichen Verstande, und also mehr zum Lesen, als zum Singen sind; und ich wünschte selbst, daß ihrer von der ersten Gattung weniger, und dafür mehr von der andern seyn möchten. Allein es ist immer leichter, bloße Lehren vortragen, als Lehren in Empfindungen verwandelt vortragen. Der Titel: Lieder, könnte also nicht der Titel dieser Gedichte werden. Die Länge ist der andre Fehler, den ich stets gefühlet, und aus dem Ge-

*) (Klopstock. Er; und über ihn, herausgeg. v. C. F. Cramer. Th. 5, S. 284 ff.)

sichtspuncte des Leſens und nicht des Singens, mir erlaubt habe. Unter den neuen, die ich Dir bey Gelegenheit abſchreiben will, ſind mehr kurze, aber auch einige ſehr lange, Lehrgedichte über Wahrheiten der Religion in Form der Ode, und in der That alſo keine Lieder, ob ich wohl glaube, daß ſie auſſerdem erbaulich zum Leſen ſeyn können. — Für Deine kleinen Critiken danke ich Dir eben ſo ſehr, als für die großen. Ich will ſie nützen und ihrer mehr von Deinem freundſchaftlichen Fleiße erwarten. Gärtner hat mir auch einige niedergeſchrieben, die aber nur den Ausdruck betreffen. Er iſt wohl mit mir zufrieden, aber ſo hat er nicht gelobet, wie Du, gutes Kind. Außer ihm hat niemand weiter die Lieder geſehn. Daß Du ſie dem Hrn. von Bernſtorfen u. ſ. Fr. Gemahlinn, der Fr. v. Pleſſen, und ich weiß nicht wem noch mehr vorgeleſen, das muß ich Dir vergeben, weil mirs ſauer wird, einen ſo nachdrücklichen Beyfall zu miſſen. Ich habe den Hrn. v. Bernſtorfen aus Briefen an ſ. Neveux, die ehedem hier ſtudirten, kennen lernen. Es waren treffliche Briefe, voller Geiſt und Herz. Itzt muß ich ihn lieben, da er Dich liebt. Empfiehl mich ihm u. ſ. Gemahlinn und der Fr. von Pleſſen mit aller Deiner Beredſamkeit. — Der dritte Band Deiner Predigten ſoll die erſten beiden übertreffen? Da wirſt Du viel zu thun haben. Ich wünſche es beynahe nicht; u. doch kann ichs von Dir hoffen, wenn es zu wünſchen iſt. Der andre Band iſt noch nicht ganz fertig. Leſſing in Berlin hat den erſten, ſo viel ich mich beſinne, oder die Pſalmen (wenigſtens hat er von beyden zugleich geredet), am beredtſten u. wahrhafteſten recenſirt. Er lobte Dich meiſterlich, u. er hat eher das Privilegium dazu als andre. Eine Deiner großen Leſerinnen iſt die Fürſtinn Fr. Mutter von Zerbſt, mit der ich im Briefwechſel ſeit einigen Monaten ſtehe. Sie hat von mir auf ihre verſtorbne Tante, Deine liebe Aebtiſſinn, ein Gedichte in meinem Namen verlanget. Ich habe es ihr aus vielen Urſachen ab- und Dich und Giſecken

vorgeschlagen. Kurz, ich habe ihr versprochen, Dich zu bitten, daß Du in Deinem Namen eins machen solltest. Es würde, da Du die sel. Aebtissinn in ihrem ganzen Werthe gekannt, da Du einer der besten Poeten und weit mehr Poet wärest, als ich, nothwendig ein schönes Gedichte seyn; so wie es in der Geschichte der Aebtissinn bey der Nachwelt mehr als Ehre seyn würde, daß sie einen Bossuet zum Beichtvater gehabt. Dieses waren etwan meine Worte. Ich dächte, Du erfülltest meine Bitte. Ich hoffe, die Fürstinn, die, halt ich, Erbinn der Aebtissinn ist, und große Verdienste hat, wird auch das Verdienst der Erkenntlichkeit haben. Gisecken habe ichs auch geschrieben. — Und Dein Bossuet sollte auch zu Michaelis wieder fertig seyn? Gebe es der Himmel! Ich habe etliche Bogen davon gelesen, Du bist allenthalben zugegen. Deine Einleitung in die Glaubens- und Sittenlehre nach einem neuen Plane kündige ich der Welt schon an, und ich bin sicher, nicht vergebens. Ich kenne Dich. Du denkst und schreibst für alle Deine Freunde und Collegen. Du bist ein nützlicher und großer Mann zugleich. Laß mich Dich immer auch rühmen. — Deine Commission bey Steinauern habe ich ausgerichtet, und mit großem Stolze für Tramern gut gesagt. In wenig Tagen will er mir einen Löffel von der feinsten Arbeit für das gesetzte Geld zuschicken; denn um Deinen Preis hatte er keinen fertig. Ich will Dir alles besorgen, so gut, als wenn ich kein Poet wäre, und wer weis, unter uns gesagt, ob ichs sehr bin. Deine Fr. Schwester ist durch die Schwindsucht, wie ich von Behrend gehört, dem Tode sehr nahe. Die gute Frau wird also Dein Geschenke nicht lange nützen. — Deyling ist todt. Du solltest nach meinen Gedanken an seine Stelle kommen; aber es denken nicht alle Leute so klug, als ich und Du. Deine liebe Charlotte wird wohl wieder besser seyn, wenn Du folgende Commission an sie ausrichten wirst. Erst küsse ihr die Hand; dann sieh sie sehr freundlich und barmherzig an, als ob Du ihr wie den Augen

die Gesundheit und das Leben geben wollteſt; dann küſſe ſie ein, zwey, dreymal in meinem Namen, und ſieh ſie noch einmal an. Deine Kinder ſegne in Deines Gellerts Seele. Gott laß es Dir und der Mutter und ihnen täglich wohl gehen. Ich bin ewig

Dein Freund

Gellert.

---

79. *)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 12. Aug. 1755.

Liebſter Croneck!

So hypochondriſch ich ſeit einigen Tagen bin: ſo fühle ich doch eine heimliche Freude bey Ihrem Namen, und bey der Erinnerung aller der Liebe die Sie für mich haben, von der Ihr letzter, ſo wie Ihr erſter Brief voll iſt, bringt ein gewiſſer Stral des Lichts in meine dunkle Seele. Immer verbeſſern Sie Ihren Codrus, guter Baron, und übertreffen Sie alle meine Hoffnung, und wenn es möglich iſt, ſich ſelbſt. Cramer hat mir unlängſt geſchrieben. Er iſt ganz trunken von meinen Liedern, er will aber auch ſchwere Verbeßrungen. Ich möchte Ihnen bald den Brief mitſchicken, ſo ſchön iſt er. Sehn Sie alſo, daß die Laſt des Ausbeſſerns ſo gar bis auf das Lied ſich erſtreckt? Mein Hauswirth, Dr. Junius iſt über den Freund ganz entzückt, und beynahe wäre ich ein Schwätzer geworden. Die Gräfinn, die Sie ſehr liebt, vielmal grüßt und mich mit lauter Hochachtung quält, läßt Sie fragen, ob Sie keinen Hofmeiſter für Sie wüßten, der bey ſeinen guten Eigenſchaften das Verdienſt hätte, mit

*) [Aus dem Original, das ſich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.]

in die Schweiz gehen zu wollen. Sie giebt 200 Thlr. und die Hoffnung, ihn durch ihre Freunde zu befördern. Moritz steht im Begriffe nach Paris zu gehen und ich erwarte ihn alle Tage. Er hat große Luft mich mit zu nehmen; ich aber habe große Luft hier zu bleiben. Die Exemplare von Riverts Fabeln, an Gleichen addreſſiret, ſind noch nicht hier. Wo müſſen ſie ſeyn? Ich muß alſo etliche Thaler aus meinem Beutel für gewiſſe Leute bezahlen, die es eben nicht ſehr verdienen. Grüſſen Sie den lieben Riveri und Gleichen ſo oft von mir, als Sie ihnen ſchreiben, und mit aller der Beredſamkeit, mit der Sie zu ſchreiben pflegen. Endlich grüſſen Sie doch auch Ihre gn. Mama, Ihren Hrn. Vater, Ihr ganzes Haus, dem ich Sie ſchuldig bin, mit der ſtärkſten Verſicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit; auch Hr. Utzen und Ihre übrigen Freunde; Hr. Hirſchen, deſſen Hr. Bruder recht fleißig und ordentlich iſt. Das muß ich ihm itzt nachrühmen. Ich erwarte die Fortſetzung des Freundes und bin der Ihrige

Glrt.

---

80. (24.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 12. Aug. 1755.

Mein liebſter Profeſſor,

Sie haben mich ſo ſehr verwöhnt, daß ich es für etwas außerordentliches halte, wenn eine Woche vergeht, in der ich keinen Brief von Ihnen bekommen habe. Glauben Sie indeſſen nicht, daß dieſe Gewohnheit ihre ordentliche Gewalt, gleichgültig zu machen, auch bey mir ausübet, und daß Sie nöthig haben, ſie zu unterbrechen, damit Sie mein Vergnügen vermehren.

bin nicht so ungerecht, daß ich Ihnen diesen Verdacht Schuld geben sollte, und Sie wissen zu gut, wie schätzbar mir alles ist, was von Ihnen kömmt, als daß ich Sie erst davon versichern dürfte. Ja, was sehr sonderbar ist, meine Gewohnheit selbst vermehrt mein Verlangen nach Ihren Briefen, und ich darf sie niemals in der Anzahl erwarten, in der ich sie mit Ungeduld wünsche. Ich werde Ihnen also nicht sagen, daß ich mich itzt mehr als jemals darnach sehne; aber daß ich unendlich viel vermisse, dieß will ich Ihnen sagen.

Es ist wohl billig, daß ich Ihnen etwas von meiner Reise nach Frankreich melde, weil ich noch immer hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Allem Ansehen nach wird sie sehr bald vor sich gehen, und ich hoffe Ihnen morgen den Tag meiner Ankunft in Leipzig zu melden. Es ist mein wahrer Ernst, was ich Ihnen sage; und ich würde sehr betroffen seyn, wenn Sie mich nicht begleiteten. Richten Sie also immer Ihre Vorlesungen so ein, daß Sie in acht Tagen höchstens schließen können. Vielleicht bin ich schon in dieser Zeit bey Ihnen. Schreiben Sie mir aber erst noch einmal. Vielleicht schreiben Sie nicht so bald wieder an mich nach Dresden. Leben Sie wohl.

Ihr

Brühl.

---

81. (25.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 13. Aug. 1755.

Liebster Graf,

Also wollen Sie noch nach Paris gehen? Ich verliere viel dabey; aber will ich nicht verlieren, wenn Sie gewinnen? Gebe

es doch Gott, daß diese Reise alle Ihre guten Eigenschaften in ein noch größer Licht setze, daß Sie mit einer fruchtbaren Kenntniß der Menschen und der Geschäffte und mit dem ganzen Adel Ihres Herzens und Ihrer Sitten, zu Ihrem Glücke, zu dem meinigen, zur Freude und Ehre aller Ihrer Freunde zurück kommen mögen! Und wann wollen Sie wieder kommen? Ich hoffe, der Segen Ihrer Freunde soll Sie allenthalben begleiten. Lassen Sie mich, so lange Sie auf Reisen sind, im Geiste Ihnen täglich gegenwärtig seyn, und schreiben Sie mir Ihr ganzes Herz, alle Ihre Begebenheiten von Zeit zu Zeit auf. Hätte ich Gesundheit genug, so würde ich selbst mit Ihnen reisen. Aber so wird es genug seyn, wenn Sie sich meiner alle Tage erinnern, und ich alle Tage für Sie bete. In der That wollte ich wünschen, ich könnte einige Monate aus Leipzig gehen. Sie wissen schon warum. Alle Hochachtung, die man uns erweiset, ersetzet doch nicht den Verlust einer gewissen Freyheit, zu der ich vor Andern geneigt, oder gewöhnet bin. Ich umarme Sie für Ihren letzten Brief, und erwarte bald nur zwo Zeilen von Ihnen, lieber Graf!

G.

---

89. (26.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Dresden, d. 16. Aug. 1755.

Liebster Professor,

Sie werden mich nicht begleiten? Darf ich Ihnen wohl erst sagen, wie sehr mich diese Nachricht betrübt? Ich werde das Vergnügen dieser Reise nur halb fühlen, da ich es nicht mit Ihnen theilen kann, und ich brauche alle Mühe, mich von der

Gewißheit dieſer Nachricht zu überreden, ſo ſehr habe ich mich darauf gefreut, daß Sie mein Reiſegefährte ſeyn würden. Ich nehme indeſſen Ihr Anerbieten an, und ich würde Sie ſchon darum gebeten haben, wenn ich vermuthet hätte, daß ich es jemals würde anwenden können. Sie ſollen der getreue Bewahrer aller meiner Begebenheiten, und meines Herzens ſelbſt ſeyn. Wem könnte ich es ſicherer vertrauen, als einem Freunde, der es ſchon ganz beſitzt? Ich weis gewiß, die Entfernung ſelbſt wird nur ein neues Band unſrer Freundſchaft ſeyn, ſo wie mir dieſe zum Schutz und zur Ermunterung dienen ſoll. —— Ich kann Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft bey Ihnen melden. Leben Sie wohl.

Brühl.

83. (27.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

[October 1755.]

Liebſter Graf,

Der erſte Brief, den ich Ihnen nach Paris ſchreibe, ſoll kurz, ſoll nichts, als der Wunſch ſeyn, daß es Ihnen wohl gehen mag. Doch wohl gehen, das iſt für mein Herz zu wenig gewünſchet. Nein, es müſſe Ihnen ſo wohl gehen, als es dem beſten Herzen auf Erden gehen kann. Es müſſe Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weiſe in ſich ſucht, und in der ſtrengen Herrſchaft über ſich ſelbſt allein findet. Ja, mein liebſter Graf, ein ſolcher Wunſch iſt der würdigſte und größte, den ich für Sie weis; und wenn Ihr Herz Freude für Sie hat, ſo werden tauſend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig ſind, und hundert Beſchwerlichkeiten Ihnen klein

werden, die Andern unerträgliche Lasten sind. Gott gebe Ihnen, unter den Reizungen und Versuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Seele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeisterey, kein angefahrner Witz, keine falsche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Bester Graf, wer uns diese nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden alles. Ich weis, wie gefährlich der Ort ist, an dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewissenhafter Mann seyn, wenn ich Sie nicht zur Behutsamkeit ermuntern wollte; so sehr ich auch weis, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen sind Sie kein Jüngling, oder doch nur das Beyspiel der besten Jugend.

Und nun, theuerster Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie sich vergnügen, womit Sie sich beschäftigen? Sie lesen doch über Ihre gewöhnlichen Geschäfte fleißig? Ja wohl. — — — Auf diesen kleinen Brief soll künftige Woche ein desto größer folgen. Dieses verspreche ich Ihnen oder vielmehr mir selber, und bin der Ihrige,

G.

84. (28.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 18. Oct. 1755.

Liebster Professor,

Ich bin schon vierzehn Tage hier, vier Wochen von Ihnen abwesend, und habe noch nicht Einmal an Sie geschrieben! Es scheint mir unmöglich, und doch ists leider allzuwahr. Ich hätte

Ihnen gern unterwegens geschrieben, aber da konnte ich nicht; und da ich nach Paris komme und alle Freyheit habe, meinem Verlangen zu folgen, warte ich vierzehn Tage, ehe ich es stille. In der That, ich bin ein sonderbarer Mensch! Sie werden mich vielleicht mit den Zerstreuungen entschuldigen, die sich überall in einer so großen Stadt darbieten; Ihre Gütigkeit läßt mich dieses erwarten. Aber auch diese Rettung bleibt mir nicht übrig; denn ich bin zu keiner Zeit meines Lebens weniger zerstreut und mehr in mich selbst zurückgezogen gewesen, als seitdem ich in Paris bin; und erst heute fange ich wieder ein wenig an, mich und meinen Geist, an dem ich fast verzweifelte, zu entwickeln. — Aber woher kömmt das, mein lieber Graf? Paris wird Ihnen doch nicht mißfallen? — Nein, liebster Professor, es gefällt mir vielmehr, und mein Urtheil würde zu übereilt seyn, wenn ich es itzt ganz entscheidend darüber fällen wollte. Vielleicht wird es mir um desto mehr gefallen, weil ich nicht zu viel erwartet habe. Ich entdecke indessen schon viel Schönes, viel Vortreffliches, viel Thörichtes, viel Abgeschmacktes, und bitte täglich den Himmel um Augen, Beides zu unterscheiden und von einander zu trennen. Ich besuche fleißig die Frau von Graffigny, und habe Fontenellen, Marivaux und Düclos gesehen. Die erste besitzt wirklich den liebenswürdigsten Charakter, und man vergißt beständig bey ihr, daß sie eine Schriftstellerinn ist. Ich denke, ich werde ihr sehr wunderbar vorgekommen seyn; denn ich besinne mich nicht, daß ich nur zwey erträgliche Worte bey ihr gesagt habe, meistens aber gar nichts. Ich bin fleißig in der französischen Komödie. Gestern war ich in dem Mahomed des Voltaire, wo ich wie ein Kind geweinet. Künftige Mittwoche wird man eine neue Tragödie von ihm aufführen, l'Orphelin de la Chine.

Den 24. Oct. — Es ist heute schon Freytag, und mein Brief ist noch nicht fertig? Glauben Sie indessen nicht, daß es

mir wie Voitüren geht, der acht Tage über einem Glückwunsche schrieb. — Sie haben also vielleicht große Verhinderungen gehabt? — Das kann wohl seyn. Und wenn ich Ihnen sagte, daß ich dem Könige vorgestellt worden, der Königinn aufgewartet, kurz, den ganzen Hof gesehen und besucht habe; sind das nicht wichtige Hindernisse? Ich habe überdieß mein Quartier verändert, und ein Gefängniß mit einem andern vertauscht. — Ich habe die oberwähnte Tragödie gesehen. Sie hat schöne Stellen, ist gut geschrieben, thut aber wenig Wirkung. — — — O könnten Sie mir nicht mit einer Gelegenheit den folgenden Theil des Grandison schicken? Ich meyne den siebenten. Ich würde Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Herr Wächtler läßt sich Ihnen empfehlen. Ich habe hier einen geschickten Kupferstecher, Ihren großen Verehrer, kennen lernen. Er heißt Wille, und ist mir Ihrentwegen gut. Was für ein glückliches Vorurtheil ist doch Ihre Freundschaft! Werden Sie mich auch nicht vergessen? Mir fehlt nichts in Paris als meine Freunde. Wenn ich auch meinem Vaterlande nichts als diese schuldig wäre, wie groß wäre nicht schon meine Verbindlichkeit! Grüßen Sie sie alle in Leipzig, und lieben Sie stets

Ihren

Brühl.

85.

An Borchward.

L. d. 24. Oct. 1755.

Ich sollte Ihnen seit einem Jahre nicht geschrieben haben? Nein, das ist unmöglich. So viel Bosheit oder Nachläßigkeit traue [illegible] nicht zu. Lieber will ich glauben, daß ein Brief

von mir verloren gegangen, ja daß ihrer zehn verloren gegangen sind. Allein kann ich mich bey allem Zeugnisse meines Herzens nicht irren? Ja, und in diesem Fall bitte ich Sie feyerlich um Vergebung, und hoffe sie von Ihrer Freundschaft, die aus allen Ihren Briefen redet, und die ich nie zu verdienen weiß. Sie sind also nebst Ihrer lieben Frau, die ganze Zeit über, da ich keinen Brief von Ihnen erhalten, gesund und zufrieden gewesen? Wie glücklich sind Sie, und wie überglücklich, da Sie Ihr Glück mit so vieler Dankbarkeit fühlen! Gott schenke es Ihnen ferner, und gebe Ihnen Beyden, was Ihr Herz mit Recht wünschen kann. Meine Umstände, theuerster Freund, sind erträglich. Ich fühle freylich die Last eines siechen Körpers und eines schweren Geistes nicht selten; aber Gott sey Dank, ich liege derselben niemals ganz unter. Und selbst itzt, da ich meine Klagen zurückhalte, erfreue ich mich über meine kleine Stärke. Indessen meldet sich der Wunsch nach der Einsamkeit und die Furcht vor dem Geräusche der Welt alle Tage mehr bey mir; und wenn ich glaubte, daß ich nicht wider meine Pflicht handelte: so würde ich das Landleben, das ich jetzt drey Wochen genossen habe, den Augenblick für meine übrige Tage erwählen. Sie wünschen etwas von mir zu lesen. Nun wohl gut, mein Freund, Sie sollen mit diesem Brief mein vertrauter Leser werden. Ich schicke Ihnen 31 geistliche Lieder, die ich zeither verfertiget. Niemanden, als Cramern und Gärtnern, sind sie von mir zugeschicket worden; und ich bitte Sie, bey allem, was in der Freundschaft heilig ist, diese Lieder „nicht abschreiben zu lassen, sie nicht in fremde Hände „zu geben, und wenn Sie solche einigen Ihrer Freunde lesen „lassen, meinen Namen zu verschweigen.“ Ich weiß, wen ich bitte. Sie lieben mich, und glauben mir, daß ich aus gültigen Ursachen bitte. Lesen Sie also meine Lieder, und schreiben Sie mir Ihre Kritik, und die Meynung Ihrer lieben Frau. Wollte Gott, daß sie einstens zur Erbauung und zur Ehre der Reli-

gien etwas beytragen. Ich ſchicke Ihnen auch einen Brief von Cramern, der dieſe Lieder angeht, und den Sie niemanden müſſen leſen laſſen.

Endlich ſage ich Ihnen, wer Ihnen dieſen Brief überbringt; er iſt arm; aber er iſt nicht begehrlich, und wird mit einer geringen Hülfe zu ſeiner Reiſe zufrieden ſeyn. Können Sie dazu etwas beytragen, ſo thun Sie es, als ein gutes Werk. Der Mann iſt ja ein Unglücklicher, das iſt zu ſeiner Empfehlung genug. Ich umarme Sie, und küſſe Ihre liebe Frau.

G.

---

86. (29.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 24. Nov. 1755.

Liebſter Graf,

Alles, was in Ihrem erſten Briefe aus Paris ſteht, hat mich gerührt; alles iſt mir wichtig vorgekommen, entweder weil es Sie angieng, oder weil Sie mirs ſagten, mir von Paris aus ſagten, mir nichts ſagen können, was ich nicht mit Vergnügen leſen ſollte. Alſo, werden Sie fragen, haben Sie es mit Vergnügen geleſen, daß ich die erſte Zeit über ſo tiefſinnig in Paris geweſen bin? Ja, das hat mich erfreut. Ein leeres Herz würde gleich eingenommen, gleich entzückt und hingeriſſen worden ſeyn. Aber Ihres waffnete ſich erſt mit Ernſt und Nachdenken, um ſich der Freude deſto ruhiger und ſichrer zu überlaſſen, um ſie zu wählen und nicht um ſie blindlings zu verfolgen. Ich glaube, die meiſten jungen Herren, wenn ſie nach Frankreich gehn, gleichen den Schatzgräbern. Sie nehmen die Begierde, Vergnügen und Wunder zu finden, für die Gewißheit an, daß ſie ſie finden

werden, und betrügen sich einige Zeit durch ihre süßen Vorstellungen.

Sie sprechen die Frau von Graffigny oft. Eine neue Freude! Bey dieser würdigen Frau müssen Sie, wenn Sie anders liebenswürdiger werden können, es gewiß werden. Ihr Umgang wird Ihnen ein sichres Gegengift wider die Gefahr der großen Gesellschaften seyn. Ich trage es Ihnen auf, ihr in meinem Namen die Hand recht feyerlich und ehrerbietig zu küssen; und wem könnte ich es lieber und zuversichtlicher auftragen? Eben diese Commission gebe ich Ihnen noch einmal an Madame Wille. Sie hat mich mit der Cleopatra beschenket, und mir mit Bleystift etwas Angenehmes unter das Kupfer geschrieben. Auch ihren Mann versichern Sie aller meiner Freundschaft. Ich bin sein Bewundrer und Verehrer, und stolz, daß er ein Deutscher ist. — — Herr Wächtlern*) wünsche ich Glück zu Ihrer Bekanntschaft, und überlasse Sie ihm itzt mit der Bedingung, daß er Sie binnen anderthalb Jahren gesund und zufrieden, unter dem Beyfalle der Klugen, wieder zurück bringt, und zuerst zu mir. Das versteht sich. Zu seiner kritischen Nachricht vom Theater habe ich noch Niemanden; denn wenn ich sie ihm nicht gut schaffen kann; so will ich sie ihm lieber gar nicht schaffen. — — Neues aus Sachsen, aus der Welt Ihrer Freunde, liebster Graf, weis ich nichts. — So leben Sie denn wohl, bester Graf, lieben Sie mich, schreiben Sie mir, lieben Sie sich, und bedenken Sie, wie viel Ihre Freunde, wie viel Ihr Vaterland von Ihnen erwartet, und ich mir und der Welt von Ihnen verspreche.

N. S. Wenn ein Auszug aus dem Looſe in der Lotterie gemacht werden sollte: so sagen Sie Herr Wächtlern,

*) Dieser verfertigte damals die deutschen Artikel für das Journal Etranger. Anmerk. der Herausgeber. 1774.

daß er die letzten Scenen, wo Caroline ihrem Geliebten das Loos giebt, wegläßt, und die Handlung da endiget, wo die Frau Damon ihr das Billet zurück giebt. Man wird sonst sagen, daß der Geliebte, der in dem ganzen Stücke nicht vorkömmt, Deus ex machina, und die Handlung nicht gehörig geschlossen sey.

G.

---

87. (30.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 18. Dec. 1755.

Mein liebster Professor,

Erst Einen Brief von Ihnen; und es sind schon über zween Monate, daß ich von Ihnen entfernt und weit entfernt bin! Nur dieses ist hier die Ursache meines Kummers und meiner Unruhe. Sie sollten mir diese Entfernung wenigstens vernähern, indem Sie mir, so oft als es Ihnen möglich wäre, ich sage nicht, so oft als ich es wünsche, schrieben. Ich bin itzt mit diesem Lande ziemlich zufrieden. Ich habe Freunde, Umgang und Gesellschaft gefunden. Aber ich bin nicht bey Ihnen! Der erste und letzte meiner Gedanken bey allem Vergnügen, das ich hier genieße, geht stets Sie, Ihre Gütigkeit für mich, die Vortrefflichkeit Ihrer Werke, Ihren persönlichen Charakter an; und ich bin nie zufriedner, als wenn man mir von allem diesen Rechenschaft abfordert. Sie sind hier so sehr bekannt und verehrt, als an keinem Orte, wo man Deutsch redet. Welcher Ruhm für Sie und welche Zufriedenheit für mich! Die Frau von Graffigny, die mir Ihre Stelle ersetzt, in so ferne es eine Person von ihrem Geschlechte thun kann, schätzt Sie unendlich hoch, und fragt mich oft, ob ich keine Nachricht von Ihnen erhalten, und ob Sie sie nicht hätten

grüßen lassen. Sie verdient alle Ihre Hochachtung. Sie verbindet mit einem richtigen, aufgeklärten und ungezwungenen Verstande (einer so seltnen Eigenschaft besonders bey dem Frauenzimmer), die Redlichkeit des tugendhaftesten Mannes, die Bescheidenheit des unbekannten Verdienstes, und die Munterkeit und die Heiterkeit einer jungen Person von zwanzig Jahren. Sie steht hier in dem Rufe, den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weise ist, und stets den Witz zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie ist meine wahre Freundinn, und nach Ihnen weis ich Niemanden, den ich mehr liebe und verehre. Sie ist hier die Bewundrung der Vornehmsten, mit denen sie als eine Frau von Stande umgeht, das Vergnügen der Vernünftigen, die sich nach ihrem Umgange sehnen, und das Muster aller, die sie auch nur weitläuftig kennen. Ich habe ihr hier die Bekanntschaft mit einem gewissen Chevalier d' Arc verschafft, dem Verfasser der Lettres d' Osmann. Auch dieser ist einer von denen, die ich wegen ihres Umgangs suche, und wegen ihres Herzens verehre. Er ist ein natürlicher Enkel von Ludwig dem Vierzehnten, ein Mann, der mitten in dem Kriege niemals die Liebe zu den Wissenschaften verloren hat, der durch verschiedene Unfälle kein großes Glück in diesem Stande gemacht, und der sich den Wissenschaften und einigen Freunden itzt ganz gewidmet hat. Unsere Freundschaft hat sich ohngefähr so angefangen, wie die mit Herr Cramern. Er hat mir gesagt, daß er einen Zug gegen mich fühlte, und mir eine ordentliche Liebeserklärung gethan, die ich mit dem größten Verlangen angenommen habe. Es hat uns Niemand als Sie zum Mittler dabey gefehlt. O! wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie denke, wie oft ich Sie wünsche! Sie würden mich vielleicht bedauern, meine Wünsche erfüllen, und Ihren Schüler, Ihren Freund, Ihren Verehrer, in Paris besuchen. *Er verdient noch* einen Theil von Ihrem Andenken, weil er Sie

so sehr liebt. Ich kenne hier viel Gelehrte, viel große Häuser und noch mehr Thoren. Ich habe das Glück diese vermeiden zu können, in jenen gelitten zu seyn, und die ersten zu unterscheiden. Düclos ist ein liebenswürdiger Mann; aber nicht wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoix, den Präsident Henault. Ich werde Ihnen bald mehr von diesen Herren sagen. Heute will ich mich nur nur für Ihren kurzen Brief, den Sie mir durch den Herrn von M.. zugeschickt, bedanken. Ich bitte Sie, mir bald wieder zu schreiben. Denn Ihre Briefe sind mir so nöthig als einem Durstigen der Trunk. Ich lese viel Deutsch, übersetze die Tragödie von Cronegken, verkürze viel Stellen, verändere manche, und dieß alles für die Frau von Graffigny. Sie sind nicht mit der doppelten Erscheinung des Medon zufrieden; ich sollte doch meynen, daß sie zu entschuldigen wäre. Die Entwickelung ist unstreitig schön, aber viele Unterredungen sind zu lang. Ich habe (werden Sie es wohl glauben?) hier den Entwurf zu einer Komödie gemacht. Wenn ich ihn jemals ausführe, so sollen Sie sie zuerst sehen. Ich sage hier allen Menschen, daß Sie mein Lehrmeister sind, und daß ich Ihnen alles schuldig bin, was ich weis, und was ich jemals wissen werde. Ja ich bin Ihnen noch viel mehr schuldig. Denn auch die Liebe zur Tugend, wenn ich anders glücklich genug bin, ihr stets zu folgen, ist Ihr Werk. Wenn Sie mit diesem Geständnisse zufrieden sind, so dürfen Sie mich wenigstens nicht für unerkenntlich halten. Man beneidet mich meistens, und wünschet mir Glück, so oft ich es thue, und ich thue es oft. Fahren Sie ja fort, mich zu lieben. Ich weis kein größeres Unglück, das mir wiederfahren könnte, als den Verlust Ihrer Freundschaft. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

89. (52.)

[An Frau v. Zedtwitz.]

L. d. 22. Dec. 1755.

Gnädige Frau,

Und das haben Sie von Ihrem Briefe denken können, daß er in die Gefängnisse der schlechten Briefe kommen würde? Behüte der Himmel! Er liegt, wo dächten Sie wohl? in meiner besten Commode, zwischen den Briefen meiner geistreichsten Correspondenten. Wäre ich so reich wie Alexander der Große: so würde ich Ihren Briefen eben die Ehre erweisen, die er den Gedichten des Homers erwiesen hat; ich würde sie in eine goldne Kapsel, mit Diamanten besetzt, verschließen. Alexander nahm diese Gedichte mit in das Feld; das könnte ich nun freylich nicht thun; aber ich könnte sie dafür mit auf den Katheder, mit auf meine Spaziergänge, und auf meine Reisen nach B[onau] und W[ölkau] nehmen. In Wahrheit, gnädige Frau, Sie haben mir durch Ihren vortrefflichen Brief die größte Freude gemacht, und ich bin ihm vielleicht die erste heitre Miene seit einigen Wochen schuldig. Stünde es bey mir, so würde ich Ihnen persönlich dafür danken. Allein ich habe eine Gelübde gethan, nicht eher an eine Reise zu denken, als bis die Leipziger Lotterie mein Schicksal entschieden haben wird. Dieses geschieht in dem Februar des künftigen Jahres. Gewinne ich nun die gehofften acht tausend Thaler: so habe ich bereits die Einrichtung gemacht, daß ich Leipzig in den ersten acht Tagen verlassen und mit meiner ganzen Habe nach B[onau] eilen kann, meiner Ruhe und endlich meinem Grabe entgegen.

Ob ich sehr gesund bin? Nein, gnädige Frau, ich habe z. E. diese Nacht wenig geschlafen, und ich habe mich an diesem Briefe wieder gesund schreiben wollen, aber diese Medicin will

mir auch nicht helfen. Ich will ihn also nur schließen, so kurz und leer er auch ist.

G.

89.

An Borchward.

L. d. 22. Dec. 1755.

Ihr Beyfall und Ihre Critik über meine Lieder, beydes ist Wohlthat und Belohnung, und ich muß Ihnen für das eine eben so herzlich danken, als für das andre. Die Critiken, davon die meisten wohl gegründet seyn mögen, will ich nützen, so gut ich kann, so gar bis auf die Orthodoxie. In den Leibliedern, das Gebet, die Bitten, stimmen wir sehr überein; nur fürchte ich, daß Sie gegen das lange Passionslied zu grausam gewesen sind. Dem ungeachtet bewundere ich Sie wegen Ihrer kunstrichterlichen Anmerkungen. Sie haben beynahe mehr Einsicht in die Poesie, als der Poet. Ob ich fortfahren werde, mehr Lieder zu machen, das weis Gott, ich kann es nicht sagen. So viel merke ich, daß meine Gabe zu dichten und zu schreiben sehr, wo nicht ganz, verloschen ist. Alles wird mir sauer, blutsauer; und ist dieses nicht ein Beweis, daß das Feuer fehlet, die Begierde, die uns beleben, und uns die Last der Arbeit unmerklich machen muß? Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, so haben Sie in Ihrer Krankheit mehr Lebhaftigkeit gehabt, als ich bey gesunden Tagen spüre. Aber klage ich nicht? Ja, und bis hieher klage ich mit Recht. Ich verlange nicht von Gott neue Kräfte, ich will nur darthun, daß ich zum Schreiben nicht mehr geschickt bin. Indessen muß ich Ihnen sagen, daß ich noch zwanzig Lieder habe, die Sie ehstens erhalten sollen. Sie werden die Fehler der ersten gewiß darinnen finden; aber auch die Tugenden? Davon

muß ich zweifeln. An die Ausgabe dieser Lieder denke ich nicht. Sind sie gut, so kommen sie nie zu spät, wenn sie auch nach meinem Tode erst erscheinen. Und vielleicht liest man sie alsdenn desto begieriger, wenn man glaubt, daß der Autor nicht belohnet seyn will. Ihrer vortreflichen Frau zu gefallen, ist ein grosser Lobspruch. Ich küsse Sie und Ihre Freundin, daß Sie Wort gehalten, und nichts abgeschrieben haben. Das Auswendigbehalten ist zwar nichts besser, es ist frommer Betrug, und dennoch kann ich nicht zürnen. Aber auf den Lieutenant bin ich böse. Es ist mein Fehler, daß ich die Leute nicht besser prüfe, und Gutes glaube, wenn ich kein Böses offenbar sehe. Und nun habe ich Ihre Sehnsucht und die meinige gestillt. Nichts ist übrig, als daß ich Ihnen von Grund meiner Seelen das Glück zum neuen Jahre wünsche, das die Welt um diese Zeit aus Gewohnheit zu wünschen pfleget. Gesundheit und Zufriedenheit beglücke Sie nebst Ihrer Gattin in allen noch künftigen Tagen Ihres Lebens. Und auch mir gebe Gott, wenn ich leben soll, ein ruhiges und freudiges Jahr, nach seinem Willen.

G.

90.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 31. Dec. 1755.

Ich muß Euch doch noch einmal in dem alten Jahre schreiben. Also ist es wieder glücklich vorbey, bis auf vier und zwanzig Stunden vorbey? Gott sey gelobet, der uns erhalten und beschützt hat, und uns ferner helfen wird nach seinem heiligen

Willen! Es ist wahr, daß meine Gesundheit nicht die beste ist; allein sie ist vor drey Jahren weit schlechter gewesen. Ich habe in diesem Jahre viel Sorgen ausgestanden, und dennoch sind sie nie ganz über meine Kräfte gewesen. Ich plage mich mit einem finstern und verdrießlichen Wesen, das mir Arbeit und Vergnügen zur Last macht, und dennoch bin ich noch glücklicher, als hundert andre Menschen. Warum bin ich also nicht dankbarer gegen mein Schicksal. Die Gräfinn, die mich mit ihrer Gnade in diesem Jahre so gemartert und mir so manche Stunde entrissen hat, ist auch fort, und nach Wien ihres Processes wegen gereiset, und ich fürchte nicht, daß sie so bald wieder kommen wird. Auch dieses macht mich noch nicht zufrieden. Man hat in diesem Jahre etliche von meinen Schriften in Paris ins Französische übersetzt und mir große Lobsprüche gemacht. Wie wenig rührt mich dieses! Ich habe beynahe etliche Hundert Thaler weniger in diesem Jahre eingenommen und doch keinen Mangel gespürt. Auch dieses sollte mich rühren. Doch nicht geklaget!

Eine meiner täglichen Sorgen ist G***l; denn da derselbe bey den jetzigen Umständen, bey der Aufsicht, bey den Beyspielen, die er hat, nicht fleißig und klug wurde: so fürchte ich, er wird es nie werden. Es ist wahr, er ist nicht alt; aber wenn ich bey seinem Alter jemanden gehabt hätte, der mir die Wahrheit so aufrichtig, so nachdrücklich und so liebreich zugleich gesaget hatte: so müßte ich früher klug geworden seyn. Mit einem Worte, er begeht keine Ausschweifungen, er hat sich etwas gebessert, er hält seine Stunden; allein er ist nicht aufmerksam, nicht bedachtsam, nicht begierig genug, etwas zu lernen, und auch nicht sparsam genug. Er hätte niemals nach Freyberg kommen und strenger erzogen werden sollen. Doch ich will Geduld haben; denn was ist Erziehung ohne Geduld? Man hat mir vor wenig Wochen einen jungen Herrn von B. aus B. empfohlen. Er wohnet in meinem Hause, ist erst achtzehn Jahre,

ist Page in Z. gewesen. Diese Leute pflegen gemeiniglich nicht zu wissen und ungezogen zu seyn. Aber wie froh wäre ich, wenn G***l der Herr von B. wäre. Ich sehe nicht, wie der arme Vater die Kosten in die Länge bestreiten will, wenn G***l keinen Tisch im Convictorio erhält. Ich habe ihm ein alt Kleid gegeben, das er alle Tage trägt, weil sein altes nicht viel mehr taugte. — — Ich grüsse die liebe Mama von Herzen und wünsche ihr und allen meinen Freunden tausend Segen und Wohlergehen zum neuen Jahr. Lebt wohl.

G.

---

91. (50.)

An einen Preußischen Officier in Schlesien.

1755.

Ihr gutes Herz schreibt sich in alle Ihre Briefe, und so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen: so sehr sehe ichs doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolge Ihrer frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Auch der Tugendhafteste bleibt ein Mensch, bleibt schwach bis an sein Ende, und die Religion hebt unsere natürlichen Neigungen nicht auf, sie mäßiget, bessert, und reiniget sie nur. Unsere Schwachheit soll uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen. Mit unserer Angst ist Gott nicht gedienet, und wenn er Traurigkeit verstattet, oder befiehlt, so ist es nur diejenige, die zur Ruhe und zum wahren Vergnügen unsers Geistes führet. Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen, und den Vergnügungen als-

dann zu sehr nachhängen. Das glaube ich Ihnen sehr leicht. Eine oftmalige Erfahrung, auch selbst meine eigene hat mich gelehret, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind, die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst, und ernsthaftern Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte, und stellt uns unsere Fehler, wo nicht zu groß, doch auch gewiß nicht geringe vor. Indessen gebe ich es zu, es sollen Fehler seyn, auch oftmalige Fehler; aber, mein liebster Freund, wer hat am Ende des Tages keine Fehler zu bereuen, und am folgenden keine zu verbessern? Beides ist unsere Pflicht. Wenn wir dieses thun, dem Fehler nicht nachhängen, die natürliche Trägheit bekämpfen; so dürfen wir nicht nur, wir sollen uns auch eines höhern Beystandes getrösten. Und da müssen wir nicht zagen. Die Kraft Gottes, die in einem guten Herzen ist, ist größer als die, die in den Reizungen der Welt ist. Müßten wir unser wahres Glück verdienen, durch Vollkommenheit verdienen; so wäre nichts gewisser, als daß wir traurig in die Einöden fliehen und da verzweifeln müßten. Aber unser Glück ist göttliche Wohlthat und Gnade; und Gott beglückt als ein Gott unter Bedingungen, die wir ihm durch seinen Beystand leisten können. Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch! Vergessen Sie diese Ermunterung nicht. Die, an welche sie ergangen ist, waren schwach und fehlerhaft wie wir, und bemühten sich, es nicht zu seyn. Ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben. Diesen göttlichen Gedanken sage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will. Und ich erinnere mich sehr oft der Worte, die ich einen Theologen zu einem seiner traurigen Freunde sagen hörte: Wer einen Gott zum Vater und Erlöser hat, muß nicht traurig seyn. — —

Möchte ich doch im Stande seyn, die besondere Gewogenheit

und das außerordentliche Vertrauen, das Sie zu mir haben, zeitlebens zu verdienen und zu erhalten! Ich will es, und werde beständig mit einer wahren Hochachtung und Freundschaft seyn,

G.

---

92. (51.)

An denselben.

1755.

Ehe das alte Jahr vergeht, muß ich nothwendig noch einmal mit Ihnen reden. Ich stelle mir vor, als ob ich bey Ihnen in ** auf Ihrer Stube säße, und nur eine halbe Stunde Zeit hätte, mit Ihnen zu sprechen. Da würde ich in der Geschwindigkeit hundert kleine Fragen an Sie thun, ohne zu warten, bis Sie die ersten beantwortet hätten, schon die andern beantwortet wissen wollen, und die Antworten aus Ihren Mienen, aus jedem Tone der Stimme mir ergänzen. Nun, würde ich hastig sagen, wie haben Sie dieses Jahr zugebracht? War es besser, schlimmer, als das vorige? Haben Sie mehr gesunde als kranke Tage gehabt? — „Mehr gesunde" — Vortrefflich! Mehr heitre, als trübe Stunden? — „Ich glaube, mehr heitre" — Gott sey gedankt! Zählen Sie, welches sind Ihre freudigen Begebenheiten gewesen? Sie sinnen nach, und ich lese indessen in Ihrem Gesichte ihrer viele, und ich hoffe, ich betrüge mich nicht. Aber Ihre traurigen Zufälle? Ja, wie sollten Ihnen keine begegnet seyn? Aber sie sind vorbey, und die Art, mit der Sie solche ertragen haben, oder doch haben ertragen wollen, giebt diesen Unfällen noch eine heitre Aussicht. So erinnert sich der Soldat, wenn er die Gegenden des Treffens wieder erblickt, der überstandnen Gefahren, und freut sich, nach einem kleinen Schauer, seines Muthes, seiner beobachteten Pflicht, und sieht mit einem

enden Blicke gen Himmel, preist Gott für die Errettung,
belebt dadurch sein Vertrauen auf das Künftige. Immer
n Sie die beschwerlichen Fälle, die traurigen Stunden durch.
Product wirkt, wenn auch nicht allemal Freude, dennoch
ndhaftigkeit, Geduld, Vertrauen; und aus ihnen entsteht doch
t Ruhe und Zufriedenheit. — „Das sagen Sie mir sehr
ist, werden Sie denken; aber sind Sie denn auch immer
ter und stark genug, diese Rechnung anzustellen? Und wenn
n nun sieht, daß man die Last des Lebens nicht so getragen
, wie man sollte?" — Wenn ich das sehe, so verweise ich
; so demüthige ich mich im Herzen vor der Vorsehung, un-
deren Regierung Glück und Unglück steht, bereue meine
vachheit, hoffe, und stärke mich durch einen Blick in jene
t, der ich in dieser entgegen gehe. Der Gedanke: Es sind
wenige Schritte, die ich zu thun habe; sie sind beschwerlich,
mit jedem komme ich der Ruhe näher! dieser Gedanke hat,
n gleich nicht stets, doch oft einen mächtigen Einfluß auf
n Herz. Aber was sehe ich in Ihrem klagenden Auge, lieb-
Freund? Eine Unzufriedenheit über sich selbst. Sie haben
iesem Jahre nicht so viel Gutes gethan, als Sie gethan zu
n wünschen, und als man thun soll? Ich und tausend
re auch nicht. Und diese, die dieß fühlen und beklagen, sind
glücklicher als die, die es gar nicht wissen, oder nicht wissen
en. So lange wir Menschen sind, so lange werden wir Ur-
n, über uns zu klagen, und Ursachen uns zu bessern, aber
deswegen nicht immer Ursache, an unsrer Aufrichtigkeit und
ierde zur Tugend zu zweifeln, haben. In den Spiegel
en, seine Fehler bemerken, und keine Lust haben, sie zu bes-
, das ist ein böses Kennzeichen. Aber oft in den Spiegel
en, seine Flecken mit Widerwillen wahrnehmen, sie, obgleich
langsamer und widerstehender Hand zu entfernen suchen,
n Kennzeichen, daß wir durch die Länge der Zeit, durch

wiederholte Bemühungen, zu einer gewissen Reinigkeit und Schönheit gelangen werden. So würde ich ungefähr mit Ihnen reden, wenn ich itzt bey Ihnen wäre. Und das Ende meines Gespräches, würde das nicht ein freundschaftlicher Wunsch zum neuen Jahre seyn? Diesen statte ich Ihnen hiermit aufrichtig ab. Wie wohl wird es Ihnen gehen, wenn er erfüllt wird! Gesundheit und Zufriedenheit wird Ihnen das Leben versüßen, und Sie in den Stand setzen, Andre ruhig und glücklich zu machen. Gott gebe Ihnen und mir, was wir nach seinem Willen wünschen!

G.

93.

An Borchward.

L. d. 3. Jan. 1756.

Der Ueberbringer dieses Briefs, ein Freund von mir, der Sie aus einigen Ihrer Briefe an mich kennet, und Ihre Freundschaft wünschet, wird sich selbst am besten empfehlen. Er ist jetzt Commißionsrath und sonst bey verschiedenen jungen Herren mit Ehren und Gewissen Hofmeister gewesen, und wird sich einige Zeit in Berlin in guten Händen aufhalten. Er ist ein rechtschaffener Mann.

Ich habe Ihre Critiken wieder durchgelesen, und wirklich schon einige Aenderungen versucht. Nichts beunruhiget mich, als daß Sie bey dem Systeme meiner Kirche so oft anstoßen; denn aufrichtig zu reden, ist es nicht meine Kirche, sondern mein Glaube, den ich ausgedrückt habe. Ich will nicht einzelne Worte und Redensarten vertheidigen, die ich vielleicht in Prosa sorgfältiger würde gewählt haben. Aber was die Lehre von dem Opfer

des Erlösers betrift, als den Grund aller Hoffnung unserer Gerechtigkeit und Seligkeit: so glaube ich, daß sie so, wie ich sie vorstelle, in der Schrift, und nicht bloß in unseren symbolischen Büchern, steht, daß ich nichts gesagt habe, als was Sack, Vernet, Saurin, und die besten Lehrer der Reformirten Kirche, in ihren Schriften vortragen. Das Wort Gottmessias steht nicht in der Schrift; aber steht die Sache nicht darinne? Geben Sie nicht selbst mit beyden Händen zu, daß, der da sagt, ich und der Vater sind eins ꝛc. wer mich sieht, sieht den Vater ꝛc. wer an mich glaubet, wird nicht verloren werden ꝛc. und tausend solche Stellen mehr ꝛc. daß der, der dieses sagt, mit Recht Gott genennet werde? In Ansehung der 9ten Strophe des Liedes, die Todeserinnrung, geben Sie sich für einen Ketzer aus, und ich glaube sicher, wir haben einerley Glauben. Wenn die Schrift saget, Gott ist es: der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen: schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern! so will sie ohne Zweifel sagen, daß wir durch die Kräfte der Natur uns nicht heiligen können, sondern durch die Kraft, die Gott mit seinem Worte der Offenbarung verknüpfet hat, und daß wir also alle unsere Kräfte des Verstandes und Willens anwenden müssen, dieses Wort zu fassen, mit Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und einem feinen guten Herzen, daß wir es bewahren, und Frucht in Standhaftigkeit oder Geduld dadurch bringen müssen. Gott geht mit uns als vernünftigen Geschöpfen um, und die Kräfte, die wir uns nicht geben können, können wir doch verwerfen oder gebrauchen. Anders habe ich nichts sagen wollen, und dieses würde ich auch sagen, wenn ich in Berlin lebte. Ich bin ein fleißiger Leser von Sacks vertheidigtem Glauben, und ich finde, vielleicht den letzten Artikel ausgenommen, immer meine Religion darinne. Dieses gilt auch vom Saurin, welches eines von meinen Leibbüchern ist, so wie Mosheims Sittenlehre. Aber ich will glauben: daß die Un-

behutsamkeit meines Ausdrucks Schuld an unserer Uneinigkeit ist. Wenigstens wird es mir unendlich schwer werden, zu glauben, daß wir, die wir einander so lieben, verschiedene Grundsätze der Religion, des Glaubens und der Tugend, haben sollten. Indessen wiederhole ich Ihnen, liebster Freund, meine Danksagung für die Critiken, die mir allezeit schätzbar seyn werden. Gönnen sie den Liedern, die ich Ihnen bald zu schicken gedenke, eben die Aufmerksamkeit. Jetzt aber grüßen Sie Ihre theure Gattin mit aller Ergebenheit von mir, dem Verehrer derselben und ihrem wahren Freunde.

G.

---

94. (31.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 14. Jan. 1756.

Liebster Graf,

Ihr Brief hat mir die ersten heitern Stunden in dem neuen Jahre geschenkt; und wie kann ich erkenntlicher seyn, als wenn ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich Ihnen zu danken habe? In der That, Sie lieben mich zu sehr, und Sie sagen mir dieses viel beredter, als ichs Ihnen von meiner Seite sagen kann.

Ich, liebster Moritz, sollte Ihnen in Paris Ehre machen? Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie so rühmlich fortfahren, selbst noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen sich meinen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen Dingen den Ihrigen nennen müssen. Sie sagen mir, daß ich in Paris nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre Freundschaft, die für mich spricht, als durch den Werth meiner Schrif-

ten. Die Frau von Graffigny ist mir gewogen; vielleicht weil Sie vom Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen schließt. Die Gewogenheit dieser weisen und würdigen Dame ist ein Geschenk, dafür Sie der Vorsehung nicht genug danken können. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der Minerva werden, das vor allen Gefahren schützet. Eine glückliche Vorbedeutung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erste Neigung auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer Graffigny auf Sie! Quod vero in C. Marii, suavissimi doctissimique hominis familiaritatem venisti, non dici potest, quam valde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi crede, nihil ex ista provincia potes, quod iucundius sit, deportare. Diese Stelle des Cicero an seinen Trebatius können Sie, des verschiedenen Geschlechts ungeachtet, sicher auf die Graffigny deuten. Da sie so viel Freundschaft für Sie hat, da sie Ihnen Dienste für das Herz erweisen wird, die unschätzbar sind: so hat sie mich schon so sehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig dafür danken will. Was ist ein geistreiches und tugendhaftes Frauenzimmer für eine Wohlthat für beide Geschlechter! — Auch Ihren Herrn von Arc versichern Sie aller meiner Hochachtung. — Ihre Komödie, liebster Graf! Eine Komödie — Ist das möglich? Cronegken übersetzen und verbessern! Ist das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weißenfels reisen kann! Ist das Ihr Ernst? Und dennoch, wenn Jemand in der Welt mich verführen könnte: so wären Sie es und die Frau von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet die Saalthüre, erschrickt, fällt zurück in das Zimmer, schreyt: Der Herr Professor Gellert! Indessen zittert der Herr Professor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf in der ersten Bestürzung will seinen Augen nicht trauen, und doch auch der Erscheinung nicht widersprechen. Er nähert sich mir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freundschaft, alles

entgegen. Endlich ziehe ich den siebenten Theil des Grandison aus der Tasche heraus und sage: diesen überbringe ich Ihnen persönlich, persönlich, liebster Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fordre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. — Zärtliche Scene — Beschreibung der ersten Gespräche — Was Paris für einen Eindruck in mich macht — Zusammenkunft mit der Frau von Graffigny — Der Fremde hat alles gesehn, will wieder zurück reisen — Trauriger Abschied u. s. w. Füllen Sie diese Züge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeitlebens

Ihr

G.

N. S.

Indem ich diesen Brief nach Dresden abschicken will, erhalte ich das Journal Etranger vom November. Die Kritik über die Verschwester hat mich nicht sehr vergnügt. Herr Freron urtheilt [illegible] ohne das Stück ganz gelesen zu haben, und ohne Deutsch [illegible]

I. Die Verschwester ist nicht scheinheilig, wenn sie auf Pfän[illegible] Es ist ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu [illegible] sie das vor der Gesellschaft einen Liebesdienst, [illegible] nicht wissen sollen.

[illegible] der Verschwester ist, nach meiner Meynung, [illegible] sie scheinheilig werden würde, wenn er noch mehr [illegible] und welches sind die Gesichtspuncte, aus denen [illegible] könnte? Herr Freron muß wissen, daß in [illegible] tausend kleine Striche des Charakters verloren gehn [illegible] Act enthält die Exposition. Aber der Zuschauer [illegible] begierig gemacht worden, zu erfahren, ob [illegible] ihre Tochter weggeben wird, die sie aus Geiz, [illegible]

gen der Aussteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchen sagt es am Ende des ersten Acts. Der Knoten ist also durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10,000 Rthlr. mitzugeben versprochen, und sie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird sie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Christianchen nicht gefällt? Hat er schon einmal sich entschließen können, sie nicht zu begehren; vielleicht bestimmt ihn ein Umstand, daß er gar von ihr abgeht. Dieß ist die Anlage zu seiner Veränderung im andern Acte.

4. Christianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzuleiten, wäre angegangen, und war deswegen doch nicht nöthig.

5. Lorchen hätte sich freylich stellen können, als wollte sie Simonen nehmen, das ist auch wahr; aber so wäre vieles vielleicht von dem Freundschaftlichen dieser beiden Mädchen verloren gegangen, wenigstens wäre die Entwickelung für die Zuschauer nur eine Theaterbelustigung geworden, wenn sie ihre Verstellung gewußt hätten. Doch diesen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Rachgierige fehlt dem Charakter der Betschwester, deucht mich, nicht ganz. Warum schimpft und schmäht sie auf Simon? auf Lorchen? Warum redt sie Böses von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Freron das Stück gelesen haben? ich zweifle sehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne seyn könnte, oder sollte, gebe ich zu. Es ist mir auf dem Theater selbst so vorgekommen. Indessen tadelt Herr Freron doch bescheiden, wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzosen tadelt. Sein Tadel ist wahrscheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb seyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er scheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen sich anzumaßen. Er tadelt also, ohne daß ers will und weis, vielleicht aus Stolz und

aus Vorurtheil für seine Nation. Ich wollte, daß Ihm Herr Wächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzosen Deutsch verstehen: so müssen wirs uns gefallen lassen, daß sie von uns urtheilen; aber eher nicht.

---

95. (32.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 17. Jan. 1756.

Mein liebster Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, seitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mirs vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorsatz ausführen können. Die Commission, die Sie mir an die Frau von Graffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie küßte Ihnen gern wieder die Hand, wenn sichs für ein Frauenzimmer schickte. Setzen Sie indessen alles andre an die Stelle des Handküssens, das eben so viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich sage ihr beständig, daß Sie mein Lehrer und Freund sind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und sie liebt mich nicht wenig, sie heißt mich Ihren Sohn. Viele Menschen in Paris wundern sich, daß ich sie kenne, und daß sie mich leiden kann; die meisten beneiden mich um ihre Bekanntschaft, und die Deutschen, die hier sind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht so bin wie sie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Ehestens aber soll es geschehn.

Ich habe neulich der ersten Vorstellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey ersten Acte über war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber fieng der Lärmen an. Doch ist er itzt bey weitem nicht mehr so groß, als ehemals. Das Stück heißt Astianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, so wie man vorher beständig von dem Erdbeben zu Lissabon geredet hat.

Ich habe itzt viel Bekanntschaften, und unter allen sind auch hier die Gesellschaften der Großen die unangenehmsten und langweiligsten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, setzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verstand bey solchen Gelegenheiten, als dieser. Die mittlern Gesellschaften, ich meyne die von Leuten, die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und selbst mit ihrem Müßiggange beschäfftigt sind (und dieß sind leider die meisten Großen), diese sind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weis ich Ihnen nicht zu sagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten von denen, die ich kennen gelernet, sind mit ihrer Person beschäfftiget; und wenn sie ja Verstand haben, so haben sie ihn doch selten so, wie gewisse Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen, sondern daß sie meistens die Welt eher sehen, als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie. Die Frau von Graffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Anverwandtinnen, die sehr liebenswürdig sind. Die eine davon ist an einen Mann verheyrathet, der einer der richtigsten und witzigsten Köpfe von Frankreich ist. Er hat noch nie etwas drucken lassen, ob er es schon längst hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bischen Witz, viel Beißendes in seiner Art zu denken und sich auszudrücken, und ist sehr wenig

geschickt, einen Richter der Schriftsteller abzugeben. — Es giebt itzt wenig wahre Genies in Frankreich, und die meisten, die hier schreiben, machen die Bücher, wie die Frauenzimmer die Knötchen. — Ich dächte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebster Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Trost Ihre Briefe für mich sind, zumal da ich so entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht schreiben? — Vergesse ich nicht mein Deutsch? Meine Schuld ist es nicht; denn ich lese fast nichts als deutsche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Cramers Predigten. Sie sind schön. — Leben Sie wohl.

Brühl.

96.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 19. Jan. 1756.

Liebster Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbey gehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet. Giseke auch nicht; von

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 254 ff.)

Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu stören, und Graf M[ovitz] hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so lange unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angst, so bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden; und verwegen genug gewesen ist, itzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Castraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich besuche meine Freunde, und hübsche Mägdchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwo Stunden vom Tage meine, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spatzieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr seyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch so vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlasse mich darauf mehr

nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich ist. Es werden Tage kommen, wo wir beyde vergessen sind, und in denen wie höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. „Der fließende Herr „Gellert, und der spitzige Herr Rabener (wird es heißen), haben „hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen „Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläuftigen Werken „noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn „von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwar„ten kann ꝛc.“ Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelassen dabey, wenn diese Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersekretär verewige, so, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Messe flüchten? Sie sind ein Spötter, indem Sie sich über das Glück meiner Schriften, die in B[onau] immer auf dem Nachttische liegen, eifersüchtig stellen. Vermuthlich soll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen, und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltnen Hochmuth gehabt, zu wünschen, daß meine Satiren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu seyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freund-

schaftliches Gewäsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie sich wenigstens einen Tag lang sehn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

---

97. *)

Derselbe an denselben.

Dresden, d. 31. Jan. 1756.

Mein lieber Gellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vergnügt haben. M[oritz] bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht Ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht anvertrauet haben, so erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch gestern versichern wollen, unter der Feder haben. Das schlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entschuldigung vortrefflich zufrieden, die Sie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe scheinen nur denen grausam, die mich nicht so, wie Sie, kennen.

Ich kann es geschehn lassen, daß wir Ernesti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli und die unsterbliche Pilaja **). Kästnern können wir leicht vergessen; er konnte

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. v. Weiße. S. 258 f.)

**) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerinn auf dem damaligen dresdner Operntheater. Weiße.

behutsamkeit meines Ausdrucks Schuld an unserer Uneinig
Wenigstens wird es mir unendlich schwer werden, zu gl
daß wir, die wir einander so lieben, verschiedene Grundsä
Religion, des Glaubens und der Tugend, haben sollten
dessen wiederhole ich Ihnen, liebster Freund, meine Dank
für die Critiken, die mir allezeit schätzbar seyn werden. G
sie den Liedern, die ich Ihnen bald zu schicken gedenke, e
Aufmerksamkeit. Jetzt aber grüßen Sie Ihre theure Gatt
aller Ergebenheit von mir, dem Verehrer derselben und
wahren Freunde.

---

94. (31.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 14. Jan. 1

Liebster Graf,

Ihr Brief hat mir die ersten heitern Stunden in dem
Jahre geschenkt; und wie kann ich erkenntlicher seyn, als
ich ihn in eben den frohen Stunden beantworte, die ich
zu danken habe? In der That, Sie lieben mich zu sehr
Sie sagen mir dieses viel beredter, als ichs Ihnen von
Seite sagen kann.

Ich, liebster Moritz, sollte Ihnen in Paris Ehre m
Sie, vielmehr Sie, machen mir, wenn Sie so rühmlich f
ren, selbst noch bey der Nachwelt Ehre. Sie nennen sie
nen Schüler; vielleicht werde ich mich bald in manchen
den Ihrigen nennen müssen. Sie sagen mir, daß ich in
nicht ganz unbekannt bin; vielleicht mehr durch Ihre F
schaft, die für mich spricht, als durch den Werth meiner

n. Die Frau von Graffigny ist mir gewogen; vielleicht
ell Sie vom Ihrem Charakter vortheilhaft auf den meinigen
ließt. Die Gewogenheit dieser weisen und würdigen Dame ist
n Geschenk, dafür Sie der Vorsehung nicht genug danken kön-
n. Ihr Umgang wird Ihnen das berufne Schild der Minerva
erden, das vor allen Gefahren schützet. Eine glückliche Vorbe-
utung bey Ihrem Eintritte in die Welt, daß Ihre erste Nei-
ng auf eine tugendhafte Frau fällt; und die Liebe einer Graf-
gny auf Sie! Quod vero in C. Marii, suavissimi doctis-
mique hominis familiaritatem venisti, non dici potest, quam
lde gaudeam: qui fac ut te quam maxime diligat. Mihi
ede, nihil ex ista provincia potes, quod iucundius sit, de-
rtare. Diese Stelle des Cicero an seinen Trebatius können
ie, des verschiedenen Geschlechts ungeachtet, sicher auf die Graf-
gny deuten. Da sie so viel Freundschaft für Sie hat, da sie
hnen Dienste für das Herz erweisen wird, die unschätzbar sind:
hat sie mich schon so sehr verpflichtet, daß ich ihr noch ewig
für danken will. Was ist ein geistreiches und tugendhaftes
auenzimmer für eine Wohlthat für beide Geschlechter! — Auch
hren Herrn von Arc versichern Sie aller meiner Hochachtung. —
Ihre Komödie, liebster Graf! Eine Komödie — Ist das
öglich? Cronegken übersetzen und verbessern! Ist das mög-
h? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weißenfels
isen kann! Ist das Ihr Ernst? Und dennoch, wenn Jemand
der Welt mich verführen könnte: so wären Sie es und die
au von Graffigny. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet
e Saalthüre, erschrickt, fällt zurück in das Zimmer, schreyt:
er Herr Professor Gellert! Indessen zittert der Herr Pro-
ssor in das Zimmer hinein und der Graf — —? Der Graf
der ersten Bestürzung will seinen Augen nicht trauen, und
ch auch der Erscheinung nicht widersprechen. Er nähert sich
ir — und ich weine ihm Gruß, Segen, Freudschaft,

entgegen. Endlich ziehe ich den siebenten Theil des Grandiſo aus der Taſche heraus und ſage: dieſen überbringe ich Ihnen perſönlich, perſönlich, liebſter Graf. O! wie geht es Ihnen in Paris? Hier fordre ich einen Stuhl, weil ich merke, daß mich meine Füße in meinen Freuden nicht mehr halten wollen. — Zärtliche Scene — Beſchreibung der erſten Geſpräche — Was Paris für einen Eindruck in mich macht — Zuſammenkunft mit der Frau von Graffigny — Der Fremde hat alles geſehn, will wieder zurück reiſen — Krauriger Abſchied u. ſ. w. Füllen Sie dieſe Züge aus. — Leben Sie unaufhörlich wohl. Ich umarme Sie, und bin zeitlebens

Ihr

G.

N. S.

Indem ich dieſen Brief nach Dresden abſchicken will, erhalte ich das Journal Etranger vom November. Die Kritik über die Betſchweſter hat mich nicht ſehr vergnügt. Herr Freron urtheilet, ohne das Stück ganz geleſen zu haben, und ohne Deutſch zu verſtehen.

1. Die Betſchweſter iſt nicht ſcheinheilig, wenn ſie auf Pfänder leiht. Es iſt ein Zug ihres Geizes, und um ihren Geiz zu verdecken, nennt ſie das vor der Geſellſchaft einen Liebesdienſt, was die Andern nicht wiſſen ſollen.

2. Der Character der Betſchweſter iſt, nach meiner Meynung, ſo ſehr gezeigt, daß er ekelhaft werden würde, wenn er noch mehr gezeigt würde. Und welches ſind die Geſichtspuncte, aus denen es noch geſchehen könnte? Herr Freron muß wiſſen, daß in einem Auszuge tauſend kleine Striche des Charakters verloren gehn.

3. Der erſte Act enthält die Expoſition. Aber der Zuſchauer iſt immer noch begierig gemacht worden, zu erfahren, ob die Betſchweſter ihre Tochter weggeben wird, die ſie aus Geiz, we-

gen der Aussteuer, nicht gern weggeben will. Sie hat es gezeigt. Lorchen sagt es am Ende des ersten Acts. Der Knoten ist also durch den Act angelegt: weil die Richardinn der Tochter 10,000 Rthlr. mitzugeben versprochen, und sie es bereut, und doch auch den Freyer nicht gern verlieren möchte; was wird sie thun? Ferner: was wird Herr Simon thun, dem Christianchen nicht gefällt? Hat er schon einmal sich entschließen können, sie nicht zu begehren; vielleicht bestimmt ihn ein Umstand, daß er gar von ihr abgeht. Dieß ist die Anlage zu seiner Veränderung im andern Acte.

4. Christianchens Charakter aus der Mutter ihrem herzuleiten, wäre angegangen, und war deswegen doch nicht nöthig.

5. Lorchen hätte sich freylich stellen können, als wollte sie Simonen nehmen, das ist auch wahr; aber so wäre vieles vielleicht von dem Freundschaftlichen dieser beiden Mädchen verloren gegangen, wenigstens wäre die Entwickelung für die Zuschauer nur eine Theaterbelustigung geworden, wenn sie ihre Verstellung gewußt hätten. Doch diesen Punkt will ich nicht hartnäckig behaupten.

6. Das Rachgierige fehlt dem Charakter der Betschwester, deucht mich, nicht ganz. Warum schimpft und schmäht sie auf Simon? auf Lorchen? Warum redt sie Böses von ihrer eignen Tochter? Sollte Herr Freron das Stück gelesen haben? ich zweifle sehr. Daß mehr Leben und Feuer darinne seyn könnte, eher sollte, gebe ich zu. Es ist mir auf dem Theater selbst so vorgekommen. Indessen tadelt Herr Freron doch bescheiden, wenn er gleich mit der Flüchtigkeit eines Franzosen tadelt. Sein Tadel ist wahrscheinlich, wenn er gleich nicht Wahrheit genug hat. Mir kann er nicht ganz lieb seyn, wenn ich ihn gleich ertragen kann. Er scheint einer kleinen Monarchie der Kritik über die Werke der fremden Nationen sich anzumaßen. Er tadelt also, ohne daß ers will und weis, vielleicht aus Stolz, und

aus Vorurtheil für seine Nation. Ich wollte, daß ihm Herr Wächtler nichts mehr von meinen Arbeiten gäbe. Er wird in eben dem Tone fortfahren. So bald die Franzosen Deutsch verstehen: so müssen wirs uns gefallen lassen, daß sie von uns urtheilen; aber eher nicht.

---

35. (32.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 17. Jan. 1756.

Mein liebster Freund,

Endlich bin ich glücklich genug Ihnen zu antworten. Jeden Tag, seitdem ich Ihren zweyten Brief erhalten, habe ich mirs vorgenommen; aber keinmal habe ich meinen Vorsatz ausführen können. Die Commission, die Sie mir an die Frau von Graffigny auftragen, habe ich treulich ausgerichtet. Sie küßte Ihnen gern wieder die Hand, wenn sichs für ein Frauenzimmer schickte. Setzen Sie indessen alles andre an die Stelle des Handküssens, das eben so viel bedeutet, und Sie werden noch nicht genug für ihre Hochachtung gegen Sie thun. Ich sage ihr beständig, daß Sie mein Lehrer und Freund sind, daß ich Ihnen alles zu danken habe, was ich bin und denke; und sie liebt mich nicht wenig, sie heißt mich Ihren Sohn. Viele Menschen in Paris wundern sich, daß ich sie kenne, und daß sie mich leiden kann; die meisten beneiden mich um ihre Bekanntschaft, und die Deutschen, die hier sind, halten mich für einen Sonderling, weil ich, zu meinem Glücke, nicht so bin wie sie. — Ihren Auftrag an Madame Wille habe ich noch nicht ausgerichtet. Ehestens aber soll es geschehn.

Ich habe neulich der ersten Vorstellung einer Tragödie beygewohnt, die keinen Beyfall gefunden hat. — Die drey ersten Acte über war alles ziemlich ruhig, bey dem letzten aber fieng der Lärmen an. Doch ist er itzt bey weitem nicht mehr so groß, als ehemals. Das Stück heißt Astianax. Binnen acht Tagen hörte man von nichts als davon reden, so wie man vorher beständig von dem Erdbeben zu Lissabon geredet hat.

Ich habe itzt viel Bekanntschaften, und unter allen sind auch hier die Gesellschaften der Großen die unangenehmsten und langweiligsten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung, setzt den Thor in gleiches Verhältniß mit dem Klugen, und oft hat jener noch mehr Verstand bey solchen Gelegenheiten, als dieser. Die mittlern Gesellschaften, ich meyne die von Leuten, die nicht bloß mit ihrem Stande, ihrem Anzuge, und selbst mit ihrem Müßiggange beschäfftigt sind (und dieß sind leider die meisten Großen), diese sind allein die angenehmen und diejenigen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weis ich Ihnen nicht zu sagen — Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten von denen, die ich kennen gelernet, sind mit ihrer Person beschäfftiget; und wenn sie ja Verstand haben, so haben sie ihn doch selten so, wie gewisse Frauenzimmer bey uns. Es rühret wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen, sondern daß sie meistens die Welt eher sehen, als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie. Die Frau von Graffigny (denn ich rede immer von ihr, wo ich nur kann) hat einige Anverwandtinnen, die sehr liebenswürdig sind. Die eine davon ist an einen Mann verheyrathet, der einer der richtigsten und witzigsten Köpfe von Frankreich ist. Er hat noch nie etwas drucken lassen, ob er es schon längst hätte thun können. — Ich kenne auch Herr Freron. Er hat nichts als ein Bischen Witz, viel Beißendes in seiner Art zu denken und sich auszudrücken, und ist sehr wenig

geschickt, einen Richter der Schriftsteller abzugeben. — Es giebt itzt wenig wahre Genies in Frankreich, und die meisten, die hier schreiben, machen die Bücher, wie die Frauenzimmer die Knötchen. — Ich dächte, das wäre genug aus der gelehrten Welt. —

Wann, liebster Freund, werde ich von Ihnen wieder einige Zeilen bekommen? Wenn Sie wüßten, was für ein Trost Ihre Briefe für mich sind, zumal da ich so entfernt von Ihnen bin, wie oft würden Sie mir nicht schreiben? — Vergesse ich nicht mein Deutsch? Meine Schuld ist es nicht; denn ich lese fast nichts als deutsche Bücher. Ich habe den zweyten Theil von Cramers Predigten. Sie sind schön. — Leben Sie wohl.

Brühl.

96.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 19. Jan. 1756.

Liebster Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbey gehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet. Giseke auch nicht; von

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 254 f.)

Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu stören, und Graf M[illegible]witz hat mich ohne Zweifel, mich meinen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so lange unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht; oder es wird Ihnen gewiß Angst, so bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, itzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Castraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich besuche meine Freunde, und hübsche Mägdchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwo Stunden vom Tage meine, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spatzieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr seyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch so vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlasse mich darauf nicht.

nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich ist. Es werden Tage kommen, wo wir beyde vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. „Der fließende Herr „Gellert, und der spitzige Herr Rabener (wird es heißen), haben „hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen „Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläuftigen Werken „noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn „von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwar„ten kann ꝛc.“ Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelassen dabey, wenn diese Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersekretär verewige, so, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Messe flüchten? Sie sind ein Spötter, indem Sie sich über das Glück meiner Schriften, die in B[onau] immer auf dem Nachttische liegen, eifersüchtig stellen. Vermuthlich soll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, daran erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen, und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltnen Hochmuth gehabt, zu wünschen, daß meine Satiren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu seyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freund-

schaftliches Gewäsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie sich wenigstens einen Tag lang sehn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

---

97. *)

Derselbe an denselben.

Dresden, d. 31. Jan. 1756.

Mein lieber Gellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vergnügt haben. M[oritz] bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht Ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht anvertrauet haben, so erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch gestern versichern wollen, unter der Feder haben. Das schlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entschuldigung vortrefflich zufrieden, die Sie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe scheinen nur denen grausam, die mich nicht so, wie Sie, kennen.

Ich kann es geschehn lassen, daß wir Ernesti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli und die unsterbliche Pilaja **). Kästnern können wir leicht vergessen; er konnte

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. v. Weiße. S. 258 f.)

**) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerinn auf dem damaligen dresdner Operntheater. Weiße.

nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, so lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf seinem Kopfe gesehn? Wollen die Ausländer etwa Jöchern, Muscoven, Crusius ꝛc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bey uns bleiben, denn Sie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Universität ein; was ist es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben! ꝛc. ꝛc.

Rabener.

---

98. (33.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 4. Febr. 1756.

Liebster Graf,

Gestern erhalte ich Ihren Brief vom 17. Januar, eben da ich den Fuß aus dem schwarzen Brete setzen will. Nun, dachte ich, ob du ihn wohl gleich den Augenblick lässest. Ich suche das Postgeld, gebe vor Freuden dem Briefträger etliche Groschen mehr, und berathschlage, ob ich ihn lesen will, ehe ich den Eingang des schwarzen Brets verlasse, denn ich war im Begriffe zu Tische zu gehn. Ich breche das kleine Siegel auf, lese das Datum, und strecke den Brief hurtig und mit widerstehender Hand ein. Nein, sprach ich zu mir selbst, wenn du ihn itzt liesest, was willst du denn bey Tische lesen? Lies ihn nicht, gehe geschwind, so hast du die Freude bey der Mahlzeit, und so wird dir der Weg nicht halb so lang werden. Nun laufe ich, was ich kann. Endlich bin ich mit meinem treuen Gefährten, dem Herrn von Bosen, vor dem Hauliſchen Hause. Er verläßt mich. Ich gehe die erste Treppe schnell, schnell hinauf. Bey der zweyten greife ich schon in die Tasche. „Ein Wenig, nur

„etliche Zeilen müßt du lesen.“ Ich las die erste Seite. Es kam ein Hund und zopfte mich bey dem Pelze, ich that ihm nichts. Es kam eine Magd und sah mir in den Brief, ich that ihr auch nichts. Ich las immer herzlich fort, las langsam, als ob es unleserlich geschrieben wäre, und konnte doch alles sehr gut lesen. Es kam ein Kaufmann, der im Hause wohnet: „O das „ist gewiß die heutige Lotterieliste, ist das große Loos heraus?“ Ich antwortete ihm nichts, schüttelte den Kopf, gieng im Lesen eine Treppe höher, und war immer noch auf der ersten Seite, und freute mich, daß ich nicht weiter war und überlegte, was auf den übrigen drey Seiten stehen und wie gut mir das erste Glas Wein schmecken würde, wenn ichs mit Ihrem Briefe in der Hand tränke, und Sie in Ihrer heitern, sanften, unschuldigen, denkenden Miene dazu dächte. Man setzte sich zu Tische, ich aß die Suppe, erwartete den Wein nicht, sondern las den ganzen Brief durch, ohne zu hören und zu sehen. — Ja, liebster und vortrefflicher Graf, ein Vater, dem sein Sohn nach zehn Jahren das erstemal aus der Fremde schreibt, kann nicht freudiger seyn, als ich war. Ich übertreibe es nicht, liebster Moritz, meine ganze Seele geräth in Bewegung, wenn ich einen Brief von Ihnen lese. Redt Ihr Herz, so lebt das meinige auf. Redt Ihr Verstand, Ihr Witz, so regt sich der meinige. Erzählen Sie mir, so bin ich gegenwärtig, wo auch die Scene ist. Kurz, wenn Ihnen meine Briefe, wie Sie sagen, Trost sind: so sind mir die Ihrigen nichts geringers. Ich soll Ihnen oft schreiben? Und o schreibe ich Ihnen denn nicht oft? Ist dieses nicht seit kurzem der dritte Brief, und sind nicht meine Briefe ihrer Länge nach Tractate, wenn sie gleich leere Tractate sind? — — — Die Fürstinn Frau Mutter von Z[erbst] eine Dame von ungemeinem Geiste und Verstande, hat mich auch zu ihrem Correspondenten gemacht. Sie schreibt französisch, ich deutsch. Viel Ehre für mich, werden Sie denken. Allerdings, aber ich denke

doch: Bene qui latuit, bene vixit. Keine Ehre, kein Beyfall der Welt, kein Zeitungslob; nichts als das Bewußtseyn seiner Pflicht macht ruhig; nichts als die befolgte Regel der Religion macht glücklich und stärket die Seele. Der alte R**, der in seinem sonst heitern Alter itzt in eine gewisse Schwermuth verfallen ist, und den ich oft besuche und tröste, ist meinem Herzen, wenn es noch so sinnlich krank ist, eine heilsame Arzney. Wenn ich nun, denke ich, König der Welt und der Liebling aller Sterblichen wäre, und meine Seele litte so: was wäre ich? Elender als der, der in der Sklaverey, durch harte Arbeit ermüdet, seinen Hunger mit schwarzem Brodte stillet, und sich tröstet, daß er ohne seine Schuld elend ist, und sich freut, daß er sich noch denken, daß er seinen Tod denken und hoffen kann. — — — Leben Sie wohl.

G.

99. (34.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 3. Febr. 1756.

Mein liebster Freund,

Ich bleibe allen Leuten die Antwort schuldig; und Ihnen antworte ich mit der größten Genauigkeit. Nicht bey Ihnen will ich mir das zum Verdienste anrechnen, aber doch bey mir selber mache ich mir etwas daraus. Dieses müssen Sie mir erlauben, und ich darf ja wohl mit mir selbst zufrieden seyn, wenn ich Sie mehr als meine andern Correspondenten liebe. O! warum sind Sie doch in Leipzig, wenn ich in Paris bin! So glücklich mein Schicksal auch ist, Ihre Freundschaft zu besitzen: so bitter ist es auch zugleich, so weit entfernt von Ihnen zu seyn!

Was ist das Andenken für ein schwächer Genuß in Vergleichung mit der Gegenwart! Bey dieser lebt alles, alles sagt uns, daß wir uns hochschätzen, daß wir uns lieben, jeder Augenblick ist eine neue Freude; wenn dort kaum einmal die ermüdete Einbildungskraft den Weg zu unsrer Empfindung findet. Gewiß Sie sollten eine Reise nach Paris thun. Wenn ich Sie verführen könnte, so würde ich es hoffen, Sie hier zu sehn. — Ihre Briefe sind stets eine neue Stärkung für mein Herz, und eine neue Ermunterung zur Tugend. Sie werfen mir vor, daß ich Sie zu sehr liebe, und Sie verdienen weit mehr diesen Vorwurf in Absicht auf mich. Aber hören Sie ja deswegen nicht auf, ihn zu verdienen, und lassen Sie mir allein die Sorge, Sie davon zu befreyen. — Ich habe der Frau von Graffigny noch nicht alles sagen können, was Sie mir an sie aufgetragen. Der Chevalier d'Arc wird Ihnen selbst schreiben, und sich für Ihre Gewogenheit gegen ihn bedanken. Täglich vermehrt sich die Zahl meiner Bekanntschaften. Die Zeit vergeht mir hier ziemlich geschwinde. Des Morgens gehe ich viel zu Fuße, besuche meine Freunde, esse fast täglich auswärts, gebe alsdenn Visiten, und gehe, um den Tag würdig zu beschließen, zu einem Prinzen oder Prinzessinn von Geblüte. Dieß ist ohngefähr das Leben der meisten Einwohner in Paris. Meines ist nicht ganz so. Ich lese noch zuweilen, denke fast immer an Sie, und mache, wie Sie wissen, Eine Komödie, zwo Trägödien und drey Heldengedichte auf einmal. Meine Komödie ist noch nicht weiter, als sie war, da ich Ihnen davon schrieb. Eine Komödie ist eine schwere Sache. Lieber eine Trägödie, wenn man Verse machen kann. Ich habe immer vortreffliche Anschläge, aber ich führe sie nicht vortrefflich aus. Ich werde vermuthlich ein sehr philosophisch Werk von dem Charakter der Franzosen schreiben. Die Unternehmung ist nicht klein. Eine Nation beschreiben, die so bekannt ist, von der man schon so viel gesagt hat!

Allein ein edles Werk, ist nur für edle Seelen,
Und zur Unsterblichkeit, muß man nichts Leichtes wählen.

Man sieht noch immer in dieser Nation Spuren des guten Geschmacks, der Liebe zu den Wissenschaften und ihres vergangnen Glanzes. Sie ist freylich nicht mehr so fruchtbar an großen Geistern, als im vorigen Jahrhunderte, dennoch aber bleibt ihr die Ehrfurcht für alles, was schön ist, der Eifer es zu kennen, und die Begierde es zu besitzen, übrig. Der Geist der Untersuchung, der Philosophie, der eine Folge der schönen Wissenschaften ist, wenn sie wohl verstanden sind, und der so gefährlich wird, wenn er nicht mit vielen Gaben und einem hellen Verstande verknüpft ist, ist itzt die allgemeinste Eigenschaft dieser Nation. Der Thor glaubt ihn hier zu besitzen, weil er frostig und langsam denkt, und der Flüchtige glaubt alles gesehn, alles untersucht zu haben, wenn er von allem urtheilet und entscheidet. — Das Frauenzimmer bekümmert sich hier meistentheils nicht so sehr um die Wissenschaften, als man es glaubt. Die jungen sind nur damit beschäfftiget, wie sie gefallen wollen, und die alten, wie sie am meisten und am sichersten im Spiele gewinnen können. Die Komödie ist fast die einzige Art, wodurch sie sich darum bekümmern, und auch diese besuchen die meisten nur, um gesehn zu werden. In Ansehung der Religion kennt man hier nur zween Gegensätze: entweder gar keine oder eine abergläubische Andacht. Das Vergnügen und die Zerstreuung verhindert die meisten, Religion zu haben, und die Einfalt oder der Ekel ist die Quelle der Andacht bey den Andern. — — — — —
Ich habe heute die Madame Dubocage gesehn. Wieder ein Autor. Auf künftigen Sonntag esse ich bey dem Herrn von Reaumur. — Herr Duclos läßt sich Ihnen empfehlen. Ich besuchte ihn neulich des Morgens in einem garstigen Mantel, wie man früh auszugehn pflegt, und entschuldigte mich, daß ich

mir diese Freyheit nähme. Mein Herr, sagte er, Sie dürfen sich nicht entschuldigen. Sie sind mir stets angenehm, und ich würde es Ihnen nicht sagen, wenn ichs anders meynte. Er ist von einer unnachahmbaren Offenherzigkeit, die ihm schon viel Feinde gemacht hat. Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir bald wieder.

Brühl.

---

100. (53.)

[An Frau von Zedtwitz.]

L. d. 7. Febr. 1756.

Ach! gnädige Frau, die Loose von acht, von zwölf, von sechzehn tausend Thalern sind heraus, und ich armer Mensch habe nichts bekommen; und ich soll also in der traurigen Stadt, bey den bösen Büchern und noch bösern Menschen bleiben, und nicht auf das Land ziehn, mich nicht in B[onau] ankaufen, nicht Bäume pfropfen, Wein pflanzen, Obst backen, nicht M[einewey] pachten, nicht mit Ihnen spatzieren gehn, — — — — —, mit Einem Worte, nicht bey Ihnen meine Tage zubringen? Das ist kläglich, gnädige Frau. Ich mag ja an keiner fürstlichen Tafel speisen, ich will in B[onau] von dem guten Sallate, von dem Krauskohle, der daselbst wächst, von den Enten, die da geboren und erzogen werden, essen. — — Was hilft nun der Ruhm? Habe ich das geringste Glück in der Lotterie gehabt? Es ist wahr, die letzte Classe der Lotterie in meiner Vaterstadt ist noch nicht gezogen; aber das größte Loos ist nur — ja nur 300 Rthlr., und dafür werden Sie mir das Haus am Garten nicht lassen. Und ansäßig muß ich doch seyn; denn sonst wird die Fräulein nicht — — — — Sie hat auch Recht.

O gnädige Frau, wie weise ist es, sich nicht durch Hoffnungen einnehmen lassen! Ich kränke mich, schäme mich, schmähle auf mich, und küsse Ihnen mit vieler Demuth für den letzten so schönen, aber kurzen Brief, die Hand, und verharre in großer Traurigkeit

G.

101.*)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 25. Febr. 1756.

Lieber, guter, böser Baron,

Wie lange ist es wohl, daß Sie nicht an mich geschrieben haben? — Sehr lange; ich kanns es nicht läugnen. — Aber warum haben Sie seit so langer Zeit nicht geschrieben? — Warum? O Sie kennen mich ja. Ich habe Sie lieb, und ich schreibe an viele Leute, die ich lieb habe, noch seltner, als an Sie mein lieber Professor. — Das Letzte mag ich nicht wissen, schlauer Herr Baron. Ich frage Sie, wie Sie es über Ihr zärtliches, freundschaftliches, poetisches Herz haben bringen können, mir nicht zu antworten; denn ich habe Ihnen ja durch Herr Weisen geschrieben? — Nun das will ich Ihnen sagen. Ich bin Hofrath — Ja das weis ich. — Ich muß Acten lesen — recht gut; und ich Collegia, und dennoch schreibe ich auch Briefe. Ich bin ein Autor — Das bin ich auch, wenigstens bin ichs gewesen. — Ich bin ein Tragoedienschreiber — Viel Ehre! das bin ich nie gewesen und hätte es doch herzlich gern seyn mögen. Aber wo sind die großen

*) (Aus dem Original, im Besitz des Hrn. D. A. Schulz zu Leipzig. Mit willkührlichen Aenderungen gedruckt in der Sammlung von 1774: Gellerts Schriften Th. 8, S. 8. No. 4.)

Trauerspiele, mein Herr Tragoedienschreiber? — Cobrus ist bey mir, und zum Theile bey dem Grafen Moritz in Paris, der ihn stückweise für die Madame Grafigny übersetzet — Haben Sie denn also Ihren Cobrus ausgebessert? — Noch nicht. — Das gefällt mir. Warum denn noch nicht? — Ich bin auch ein Steele, ich schreibe wöchentlich für mein Vaterland Weisheit nieder. Sie wissen es ja, ich schreibe den Freund. — Das weis ich, und darum kann ich eben nicht begreifen, wie ein Autor, der die Pflichten der Freundschaft bestimmt und besingt, eben diese Pflichten vergessen und unterlassen kann. — Ich besinge sie, daß Andre sie ausüben sollen. So thue ich ja auch mein Gutes. Wer kann Alles thun? Ich bin ja noch mehr, als bloß ein Hofrath, ein Tragoedienschreiber, ein Journalist. — Und was sind Sie denn mehr? Nur heraus mit der Sprache, wenn Sie ein gut Gewissen haben. Ich darf und ich muß alles wissen. — Ich schäme mich; dennoch will ichs Ihnen sagen, lieber Gellert, ich bin auch ein Schäfer, ein Geliebter, und ich muß oft an meine Schöne schreiben, und ich schreibe doch noch lange nicht so oft, als ich wünsche, als ich soll, als vielleicht Andre schreiben, die es nicht sagen und sehr stoisch thun, und doch sehr wächsern sind. — Das Letzte ist ein Gedanke, der nicht aus der Materie entspringt. Er ist nur im Vorbeygehn erhaschet, und Sie hätten ihn ganz wohl entbehren können. Aber wer ist denn die glückliche Schöne, in deren Fesseln Sie einher gehn? Doch ich will es nicht wissen. Sie soll ewig Ihre seyn. Schreiben Sie alle Tage an sie. Verküssen Sie alle leere Augenblicke bey ihr. Machen Sie Trauerspiele, Lustspiele, Lieder und Compositionen, Sinngedichte, Wochenblätter, alles, was Sie wollen, ich bin es sehr wohl zufrieden. Ich will Sie lesen, loben, tadeln; das ist meine Schuldigkeit; aber ich will nicht mehr an Sie schreiben; denn das ist auch meine Schuldigkeit, da Sie mir nicht antworten. Kurz, mein lieber Herr Baron, leben

Sie wohl, und bemühn Sie sich, mich ferner zu vergessen. Ich war ehedem

Ihr bester Freund

Gellert.

Noch ein ernstlich Wort, liebster Cronegk. Sie haben mir von einer Passion gesagt, die Sie gemacht. Der Cantor Doles, itziger Cantor an der Thomasschule, ein geschickter Componist, wie Sie wissen, wünschet eine zu haben, aber bald. Erweisen sie der Religion die Ehre und schicken Sie Ihr Manuscript, so bald als es möglich ist, an mich oder an ihn.

102.

An den Freiherrn von Crausse.

L. 15. März 1756.

Hochgebohrner Freyherr,

Theuerster Freund und Gönner,

Sie sind vermählt, nach Ihrem und also auch nach meinem Wunsche vermählt? Welche glückliche Veränderung Ihres Lebens und welche Freude für mich! Niemals habe ich eine Stelle in Ihren Briefen so oft, mit so vieler Empfindung, und mit so vielem Mißtrauen gegen meine Augen gelesen, als die Stelle: ich bin beweibt — — Lies noch einmal, dachte ich, wer weis, was du gelesen hast — Der gute Baron scherzt — er hat ja nie heirathen wollen. — Aber wie schön wäre es gleich wohl, wenn er es gethan hätte! Ein Herz, das zur Freundschaft gebohren ist, ist es auch zur Liebe. Er soll lieben, er muß lieben —, wenn du doch seine Gemahlin schon kenntest! Sie muß

große Eigenschaften, wenigstens ein Herz, gleich dem seinigen haben. So dachte ich und las meinen frohen Brief noch einmal wieder durch.

Empfangen Sie denn, Theuerster Freyherr, den aufrichtigsten Glückwunsch zu Ihrer Vermählung, von Ihrem Verehrer und Freunde, und genießen Sie mit Ihrer würdigen Gemahlin alle Freuden des Lebens und der Liebe, der Tugend und Freundschaft und künftig des glücklichsten Vaters in langen langen Jahren. Wenn der letzte Theil meines Wunsches eintrifft, und ich lebe: so sehe ich eine freudige Aussicht vor mir, mich noch um Sie verdient machen zu können.

Wie freu ich mich des Glücks, wofern ichs einst erlebe,
Daß, mit dem Sohn an deiner Hand,
Du sprichst: Der ist es, Freund, den ich Dir übergebe,
Bild ihm das Herz und den Verstand.

Ihrer Frau Gemahlin küsse ich die Hand mit der größten Ehrerbietung, und danke ihr für die Zufriedenheit, die sie Ihrem Leben geschenket hat, und täglich schenken wird. Sie kann mir ihre Gnade nicht versagen, da ich die Gewogenheit ihres Gemahls besitze.

An der neuen Belohnung Ihrer Verdienste, die Ihnen Ihro Durchl. der Herzog von Sachsen-Meinungen in der Stelle eines Geheimden Raths ertheilet, wie könnte ich an dieser Belohnung keinen Antheil nehmen! Also ist Ihr Verstand und Ihr Herz zugleich belohnet worden? Und Sie machen mir auch Hoffnung, glücklicher Freund, Sie auf den Sommer zu sehn, wenn Sie in das Carlsbad gehn? Das wäre eine neue Wohlthat für mich! Aber, wenn ich nun nicht ins Carlsbad komme, woran ich zweifeln muß? Sollte Sie der Weg über Leipzig tragen, oder hoffe ich zu viel? Nach so vielen angenehmen Vorstellungen mag ich nicht an das Journal étranger denken, das Sie in Ihrem Briefe

erwähnen. Ihr Urtheil ist das meinige. Man lobt uns vielleicht aus Stolz; man tadelt uns vielleicht aus Stolz; man maßt sich der Critick über die Werke aller Europäischen Nationen an, und versteht vielleicht ihre Sprache nicht, oder nur halb.

Ich verharre zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Ewr. Hochfreyherrl. Gnaden,

gehorsamster Diener

Gellert.

103.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 27. März 1756.

Grüsset die liebe Mama in meinem Namen herzlich, und wünscht ihr Gesundheit und Ruhe. Ob ich sie diesen Sommer sehen werde, das weis ich leider nicht. So groß mein Verlangen ist, so sehr schreckt mich doch der weite einsame und kostbare Weg; denn reiten kann ich nicht, und eine eigne Fuhre zu nehmen ist eine Sache von zwanzig Thlrn. Für die Nachricht von Reichenhayn danke ich Euch, grüsset den Herrn Pathen und die Frau Pathe herzlich von mir und wünschet ihnen Gesundheit und Zufriedenheit. Ich habe zehn Tage das bittere Wasser eine Stunde von hier mit dem Commissionrath Wagner getrunken und wenig Hülfe davon gehabt. Es waren fast alle Tage kalt und regnicht. Jetzt habe ich meine Arbeit wieder. Das meiste macht mir das Publicum, worin ich die Moral lese, umsonst, und etliche Hundert Zuhörer, dafür aber in meinen andern Stunden desto weniger habe. Meine Gesundheit, ja die ist ziem-

lich baufällig; alles wird mir schwer und sauer; doch ich will nicht klagen, Gott hat ja bis hieher geholfen. Lebt wohl

G.

---

104. (5.)

J. F. Freiherr v. Cronegk an Gellert.

Anspach, d. 28. Apr. 1756.

Liebster Gellert,

Ihr Brief, in dem Sie mir wegen meines langen Stillschweigens einen Verweis geben, hat mir so viel Freude gemacht, daß ich es fast nicht bereuen kann, daß ich einen Verweis verdient habe. Ein so freundschaftlicher Verweis ist in der Freundschaft so angenehm, als in der Liebe ein Schlag mit dem Fächer. Aber machen Sie es ja auch, wie ein Mädchen, das seinen Geliebten mit dem Fächer schlägt. Werden Sie gleich wieder gut. Ernsthaft zu reden, liebster Gellert, habe ich Unrecht, und mein langes Stillschweigen ist nicht zu entschuldigen. Aber von wem kann ich eher Vergebung hoffen, als von meinem besten Freunde, von meinem liebsten Gellert? Daß ich auch auf Ihren letzten Brief so lange nicht geantwortet, daran ist die Nachricht schuld, die ich von Ihrer Reise nach Braunschweig erhalten habe. Ich habe mich recht oft hingesehnet. Aber was helfen Wünsche? Im Geiste war ich gegenwärtig. Lebt denn auch Gärtner, leben Giseke und Ebert recht vergnügt? Mein Passionsoratorium hätte ich Ihnen, so schlecht es ist, längst geschickt, wenn nicht meine Hand so schwer zu lesen wäre. Ich habe es abschreiben lassen. Herr Weiße wird es Ihnen überliefern. — — — — — — — — — — —

Sie werden auch drey geistliche Lieder mit diesem Briefe er-

halten. Ich habe es gewagt, Sie nachzuahmen, und erst durch die Nachahmung empfunden, daß Sie unnachahmbar sind. Doch ich dachte, ein Schüler dürfe unter seinem Lehrer bleiben, und ich hielt es gewissermaßen für eine Pflicht, auch der Religion zu Ehren zu singen.

Mein Kodrus ist noch nicht fertig, das haben Sie in Ihrem Briefe errathen. Daß ich ein Schäfer war, haben Sie in so weit auch errathen; denn gerade an dem Tage, an dem ich Ihren Brief bekam, stellte ich den Damöt in Ihrer Sylvia vor. Aber mich für verliebt zu halten, weil ich im Schreiben nachlässig bin? Da haben Sie in der That einen falschen Schluß gemacht.

Wenn ich doch nur bald wieder so glücklich wäre, Sie zu sehen! Vielleicht geschieht es auf künftige Michaelmesse; vielleicht auf Ostern im künftigen Jahre. Ich kann nichts bestimmen. Ich bin auf doppelte Weise ein Sklav; als ein Jurist und als ein Hofmann. Behalten Sie mich in der Entfernung lieb. Diesen Sommer, ja diesen Sommer will ich Ihnen recht fleißig schreiben. Ich habe mein kleines Tibur zum ordentlichen Wohnhause eingerichtet. Da will ich im Sommer residiren und Trauerspiele schreiben, die besser seyn sollen, als Kodrus, wenn es anders nicht beym bloßen Vorsatze bleibt; denn ich habe ihn schon oft gehabt, und niemals ausgeführet. Und wenn ich auch keine Trauerspiele schreibe, so will ich doch meinen Freunden fleißig schreiben. Sie werden müde werden, meinen langen Brief zu lesen. Leben Sie recht wohl. Ich werde allezeit stolz, wenn ich einen Brief an Sie schließe. Der Titel eines Freundes ist eine Schmeicheley, die ich mir selber mache. Man kann mir keinen Titel geben, der größer wäre. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken, und bin

Ihr Verehrer, Ihr Freund,
Cronegk.

An Borchward.

L. d. 3. Juni 1756.

Endlich schicke ich Ihnen die so lange zurück gehaltenen Lieder; denn wie kann ich die Bitten Ihres so nachdrücklichen und herzlichen Briefs besser beantworten? Ich schicke sie Ihnen unter der ersten Bedingung; das versteht sich; und Sie sind zu sehr mein Freund, als daß Sie wider meine Absichten handeln sollten. Im Vertrauen gesagt, bin ich nicht ganz zufrieden mit Ihnen. Vor etlichen Monaten gingen ein paar Candidaten aus Berlin hier durch. Sie versicherten mich ziemlich dreist, daß ich Lieder gemacht hätte. Vermuthlich war bey Herr Gacken davon gesprochen worden. Ich leugnete die Sache so, daß ich sagte, ich hätte einige wenige Stücke, die aber deswegen keine Lieder wären, sondern biblische Betrachtungen. Kurz sie mußten nicht Recht haben. In der That sehe ich auch, daß wenn ich die Poesien, von denen die Rede ist, jemals will drucken lassen, ich ihnen den Titel: Geistliche Oden und Lieder geben muß, weil sie nicht alle Lieder im engen Verstande sind. Aus diesem Gesichtspunkte, liebster Borchward, werden Sie viele in der jetzigen Sammlung beurtheilen müssen; und beurtheilen sollen Sie, eben so aufrichtig und strenge, als Sie bey den ersten gethan haben. Wo die Titel nicht deutlich oder deutlich genug sind, da haben Sie völlige Macht, andere an ihre Stelle zu setzen. Ich habe hin und wieder Melodeyen beygefügt, nach welchen die Lieder können gesungen werden, oft habe ich sie weggelassen, weil sie mir nicht gleich einfallen wollten; allein viele, wenn sie sollten gesungen werden, müßten ihre Harmonie erst von der Hand eines geschickten Componisten erhalten. Diesen Dienst hoffe ich leicht zu erhalten, wenn es seyn müßte. Aber itzt, liebster Freund, denke ich noch an keine Ausgabe. Ich habe die Critiken

meiner Freunde noch nicht bestimmen. Ich habe noch *wenig* Verbesserungen gemacht. Ich bin noch nicht überzeugt, daß die kleinen Werke schön genug sind. Ich habe noch keine Wahl getroffen, in was für einer Ordnung sie zu stehn kommen sollen. Ich bin noch nicht eins, welche ich weglassen will; denn alle werde ich sie doch nicht drucken lassen. Sie erhalten jetzt sechs und zwanzig Stücke, die ersten betrugen ein und dreyßig. Mache ich noch drey oder viere, so habe ich eine Zahl von sechszig. Unter sechszig können zehn leicht zurück bleiben müssen, und mit funfzig wollte ich auch gern zufrieden seyn, wenn sie sonst gut wären. Mit meinem Namen bin ich noch sehr uneins, Gott weiß es, daß ich ihn jetzt nicht würde vorsetzen, und dieß aus guten Absichten, wofern ich wüßte, daß ich verborgen seyn könnte. Aber leider scheint das letzte unmöglich zu seyn. Ich würde geschwinder an die Herausgabe denken, wenn kein Mensch wüßte, daß ich Lieder gemacht hätte. Ich würde mich erfreuen, wenn sie die Absicht der Erbauung beförderten, und glauben, daß ich was Gutes gethan hätte. Aber nunmehr, da ich schon in der Ferne bin, fällt ein großes Verdienst auf meiner Seite weg. Es wird mir und andern vorkommen, daß ich als Autor, aus Begierde des Namens, geistlich gedichtet habe. Elender Gedanke! Meine Freunde sagen: mein Name wird tausend Leute reizen, die Lieder zu lesen, die sie sonst nicht würden gelesen haben. Das glaube ich ohne Eitelkeit selbst. Aber können nicht auch tausend Leute sagen: Warum war der Mann nicht so bescheiden, und hielt seinen Namen zurück? Will er durch Lobsprüche belohnet seyn? — Es bleibt doch nicht verborgen. Man kennet Ihre Schreibart. Man wird sagen: Sie schämten sich der geistlichen Lieder, aber nicht Ihrer Fabeln und Erzählungen; oder Sie wüßten es schon, daß es die Leute wüßten, und daß es nicht verborgen bleiben könnte; drum hätten Sie sich verborgen halten wollen, mit aller Kunst einer stolzen Demuth. — Rathen Sie

mir, theuerster Freund, und behalten Sie die Sachen nicht länger, als vierzehn Tage. Ich will sie gern Herrn Gärtnern schicken, der sie noch nicht gesehen hat. Wo Ihnen ein Stück durchaus nicht gefällt: so merken Sie es dreist an, und ziehn Sie Ihre liebe fromme Frau dabey sorgfältig zu Rathe, der ich mich bestens empfehle. Leben Sie wohl. Ich bin der Ihrige.

G.

---

106. (57.)

L. d. 30. Juni 1756.

Theuerster Freund,

Der König hat mir sechzig Thaler Accisgeld auszahlen lassen, und gleichwohl kennt mich der König nicht. Bey wem soll ich mich nun bedanken? Bey dem Könige, der mich nicht kennt? Bey dem Minister, der mich auch nicht kennt? oder bey dem Accisrathe **, der mich kennt? Ich dächte, bey dem letzten. In der That bin ich eben nicht geizig, und doch freue ich mich über meine sechzig Thaler erstaunend. Die Ursache davon hat einge vor mir ein Frauenzimmer bey dem Terenz gesagt: Datum est donum, non tam per se, quam quod abs te datum est. Dieses Compliment war bey dem Mädchen eine listige Galanterie, und bey mir wird es der wahreste und freundschaftlichste Dank. Endlich schickt es sich für einen Professor ganz gut, daß er sich lateinisch oder griechisch bey seinem Gönner und Freunde bedanket. Wie gut ist es doch, lieber Herr **, daß man Zuhörer hat, die bald an das Steuerruder kommen! (ich nehme das Wort Steuer hier im Rabnerischen Verstande) Wenn Sie bey mir kein Collegium über den Styl gehöret: so haben Sie zwar vortrefflich haben schreiben lernen, ich aber

würde durch allen meinen Styl, durch alle Wendungen, die ich meinem Memoriale gegeben, das Accisecollegium nicht bewegen haben, mir sechzig Thaler zu geben, die ich aus Bescheidenheit und aus Liebe für das Publicum sechs Jahre später gefodert als ich gesollt. Es wäre die größte Undankbarkeit, wenn ich künftig von Ihrem Sohne (schieben Sie Ihre Vermählung ja nicht lange auf, ich werde alt) das Honorarium für die Rhetorik annehmen wollte. Nein, lieber Herr ** und ehemaliger theuerster Zuhörer, Sie haben dadurch, daß Sie mir den Befel ausgewirket, für alle Ihre Nachkommen bezahlet, und es wird mein Lebensbeschreiber bey dem Jahre 1756 folgende rühmliche Anecdote gewiß einrücken lassen:

„Als unser Autor theils aus Bescheidenheit, theils aus Nachlässigkeit das gewöhnliche Accisgeld sich zu erbitten, sechs Jahre unterlassen hatte: so schlug mans ihm das erstemal ab, weil man seinen Namen in Dresden nicht kannte. Als er das andere mal anhielt, behauptete einer bey dem Collegio, daß dieser Mann fast eine Tonne Golds, wie er gehört, in Vermögen haben, und wegen gemachten Unterschleifs bey der Accise verdächtig seyn sollte, bis endlich zum Glücke der Acciserath **, der damals nicht zugegen gewesen, in das Collegium trat, und seinen Collegen eröffnete, wer der Mann wäre."

Schöne Anecdote! über der ich meine Danksagung vergessen habe; doch sie selbst ist ja der künftige Dank. —

Also sind Sie mein Zuhörer, mein Freund, mein Gönner, meine Verdienste, mein Ruhm, alles dieß in verschiedenen Gesichtspunkten? Ja wohl, Sie sind mir Minister, Befehl und König gewesen. Mit welcher Freundschaft, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung und allertiefster Devotion zugleich, muß ich nicht zeitlebens verharren und darinne ersterben ꝛc.

G.

107. (35.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 12. Nov. 1756.

Liebster Graf,

O wie lange habe ich Ihnen nicht geschrieben! wie lange haben Sie mir nicht geschrieben, und wie traurig sieht es seit unsrer unterbrochnen Correspondenz in unserm Vaterlande aus! Erwarten Sie keine Beschreibung unsers tragischen Zustandes von mir. Er ist, denke ich, der ganzen Welt bekannt. Wir sind tief gefallen, liebster Moritz, und ich weine über unser Schicksal, und sehe auf die Hand, die allein auch die allgemeinen Schicksale der Sterblichen lenkt, strafend und gütig. Nunmehr werden Sie Sachsen nicht so bald sehen mögen, und ich werde Sie nicht so bald zu sehen wünschen; denn sollen Sie ein Zuschauer unsers Elends seyn?

Ich bin von allen Seiten beängstiget. Schon einige Monate vor Michaelis ließ ich mich gezwungen in eine Autorarbeit ein, wie Sie aus der Beylage sehen werden; und erst gestern ist meine Arbeit, aber nicht meine Sorge, geendiget. Hier haben Sie so meine vermischte Schriften. Lesen Sie erst die Vorrede, liebster Graf, ehe Sie das Werk lesen; und so bald Sie gelesen haben, so schreiben Sie mir Ihr Urtheil. Ich bin allen Seiten geängstiget, habe ich vorhergesagt. Ueber die meine Noth habe ich eine im Hause. — — — was quäle ich Sie mit der Erzählung meiner Noth? Um zu thun, daß ich weniger traurig werde, so will ich Winter meine geistlichen Oden und Lieder verbessern, und gen Ostern unter diesem Titel herausgeben. Gott segne Arbeit! so thue ich gewiß etwas nützliches, das mich am meines Lebens mehr erfreuen wird, als alle meine übrigen

Arbeiten. Nun so leben Sie wohl, und unaufhörlich glücklich. Dieß wünscht und gönnt Ihnen mein ganzes Herz.

G.

108.*)

An J. F. Freiherrn von Cronegk.

L. d. 15. Nov. 1756.

Liebster Herr Baron,

Nach meinem Gewissen zu urtheilen, so habe ich Ihnen vor langer Zeit und zwar durch Hrn. Weisen geantwortet. Allein es ist möglich, guter Cronegk, daß ich mich irre, und in diesem Falle bitte ich tausendmal um Vergebung. Da ich zeither ein Autor, ein Autor aus Zwang gewesen bin, so habe ich eher Recht gehabt, einen Fehler der Correspondenz zu begehen, als zehn andre. Aber wo ist denn das große Werk, das Sie, theurer Herr Autor? Es liegt in der Weidmannischen Handlung gedruckt; und ich würde Ihnen gern ein Exemplar schicken, wenn das Porto nicht mehr als das Buch kostete. Indessen kränkt es mich, daß Sie nicht einer meiner ersten Leser seyn können, da Sie es doch seyn sollten; das Buch mag nun unter die guten oder bösen Bücher gehören. Lesen Sie ja die Vorrede, ehe Sie das Werk selbst lesen: Sie werden sonst nicht wissen, was Sie aus mir machen sollen. Ihr Oratorium hat Herr Doles. Eins von Ihren Liedern hat mir vortrefflich gefallen. Doles hat sie auch. Ihr Oratorium ist stellenweise außerordentlich schön für die Musik. — Ihren Cobrus erwarte ich, so auch Ihre neuangelegte Tragoedie. Wie schön ist es, daß der fleißige und geschickte Hofrath auch ein emsiger und glück-

*) (Aus dem Original, das sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig befindet.)

licher Dichter ist! Ich stelle Sie allen jungen Herrn zum Beyspiele auf, die nur für den Parnaß und nicht für die Welt zugleich studiren wollen.

Die Last meines Vaterlandes liegt wenigstens durch Mitleiden auf mir. Ach liebster Baron — —! Dennoch, da ich dieses halbe Jahr etliche Collegia weniger habe, bin ich entschlossen, gegen Ostern meine geistlichen Oden und Lieder heraus zu geben, und sie binnen der Zeit auszubessern. Gott gebe, daß ichs aus gutem redlichen Herzen thue, wenn ich sie dem Drucke überlasse. Sylvia, ja ich glaube es. Aber die Wetschwester in Berlin ist weit mehr Uebersetzung. — Der Chevalier d'Arcq will gern gute Recensionen haben. O schicken Sie doch ihm oder gleich Wächtlern etwas. Meine Freunde haben mich unter den öffentlichen Unruhen mit ihrem Beystande verlassen. Ich hätte nicht für das Journal étranger als Journal, sondern für mein Vaterland, damit nicht schlechte Werke noch schlechter recensirt werden. Empfehlen Sie mich Ihrer gn. Fr. Mutter, Ihrem gn. Hrn. Vater, und grüssen Sie die Mitarbeiter des Freundes, eines guten und nützlichen Wochenblattes, lieben Sie mich und leben Sie wohl. Ich bin ewig der Ihrige

Gellert.

109.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 15. Nov. 1756.

Hier folgen ein Paar Exemplare meiner vermischten Schriften, leset die Vorrede, wenn Ihr wissen wollet, wie es damit zugegangen ist. Ich habe 150 Thaler dafür bekommen, und es ist

sehr billig, daß ich der Mama davon ein Paar Thaler zu Hause schicke. Ein Exemplar folgt für den Mittelsten*). Es kostet 16 gr. Dieses Geld gebt an ein Paar Arme, ohne mich zu nennen. Ich habe gestern meine Andacht gehabt und zugleich einen sehr trüben Tag; aber heute, Gott sei Dank! bin ich heitrer. Den Herrn Bruder grüsse ich herzlich. Ich weis ihm wegen G***l jetzt keine weitere Nachricht zu geben, als ich ihm in dem letzten Briefe gegeben. Ich will es noch einmal mit ihm versuchen, ob ich gleich sehr wenig Hoffnung habe. Aber genug, ich will es thun, um alles in der Welt gethan zu haben. Mich dauert der arme Vater, so oft ich an ihn denke. Gienge es denn nicht an, daß er in ein Amt als Schreiber gethan würde, wo ihm der Actuarius auf der Seite säße, und ihm das gäbe, was er thun müßte. Ein Schreiber ist ein nothwendiger Mensch unbramendlich besser, als ein verdorbner Student.

Lebt wohl. Gott erhalte die liebe Mama und euch alle gesund und wohl.

G.

110.

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 17. Nov. 1756.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädiger Herr Geheimde Rath!

So sehr ichs auch seit vielen Jahren gewünschet habe, Sie als meinen Gönner und theuersten Freund, von Person kennen

*) (So bezeichnet G. öfter seinen ältern Bruder Christlieb Ehregott, geb. d. 11. Aug. 1713, gest. als Bergrath zu Freyberg d. 18. Mai 1795. Der älteste der drei Brüder war Friedrich Ludwig, geb. d. 14. Nov. 1711, gest. d. 13. Dec. 1769 als Oberpostcommissair zu Leipzig.)

zu lernen, und so viel mir auch einer Ihrer letzten Briefe Hofnung zu diesem Glücke gemacht: so habe ich doch diese Hofnung nie ganz fassen können, vielleicht deswegen, weil mich die Erfahrung nur zu oft gelehret, daß meine liebsten Wünsche unerfüllt geblieben sind. Ihr letzter Brief spricht für diese traurige Erfahrung. Ich soll in diesem Jahre das Glück noch nicht haben, Sie zu sehen und Ihnen mündlich zu sagen, wie sehr ich Sie verehre und liebe! Und wenn werde ich dieses Vergnügen denn erleben? Vielleicht niemals! Nun so muß ich destomehr fortfahren einen Mann schriftlich zu genießen, den ich persönlich nicht genießen soll, und aus Verlangen einer nähern Bekanntschaft das Vergnügen des Umgangs in Gedanken nicht versäumen. Sie haben abermals, theuerster Herr, meiner Mutter die bestimmte Pension auszahlen lassen, und diese wird Ihnen vielleicht zu eben der Zeit, da ich dieses schreibe, den Dank im Herzen abstatten, den sie Ihnen zeitlebens vor so vielen andern Großen, die nie an sie gedacht haben, schuldig ist, und den sie gewiß noch in das andere Leben fortsetzen wird. Sie hat Geschwulst seit einigen Monathen bekommen, und ich fürchte ihr nahes Ende. So sehr mich aber ihr Tod bey der ersten Nachricht betrüben dürfte, weil ich sie zärtlich liebe: so hoffe ich doch meinen Schmerz bald durch den Gedanken zu besiegen, daß sie glücklich gestorben, und nur vor mir hergegangen ist. — Ich soll Ihnen die bewusten Manuscripte zurück schicken? Aber verzeihen Sie mir, Theuerster Herr und Freund, ich habe sie nicht. Sie haben mir selbst einmal das Recht ertheilet, sie zu behalten. Den größten Theil davon besitzet der junge Graf Moritz von Brühl, der vor etlichen Jahren hier unter meiner Anführung studiret hat, und jetzt in Paris bey der Sächsischen Gesandschaft sich aufhält. Kömmt er bald zurück, so weis ich, daß kein Blatt von dem, was er hat, verlohren ist. Einen Theil, wo ich nicht sehr irre, habe ich schon vor langer Zeit dem Herrn von Reck auf sein oder Ihr Ver-

langen zugeschickt. Ich will mit nächster Gelegenheit an den Grafen nach Paris schreiben.

Jetzt bitte tausendmal um Vergebung und küsse der Frau Gemahlin mit größter Ehrerbietung die Hand; der ich zeitlebens das Vergnügen habe zu seyn

Ewr. Hochgebohren

gehorsamster und ergebenster
Diener und Freund
C. F. Gellert.

---

111. *)

An den Grafen von Brühl.

[L. aus der ersten Hälfte des J. 1756.]

Ich wage es Ew. Excellenz eine Nachricht zu ertheilen, ohne einen Beruf dazu zu haben. Allein wenn ich auch einen Fehler begehe, so sind Sie doch viel zu gnädig, als daß Sie mir einen Fehler, der aus einer guten Absicht herfließt, nicht vergeben sollten. Der Minister von Münchhausen sucht vom neuen den hiesigen Prof. Ernesti nach Göttingen zu ziehen. Man bietet ihm die Kanzlerstelle an, man verspricht ihm ungefähr 2000 Rthlr. und, wo ich nicht irre, auch die Doctorwürde in der Theologie. Ich stehe mit diesem Manne in keiner Verbin-

*) (Hesperus, 1825. No. 267. — An den Minister von Brühl. — J. A. Ernesti erhielt das durch den Tod des Prof. Kapp erledigte ordentliche Lehramt der Beredsamkeit, und disputirte pro loco in der philos. Facultät d. 24. Juli 1756. Doctor der Theologie ward er d. 21. Oct. desselben Jahrs. S. die Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipz. 1756.)

dung, und ich gewönne vielleicht für meine Person, wenn er wegginge. Allein aus Liebe zur Wahrheit und aus Achtung für unsre Akademie muß ich gestehen, daß wir einen der gelehrtesten, brauchbarsten und fleißigsten Männer verlieren würden, wenn er weggehen sollte. Genie, Wissenschaft, Arbeitsamkeit, ein belebter Vortrag, eine schöne und sehr denkende Schreibart, eine große Kenntniß der alten Sprachen und Werke sind seltene Eigenschaften eines Gelehrten. Dieser Mann hat vor einigen Jahren Doctor der Theologie werden wollen und man hat es ihm abgeschlagen. Nunmehr bietet ihm eine fremde Akademie die erste und vornehmste Stelle an. Darf ich frey reden, gnädigster Graf und Herr, lassen Sie lieber sechs solche Leute, wie ich und meines Gleichen aus dem Lande gehen, als einen Erneſti. Einen Mann, der zwey- bis dreyhundert Studenten zu Zuhörern hat, wenn er über einen lateinischen Autor lateinisch lieſet, bey dem das Auditorium zu enge ist, wenn er über das Neue Testament commentirt, das ist vielleicht seit dem Melanchthon in Wittenberg und dem Camerarius in Leipzig, nicht erhört. Möchte ich doch jetzt ein großer Mann seyn, damit Ew. Excellenz meinen Worten trauen könnten. Doch es werden bessere Zeugen da seyn, nach deren Aussage Sie, gnädigster Graf und Beschützer der Wissenschaften, unsrer Akademie die größte Wohlthat erweisen werden, wenn Sie den Prof. Erneſti nicht von uns lassen. Ich glaube, wenn er die Anweisung auf eine theologische Professur oder auf die Kappische, wozu er sich auch vortrefflich schickt, erhielte, daß Göttingen uns ihn nicht nehmen sollte. Gebauer, Gesner, Käſtner und endlich Erneſti — das wäre zu viel.

Ich fühle am Ende meines Briefes erst die Verwegenheit, die ich begangen habe. Allein, da ich mir bey derselben keines Eigennutzes, keiner Partheylichkeit bewußt bin, da ich blos aus

Gewissen und Pflicht kühn gewesen bin, so fürchte ich von Ew. Excellenz auch keine Ungnade.

Ich verharre ꝛc.

Gellert.

---

112. (54.)

L. 1756.

Mademoiselle,

Meine Freude über Ihren Brief ist erstaunend groß, und ich weis nicht dankbarer zu seyn, als daß ich Ihnen dieses aufrichtig gestehe. Heute erhalte ich ihn, und an eben dem Tage beantworte ich ihn. Diese Eilfertigkeit im Antworten ist mir weder natürlich, noch wegen meiner abgemeßnen Stunden ganz erlaubt; darf ich sie also als einen Beweis anführen, wie sehr mir Ihr Brief muß gefallen haben? Ja, meine liebe unbekannte Freundinn, er hat mir nur gar zu sehr gefallen, und Sie schreiben weit besser, als Sie sich zutrauen, und als viele von Ihrem Geschlechte niemals werden schreiben lernen. Ihre Furchtsamkeit ist eine Tugend, sie vergrößert Ihre Geschicklichkeit in meinen Augen, und giebt Ihrer Schreibart eben die gefallende Miene, welche die Bescheidenheit einem schönen Gesichte zu geben pfleget. Ich will Ihnen diese Tugend nie, weder durch meine Ermunterungen, noch durch meine Lobsprüche, rauben. Ich liebe sie, weil sie mir ziemlich natürlich ist. Also erlaube ichs Ihnen auch, daß Sie bey Ihren Versuchen so lange an Ihrem Genie oder an Ihrem gehabten Glücke zweifeln mögen, bis N** und die, welche ihm gleichen, es Ihnen bekennen. Gelehrte Frauenzimmer braucht die Welt, denke ich, nicht sehr; aber ein Frauenzimmer, das, gleich Ihnen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand, das Herz und den Geschmack bildet, ist ihrem Hause

ihren Freunden, einem vernünftigen Manne, Vergnügen, Glück und Ruhe. Sie wird schreiben, ohne ihre andere Pflichten zu vergessen, und dadurch, daß sie gut zu denken weis, wird sie ihren übrigen Verrichtungen, auch den geringern, noch einen gewissen Reiz, und ihren Tugenden eine größre Anmuth geben. Sie also, meine neue liebenswürdige Freundinn, zur Fortsetzung im Lesen und Schreiben zu ermuntern, halte ich für meine Pflicht, und danke es Herr R**, daß er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat. Ich bin mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung ꝛc.

G.

---

113. (36.)

Moritz von Brühl an Gellert.

Paris, d. 12. Jan. 1757.

Mein liebster Professor,

Wie lange ist unser Briefwechsel nicht unterbrochen gewesen, und was für betrübte Hindernisse haben ihn unterbrochen! Es ist ohngefähr drey Wochen, daß ich Ihren Brief nebst der Beylage erhalten. Er hat mir seit vier Monaten die erste angenehme Nachricht aus Sachsen ertheilt, nämlich die Nachricht von Ihrer Gesundheit. Wie oft habe ich nicht an Sie gedacht, wie oft bin ich um Sie bekümmert gewesen, und wie oft habe ich Sie nicht bedauert! Es ist in der That ein Zusatz zu dem Schmerze, den ein jeder Patriot empfinden muß, ein Zuschauer des Unglücks seiner Freunde und seines Vaterlandes zu seyn.

Doch ich will Sie nicht länger mit einem Gegenstande unterhalten, der uns nur leider stets allzugegenwärtig ist, und an den wir noch denken werden, wenn er lange nicht mehr gegenwärtig

seyn wird. Die Unsicherheit der Post und der Mangel an Gelegenheiten haben mir niemals erlaubt, binnen so langer Zeit nur Einmal an Sie zu schreiben. Sie können leicht denken, wie nah mir diese Beraubung gegangen ist; und ich war eben Ihrentwegen in der größten Unruhe, als Ihr Brief ankam, und mich aus dieser Besorgniß zog. Ich könnte Ihnen also niemals genug dafür, bloß als Nachricht betrachtet, danken, selbst wenn Sie ihn auch nicht mit einem, mir so angenehmen Geschenke begleitet hätten. So undankbar diese Arbeit für Sie gewesen seyn mag, so nützlich wird sie für den Geschmack und besonders für alle junge Dichter seyn, die ihre ersten Versuche schon für Meisterstücke halten. Sie erfreuen mich unendlich mit der Hoffnung, Ihre geistlichen Oden bald zu sehen. Wie schön müssen sie nicht seyn! Vielleicht ist das die einzige angenehme Zerstreuung, die Ihnen bey diesen traurigen Umständen übrig bleibt; und wie angenehm wird sie nicht für die vernünftige und tugendhafte Welt seyn!

Jetzt, mein lieber Professor, muß ich Ihnen eine der seltsamsten Begebenheiten erzählen, die Ihnen vielleicht die öffentlichen Nachrichten schon werden gemeldet haben. Am fünften dieses, des Abends um halb sechs Uhr, hat ein Mensch, Peter Damiens genannt, aus der Provinz Artois gebürtig, die Frechheit gehabt, dem Könige von Frankreich zu Versailles einen Stoß mit einem Messer in die rechte Seite zu versetzen, mit dem Vorsatze ihn zu ermorden. Die Wunde ist zum Glück nicht gefährlich. Sie können sich leicht vorstellen, wie groß die Bestürzung und das Schrecken über dieses Unternehmen ist. Man weis noch nicht, wen man für den Anstifter dieser entsetzlichen That halten soll. Der Thäter ist gefangen und wird in einigen Tagen nach Paris gebracht werden. Hier haben Sie nun die Nation, die ihren König so übermäßig liebt. Welche hat sonst Ravaillacs und Clements erzeugt? Dieß letztere Verbrechen wird ein großer Flecken

n der Geschichte dieses Volks und besonders in diesem Jahrhunderte bleiben. Wie fruchtbar ist nicht unsere Zeit an entsetzlichen und abscheulichen Begebenheiten! Wie sehr beweisen sie nicht den Grundsatz, daß die Menschen zu allen Zeiten und in allen Umständen noch immer Menschen bleiben! Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Der Himmel gebe, daß sich unsere Verfassung bald ändere! Ich bin ewig

Ihr

B*.

---

114. *)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 18. Jan. 1757.

Mein liebster Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden; was machen Sie mein guter, bester Gellert? [Elegien?] Hum! Ein Philosoph wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen liesse. Aber gesund sind Sie doch? Das will ich Ihnen rathen, denn ich bin sehr gesund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man versichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen.

*) (Dieser und der folgende Brief aus: Rabeners Briefen, herausg. v. Weiße, S. 274 ff. u. S. 280 f. Beide Briefe auch, als No. 3 u. 4, in den Sechs Briefen von Gellert und Rabener (Berlin 1770; zuerst wohl 1761, dann 1763 ohne Vorwissen der Verf. aus ungenauen Abschriften gedruckt) mit einigen Zusätzen, die hier in Klammern eingeschlossen sind.)

Wie groß kam mir unser Feind, der König, in dem Augenblick vor, als ich dieses hörete; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurück halten lässet.

Haben Sie etwan auch gehöret, daß ich in Preußische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt sagen ein Märchen. Ich würde es am wenigsten itzt thun, da ein solcher Entschluß mehr eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier sehr viele Bekanntschaft mit Preußischen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm gewesen: Ich habe so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache und unsere Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrete ihn auch den redlichen Menschenfreund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung sagte ich ihm trotzig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sey; denn auch bey Prinzen thue ich mit Ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutscher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu seyn schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Tractaten, wer Ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit

einem deutſchen Könige bekannt macht? Wahrhaftig mein lieber Gellert das thut mir weh! Ich habe mich bey dem Marquis entſchuldigen laſſen, daß ich durch ſeine Vermittelung nicht würde den König ſehen können, da ich nicht geübt genug ſey, Franzöſiſch mit ihm, und noch weniger mit dem König zu ſprechen. Der Baron von C[oc]ceji] iſt dieſer Sache wegen unſer Adjutant.

Ich fand nöthig einen Brief zu ſchreiben, und mich darinne alſo auszudrücken:

Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce sçavant, d'autant plus éstimable, qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur, d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi et de me jeter aux pieds de sa Majesté. Je Vous conjure Monsieur de menager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisément de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que je parle; aussi suis-je trop discret, que d'y vouloir exposer Monsieur le Marquis. Voila la seule raison, qui m'empêche de me présenter à lui etc.

Der Marquis d'Argens ſoll es alſo nicht ſeyn, welcher mich zu den Füſſen des Königs legt. Der König iſt ſo gnädig ſich meine Weigerung gefallen zu laſſen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch will der groſſe Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horaz in ſeiner harten Mutterſprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache der Welt und der

Hofes, nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom, sprachen Latein. Also ist die Sprache fest gestellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden? Wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und seine Franzosen nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit, (ach wäre dieser König nur nicht unser Feind!) den deutschen Witz predigen soll. [Aber ich weiß es schon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzosen eine Thorheit.] Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt ich sey in Preußische Dienste getreten. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäussert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hofstaate auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je verlegener würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen. Im Ernste wünschte ich mit dem Könige zu sprechen, und ausser meinem besten Könige, ist es von allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte. Aber wann mir auch einfällt, wie man hier schon itzt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne: so vergesse ich meine Wünsche, und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkungsart zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Gellert, küssen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmal; denn das schmeichele ich mir, daß Sie weder an den Obristen Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit über gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas und zwar etwas sehr lustiges; können Sie sich wohl vorstellen, daß unser G[leim] den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges, und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? G[leim], der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen, einen blutigen Krieg, und die traurige Zerstörung so vieler tausend Menschen, die auch trinken und scherzen und küssen können, zu beschreiben. Durch seinen und meinen Freund, den Herrn E* habe ich ihm sagen lassen, daß ich ihm diesen grausamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieser, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontischen Versen beschreibe, und seine Mordgeschichte anstatt der Capitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daß Könige so gern Dichter zu ihren Herolden haben? Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter; und unser G[leim], der taumelnde G[leim], die sollen für die Nachwelt Zeugen seyn; Zeugen in Sachen, die sie selbst nicht glaubten, vor denen sie selbst erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten sie sich, daß die historische Lobschrift ihrer unsterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satiren werden möchte. Leben Sie wohl, mein stiller, friedfertiger, mein bester Gellert ꝛc.

Rabener.

115. *)

Gellert an Rabener.

[L. Jan. 1757.]

Mein bester Freund!

— — Pension? guter Rabener, nein, es wird mir keine ausgezahlet; ich habe auch ohne die geringste Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurück geschickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden, und bessere Zeiten durch den Verlust von hundert Thalern jährlich erkaufen, ich, der ich, so bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch C** **) den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wollte brauchen lassen? Aber mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; so denken Sie auch; ja denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verlieret (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geschäffte, für den Staat, einen Autor! Sie müssen unser bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise nicht lange mehr zu leben bestimmt, nur für einige junge Leute gut! O, ich kann bleiben wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinz Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

*) (S. die Anmerkung zum vorigen Briefe.)

**) (Bernstorff durch Cramer; vgl. No. 117.)

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Gisseke meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde gewesen. Unsere Periode, die itzige, wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist.

Gehen Sie immer zum Könige, Er soll Sie sehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehöret; Er soll bessere Gedanken von den Deutschen und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen, und Sie sollen ihm statt aller Demonstration seyn, und sollen ihm, wenns möglich ist, den Geist des Friedens einflößen und meiner Furchtsamkeit. Aber lassen Sie sich durch nichts fesseln! [Ueber Gleims Unternehmen ärgere ich mich.] Leben Sie wohl, stets wohl, ich bin Ihr guter Freund

Gellert.

---

116. (37.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 1. März 1757.

Liebster Graf,

Heute, den ersten März, erhalte ich Ihren Brief vom 12. Januar, den ersten Brief seit sechs Monaten. Traurige Epoche! — „Und warum schreibt Moritz nichts? Er vergißt dich nicht, „das ist gewiß; aber sollte er unglücklich genug seyn, sich selbst

„einige Zeit zu vergessen? Eben so wenig. Und warum schreibt „er doch auch nicht eine Zeile?“ So habe ich mitten unter der Noth meines Vaterlandes oft zu mir gesagt. — Endlich kam Ihr lieber Brief, und aus diesem Briefe weis ichs sicher, daß Ihr Herz noch das vorige gute edelgesinnte Herz ist, und ich segne Sie, wie der Vater seinen entfernten Sohn, mit Thränen der Freude. — Meine vermischten Schriften, liebster Moritz, sind für unsre jungen Landsleute gewiß ein nützliches, wenn gleich nicht für die Welt das angenehmste Buch. — Und meine Oden und Lieder, an denen wird bereits gedruckt, und in vier Wochen, hoffe ich, sind sie in Ihren Händen. — Neuigkeiten: Professor Glöckner, der wackre Mann, ist vor drey Wochen zu Mittage, gleich bey dem Schlusse eines Collegiums über das Evangelium Johannis, vom Schlage gerühret worden, und gegen Abend gestorben. Ich bin etliche Stunden vor seinem Sterbebette gewesen; aber er war und blieb empfindungslos und schlief sanft ein. — Unser Vaterland? — Ich will schweigen und beten. Leben Sie ewig wohl!

G.

---

117. (38.)

An denselben.

Den vorhergehenden Brief vom 1. März begleite ich mit einem noch kürzern vom 28. März. Herr Reich geht nach Frankfurt und verspricht mir, von da aus beyfolgendes Packet nach Paris sicher zu schaffen. Sie erhalten in demselben ein Exemplar meiner geistlichen Oden und Lieder. O wie werde ich mich erfreuen, wenn Sie diese Lieder mit Ihrem Beyfalle und zuweilen mit einer Ihrer frommen Empfindungen belohnen! — Gott gebe es!

— Daß wir izt viel leiden, daß ich und hundert wackere Leute keine Pension mehr bekommen, daß unsere Universität täglich mehr abnimmt, o das versteht sich. Ich könnte, wenn ich wollte, nach Copenhagen gehn, wo man mich bey der Erziehung des Kronprinzen zu brauchen gedenkt; allein ich, der ich bald vierzig Jahre alt, meines Lebens oft müde, zu vielen Verrichtungen gar nicht mehr lebhaft genug, und der Einsamkeit gewohnt bin, werde nicht gehn. Aber wenn Sie wieder in unser Vaterland zurück kommen: so will ich mir auf einem Ihrer Güter einen Platz der Ruhe und des Grabes ausbitten. Gay, der englische Fabeldichter, liegt in den Gräbern der Könige zu Westmünster; und Gellert ruhe, selig gestorben, in Märtinskirchen! — Leben Sie wohl,

G.

118.

An Weichward.

L. d. 21. März 1757.

Endlich kommen meine Lieder, und fordern nach Ihrer Critik, auch Ihren Beyfall. O wie glücklich werde ich seyn, wenn sie so guten Herzen, als das Ihrige ist, als Ihrer Gemahlinn Herz ist, gefallen und dann und wann es rühren! Dies wünsche ich mir; dies gebe Gott, und lasse es für mich einen süßen Gedanken, wo nicht izt, doch künftig seyn, daß ich für die Religion gedichtet habe. Es war meine Schuldigkeit, da er mir das Genie dazu verliehn. O wie wenig habe ich noch gethan! Lesen Sie, und wenn Sie mit mir zufrieden sind; so lassen Sie mich Ihren Beyfall nicht lange entbehren. Der Verleger wird Herr Sacken ein Exemplar schicken. — Und unsre izzigen

Umstände? Lassen Sie uns einen Vorhang darüber ziehn. — Nur Friede! Friede! Leben Sie wohl mit Ihrer Freundinn und der meinigen. Ich liebe Sie, und bin beständig der Ihrige.

G.

119.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 25. März 1757.

Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehn wollen. Sie haben ihn ganz, diesen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als

*) (Rabeners Briefe, herausg. v. Weiße S. 259 ff.)

etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommenes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey denenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig

machen. Man muß ihn haſſen, ſo bald man lieſt, wie edel er ſchreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt.

Wie ernſthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieſer Ernſthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich ſcherzhaft und ſpottend an Sie ſchrieb. Welch ein vortrefflicher Freund ſind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundſchaft. Ihnen darf ich Sachen vorſagen, die ich keinem andern vorſagen würde, da ſie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben: Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger ſchmeichelt. Und wenn ich Ihnen ſage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leſer von Ihrem guten Herzen überzeugen; ſo ſage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundſchaft und mein Geſchmack ſchuldig ſind.

Ob ich Ihre Entſchließung, nichts mehr zu ſchreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen geſtehen, daß ich hoffe, es ſey nur ein flüchtiger Einfall geweſen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünſchen, den Reſt Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlaſſen Sie Ihr Amt nicht, ſo lange Sie noch Kräfte haben, den Geſchmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und ſchenkt Gott unſerm Vaterlande die Ruhe wieder, ſo werden ſich bey der Univerſität gewiß ſolche Umſtände äußern, die Ihnen ein bequemes Auskommen verſchaffen.

Tauſendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit ſeiner Kritik ſo freundſchaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig untheilen Sie von dieſen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen, und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

---

120. (6.)

J. A. Freiherr v. Cronegk an Gellert.

Anspach, d. 21. Apr. 1757.

Liebster Gellert,

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren lieben freundschaftlichen Brief dießmal keiner Nachlässigkeit zu. Ihr armer Cronegk hat in der That eine geraume Zeit her viel ausgestanden. Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz, der ich alles, was vielleicht Gutes an mir ist, mein Herz zu verdanken hatte; diese Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und sein ganzes Hauswesen ist nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geschäffte meines Berufs nehmen täglich zu, und doch sind die schönen Wissenschaften noch der Trost meines Lebens. Wenn ich einen heitern Augenblick genießen kann, so wende ich ihn an, um an einem Trauerspiele zu arbeiten, wovon ich Ihnen nächstens den ersten Aufzug schicken will. Meinen verbesserten Kodrus sollen Sie auch nächstens bekommen. Nur Ihnen darf ich es gestehen, daß ich die Schwachheit begangen habe, ihn nach Berlin an die

Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu schicken. Den Preis zu erhalten, ist weder meine Hoffnung noch meine Absicht. Sollte es seyn, so wird man in dem Zeddel, auf dem der Name des Verfassers stehen sollte, eine Bitte finden, die zum Preise bestimmte Summe sonst auf eine den Wissenschaften zuträgliche Art anzuwenden. Sagen Sie aber Niemanden etwas davon.

Ihre Lieder sind gedruckt, dieß habe ich aus den Zeitungen gesehen. Morgen hoffe ich sie aus Nürnberg zu erhalten, und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebster Freund. Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch nach ganzen Jahrhunderten, einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht stiften, auch bey unsern Nachkommen! Zu wie vielen wahren, redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben! Wie stolz bin ich nicht darauf, daß es mir erlaubt ist, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen! Ich verlange es nicht, ich darf es nicht hoffen, der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn Sie nur einmal so viel von mir sagt: „Cronegk lebte, er war ein „Schüler, ein Freund, des vortrefflichen Gellerts" dieses ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann. Ich umarme Sie tausendmal in Gedanken. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihr

zärtlicher Freund,
Cronegk.

121.

An Borchward.

Bonau, d. 23. Apr. 1757.

Ich habe Ihren Brief nicht ohne Thränen, und, damit ich alles sage, nicht ohne Gebet, lesen können. Schon auf der

en Seite legte ich ihn weg, und hob die Hände auf, und nschte mit ganzer Seele, daß meine Lieder nur die Hälfte des egens, den Sie ihnen versprechen, stiften möchten, und mich r der geringste Theil der Belohnungen, die Sie mir so reich- wünschen, treffen möchte. O was ist es für ein Glück, recht- ffene und fromme Freunde zu haben! Rabener schließt en Brief an mich, der ebenfalls meine Lieder betrift, mit er Stelle, die mich, wenn ich so reden darf, beynahe vor pfindung getödtet hat. Ich danke Gott, sagt er, daß Sie in Freund sind! Und ich, liebster Borchward, danke Gott, Sie mein Freund auch sind. Niemand unter allen meinen unden hat mich für meine frommen Gedichte so sehr belohnet, Sie und Rabener. Beyde Briefe, wenn sie auf die Nach- lt kommen, werden ihren Verfassern mehr Ehre machen, als r. Niemand konnte sie schreiben, als Männer von dem besten rzen, als Männer, die ihren Autor, den sie wegen seines rzens lobten, selbst an Güte des Herzens weit übertreffen. Ich e Prof. Schlegeln in Zerbst Rabeners Brief geschickt, ßerdem würde ich die Bescheidenheit vergessen, und Ihnen sol- n hier beylegen, als eines meiner größten Siegeszeichen. Und nn nun meine Lieder so erbaulich sind; wie viel Dank bin ich nen und Schlegeln und Cramern und Gärtnern schul- , daß Sie mich durch Ihren Beyfall ermuntert, durch Ihre itiken unterstützet, und durch Ihr Ansehn vermocht haben, sie auszugeben, da sie nach meinem Plane erst nach meinem de herauskommen sollten! Schlegeln in Zerbst, dem tref- en Manne, habe ich erstaunende Mühe mit meinen Liedern d mit meiner Unentschließigkeit gemacht. Er hat sie wohl zu r verschiedenen malen durchlesen, critisiren, vertheidigen und dammen müssen. Er hat alle Aenderungen wieder durchlesen, eder anfeinden, oder loben müssen. Und dieses hat er mit so ler Strenge, Aufrichtigkeit und Scharfsichtigkeit gethan, daß

ich ihm ewig dafür danken werde. Er hat mich bis zur Entzückung gelobt, und bis zur Ohnmacht oft getadelt, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf. Kurz, liebster Freund, von der Seite des Fleißes und der angewandten Mühe bin ich sicher, daß der Beyfall meiner Freunde mir mit Recht zugehört. Wollte Gott, ich hätte den Beyfall meines eigenen Herzens und der besten Absicht, in der ich wenigstens habe arbeiten wollen, eben so sicher, oder empfände ihn eben so lebhaft!

Sacks und Buchholzens Lob!

O das ist zu viel Glück, so viel rechtschaffenen und grossen Männern auf einmal zu gefallen! Ich danke beyden durch Bescheidenheit und Demuth, und bete für den letzten in seiner schweren Krankheit. Ihren Bergius umarme ich für die künstliche Freude, die er Ihnen und mir bey dem Empfang meiner Lieder gemacht. Darf ich das nicht auch in Gedanken bey Ihrer Henriette thun? Warum nicht? Ich küsse sie also aus Dankbarkeit und Freundschaft für den Antheil, den sie an meiner Arbeit nimmt, und für die Erbauung, die sie durch meine Lieder nach ihrem guten Herzen in sich erwecken läßt. Edle und gegen die Religion empfindliche Seelen durch geistliche Gesänge zu bewegen, ist auf gewisse Weise ein nothwendiges Glück, davon der Autor sich nur den kleinsten Theil zuschreiben kann, wenn er auch noch so ein guter Dichter wäre. Die Kraft der göttlichen Wahrheit und das gute Herz des Lesers thun da alles, wo der Poet auch noch so viel zu thun scheint. Er hat den Ruhm der vollbrachten Pflicht, und der Sieg ist eigentlich auf der ersten Seite. Aber doch darf sich der Dichter erfreuen, daß er seine Pflicht mit Glück ausgeübt hat. — Wielands Empfindungen haben, als Poesie betrachtet, große Schönheiten für die Einbildung; aber mein Herz weigert sich, seine Sprache zu reden, wenn es mit Gott redet. — Ihre Aufsätze in dem Menschen würde ich schon begierig gelesen haben, wenn ich in Leipzig wäre;

aber ich schreibe dieses auf dem Lande, fünf Meilen von der Stadt, wohin ich zur Ruhe geflüchtet bin, die ich auch bey dem besten Wirth und der gefälligsten Wirthin genießen würde, wenn ich mich selbst, oder meinen Körper nicht mitgebracht, oder anders zu reden, wenn ich den Schlaf mitgebracht hätte. Bey dem Mangel desselben empfinde ich die Annehmlichkeiten des Frühlings und die Freundschaft des Herrn von Zedwitz und seiner Gemahlin nur halb, und eile alle Tage wieder in Gedanken nach meiner Einöde in der Stadt. Also soll meine Freude niemals ohne Beschwerung seyn, vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ich habe hier mir Ihren Brief gewiß versprochen. Dieses Glück ist eingetroffen. Aber ich habe mir auch Briefe von Cramern, Gärtnern, Jerusalem, versprochen; dieses Glück ist nicht eingetroffen; vermuthlich zu meiner Demüthigung. Ob mir Ihr König meine Pension auszahlen läßt? Nein. Aber dies hat mich, Gott weiß es, noch keinen Augenblick beunruhiget. Könnte ich durch den Verlust derselben auf zeitlebens meinem Vaterlande Ruhe und Friede wiedergeben, o mit Freuden wollte ich meine hundert Thaler fahren lassen. Die Vorsehung, die das Werk der Regierung weislich und gütig führet, wird diese Stürme zur Zeit, wenn es ihr gefällt, in heitere Tage für uns und sie, für Freunde und Feinde, verwandeln; wenigstens müssen wir so hoffen, und beten, und mit Geduld uns allen Schickungen zu ergeben, arbeiten. — Rabener bekömmt eben so wenig, als ich, und er ist nicht unzufriedener, als ich. Er hat selbst einiges Vermögen. Nun habe ich Ihren langen Brief durch einen nicht kurzen beantwortet. Leben Sie wohl mit Ihrer Henriette und allen Ihren würdigen Freunden. Ich bin ewig Ihr Freund und Diener

G.

198.*)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 4. May 1757.

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geschwinde einen Informator nach beygehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten sind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und die Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehn, ein Theolog seyn, denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses, so viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlechte ein V* ist. Freuen Sie Sich nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Lateine, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist unser Professor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreyen Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden; merken Sie das ja wohl. Klopstocks Messias hat den D[resdner] Hof und die ganze P[reußische] Armee wider sich: den erstern, weil ihn die Castraten nicht singen können; und die letztere, weil er der Messias ist.

Wie wird der Herr Candidat mit dem Französischen zu rechte kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder, wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als französisch. Man wird es dem deutschen Michel

*) (Rabeners Briefe herausg. v. Weiße. S. 263 f.)

vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gesittete Perücke hat. Ich glaube, dieses beydes versteht man unter der sittlichen Lehrart, so, wie die beliebte Lehrart ihre eigene Erklärung bekommen hat.

Lassen Sie Sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen seyn, und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F.*** der schon hier ist, und den ich nicht wohnen weis? Leben Sie wohl.

Rabener.

---

133. (7.)

An J. F. Freiherrn v. Cronegk.

L. d. 11. Mai 1757.

Liebster Cronegk,

Ich beklage mit Ihnen den Verlust Ihrer theuersten Mutter und verehre das Andenken derselben zeitlebens. Sind Sie ihr Ihr Herz und alles schuldig, was Sie glücklich und schätzbar macht, so bin ich ihr einen meiner besten Freunde, meiner geistreichen Freunde, schuldig. Immer opfern Sie ihr die dankbarsten Thränen. Es ist Liebe und Pflicht. Aber sie mäßigen, diese Thränen, diese schmerzhaften Empfindungen, ist auch Liebe und Pflicht. Trost genug für Sie, daß sie werth war, in eine bessere Welt überzugehen, und daß Sie werth sind, den Kummer eines rechtschaffenen Vaters zu lindern, und durch Ihre Sorgfalt sein Leben zu erleichtern. — Daß Sie den Kodrus noch nicht fertig haben, ist mir sehr lieb. Sollte man ihn auch zu kühnen, so wird man ihn doch gewiß bescheiden beurtheilen. Ich bin in der That nicht unpartheyisch genug, einen Ausspruch darüber zu thun; denn ich liebe Sie, und was von Ihnen kömmt, ist

sehr. — Was werden Sie von meinen Liedern sagen? Mich verlangt herzlich nach Ihrem Urtheile. Denn nunmehr werden Sie dieses Werk wohl erhalten haben. — Unsere itzige Messe ist sehr unfruchtbar; vielleicht zum Glücke des guten Geschmacks. Leben Sie wohl, und schenken Sie mir ferner alle die Liebe, mit der Sie mich zeither belohnt haben. Ich bin ewig

Ihr

G.

---

124. (89.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 30. May 1757.

Mein liebster Professor,

Ich bin Ihr großer Schuldner. Auf zween Briefe bin ich Ihnen die Antwort schuldig. Werden Sie mir verzeihen, oder vielmehr, werde ich mir selbst verzeihen? Doch itzt will ich mich bloß mit dem Vergnügen beschäfftigen, das mir Ihre Briefe verursacht haben, mit der Dankbarkeit, die ich darüber empfinde, und mit der unaussprechlichen Freude, die mir jede Versicherung Ihrer Liebe und Freundschaft erwecket. Ihre Oden und Lieder habe ich gelesen und bewundert. Sie sind überhaupt schön, aber einige darunter sind vortrefflich. Möchte ich Ihnen doch alle die Empfindungen ausdrücken können, die ich diesem Werke schuldig bin!

Werden Sie mir Cramers kleine Schriften und alle andern neuen deutschen Bücher bald schicken? Sie können sich das Vergnügen nicht vorstellen, das mir jedes deutsche Buch in Paris verursacht. Es ist ohngefähr wie das Vergnügen, das man über

die Ankunft eines seiner Landsleute empfindet, und Ihre Schriften unterscheiden sich bey mir von den allgemeinen Empfindungen, welche gute deutsche Schriften in mir erwecken, wie sich ein Freund von einem bloßen Landsmanne unterscheidet. Paris ist nicht fruchtbarer an guten Schriften, als Sachsen mitten unter der Last und dem Schrecken des Krieges. Man wird in einigen Tagen eine neue Tragoedie aufführen, Iphigenie en Tauride, eine Handlung, zu der Racine schon den Plan entworfen hatte. Ich habe vor einigen Tagen von ungefähr mit dem Verfasser des Cleveland gegessen. Es ist ein angenehmer Mann, der nicht den Fehler der meisten vermeynten witzigen Köpfe hat, die stets reden und niemals zuhören. Der französische Witz muß viel von seinem Glanze seit einiger Zeit verloren haben; denn nach einer wahrhaft liebenswürdigen Frau ist nichts seltner, als ein witziger Kopf, der nicht durch sein vieles Reden entweder beschwerlich, oder durch sein wichtig stolzes Stillschweigen unleidlich wäre. Der Geist der Philosophie, so nennt man die Trockenheit und Armuth des Verstandes, hat fast alle Anmuth und Leichtigkeit aus den Gesellschaften vertrieben. Ein jeder will itzt untersuchen, erforschen, und die Quellen und die geheimsten Triebfedern von allem entdecken. Die Meynung, diese Königinn der Welt, ist es insbesondere in dieser Stadt.

Wann werde ich Sie wieder sehn? Möchte es doch eher geschehn, als ich es hoffe und vermuthen darf. Werden Sie mir bald wieder schreiben? Verdiene ich auch nach einer so späten Antwort Ihre fernere Güte? Aber wer steht bey seinen Wünschen auf sein Verdienst zurück? Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

195. (40.)

Derselbe an denselben.

Paris, d. 4. Jul. 1757.

Liebster Professor,

Ich muß Ihnen doch billig eine Nachricht von dem Erfolge des neuen Stückes geben, von dem ich in meinem letzten Briefe geredet habe. Iphigenie in Tauris hat den größten Beyfall erhalten, den nur immer ein Stück erhalten kann. Am Ende der ersten Vorstellung war das Parterre so entzückt, daß es mit Ungestüm den Autor zu sehen verlangte; und der gute Mann ist nicht mit Einemmale weggekommen. Bey der zweyten hat er ein ähnliches Schicksal gehabt; ein Fall, der sich noch niemals zugetragen. Ich wünschte, daß Sie dieses Stück sehen könnten. Sobald es gedruckt seyn wird, welches aber noch nicht sobald geschehen wird, werde ich es Ihnen schicken. Ich kenne den Autor. Er ist ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, ein Freund der Frau von Graffigny, und sehr still und bescheiden. Die Scene der Freundschaft zwischen Orestes und Pilades, die Erkenntlichkeit zwischen dem ersten und seiner Schwester, und die Entwicklung oder vielmehr die Catastrophe sind Meisterstücke. Ich möchte Ihnen gern einige Stellen anführen, wenn ich nicht befürchtete, meinen Brief zu sehr zu verlängern. Eine kann ich doch unmöglich vorbeylassen, die als ein Exempel des Erhabnen dienen kann. Pilades ist von Iphigenien zum Opfer erwählt worden, und Orestes soll abreisen, weil sie lieber den Orestes retten will, als den Pilades. Orestes, dem seine Vorwürfe, womit ihn die Götter bestraften, das Leben selbst beschwerlich machten, wendet alles an, seinen Freund zu bewegen, ihn an seiner Stelle sterben zu lassen. Da sich dieser gar nicht ergeben will, so spricht Orestes: „Ich will der Priesterinn

zählen, wer ich bin, und wen ich umgebracht habe; ich will zwingen, mich aus Pflicht aufzuopfern. Sollte sie aber alles nicht bewegen: nun gut, so magst du sterben; aber ich opfere ich selbst meiner Wuth auf;" und dann sagt er, indem er seine Hände sieht:

Si cette main balance, o terre entrouvre toi,
Et vous, qui m'entendez, o cieux, écrasez moi!

dieser Gedanke nicht erhaben? Auch that er eine schreckliche rkung. Ich kenne kein Stück, das mehr Schrecken und Mitleid erweckt als dieses. Sie können leicht denken, daß keine Liebe innen ist, und dennoch interessirt es vom Anfange bis zum de, und immer mehr, je näher man dem Ende kömmt. Doch ug von dem Stücke. — Wann werden Sie mir doch alle e deutsche Bücher schicken? Scheuen Sie keine Kosten für h. Kann man sein Vergnügen wohl zu theuer bezahlen? — m Kriege? Nichts vom Kriege, liebster Professor. Der Himmel gebe uns bald glücklichere Zeiten! Leben Sie wohl.

Brühl.

---

125. (182.)

[An den Commissionsrath Wagner.*)]

Bonau, d. 4. Sept. 1757.

Liebster **,

er kann ichs nicht ausstehen, ohne zu wissen, wie Sie ie letzte Nachricht, die mir L** von Ihnen gegeben traurig; aber eben deswegen glaube ich sie nicht, oder

mals in Leipzig; kam 1764 als Geh. Cammerrath nach Dres- wo er später Geh. Finanzrath und Geh. Rath wurde.

mag sie doch nicht eher glauben, bis ich sie von Ihnen selbst erfahren habe. Freylich werden Sie noch nicht ganz gesund seyn; aber bettlägerig, das fürchte ich auch nicht. Nein, wenigstens nicht schlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieses ist ungefähr mein Zustand, und ich hoffe, es soll der Ihrige seyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was ich Ihnen wünsche. Schreiben Sie mir also bald; denn mein Exilium wird mir, entfernt von meinen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich seufze schon nach der Stadt, die ich vor sechs Wochen nicht ungern verließ. So widersprechend sind die Wünsche des Hypochondrisken! Es fehlet mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht in meiner Ordnung, sondern vielmehr ein unnützes Geschöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es seyn zu wollen, und lesen, denke ich, ist nicht viel besser als Müßiggang. Endlich wer kann lesen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falschen und wahren, erschrecket wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann schreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, sive hoc muliebre vocari;
Confiteor misero molle cor esse mihi.

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenster

G.

---

127. (183.)

An denselben.

Bonau, d. 21. Sept. 1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, seine Beredsamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobspruch für dich; aber wenn du sein gutes Herz gebildet hättest, das wäre ein unendlich größrer. Er wünschet nicht ängst-

gesund zu seyn, sondern nur die Krankheit mit einem christ
n Anstande und einem verständigen Muthe zu tragen. Bist
uch stets so gut gesinnt? Er klaget in einem langen Briefe
nicht, oder doch sehr verschämt; und sein Kummer ist nicht
Schwachheit seines Körpers, sondern die Mattigkeit des
tes, den er immer zur Tugend der Gelassenheit angestrenget
n will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebers
ichte der Geduld und des Muthes in seinen Zufällen stets
ast fühlen will: so ist es doch immer der Fehler eines sehr
n Herzens, mit dem er dich beschämet, indem er sich selber
ämen will. So ungefähr dachte ich, mein lieber **, als
Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünschte Ihnen Ge
heit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten
es zu thun, weil Sie die größern itzt nicht ergreifen können.
kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wün
. Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche
arkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit
elen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein
thümliches Glück, daß so viele rechtschaffne Leute, um die
ich nie verdient gemacht, meine Freunde sind, aber in ge
Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte De
ung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern
, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger
bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vor
aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde
lieber **, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die
pfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum
bst der Wille!“

Ihre politischen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht we
habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gele
it vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in
nach Meineweh zu gehn, und da zu warten, bis

die Post ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen Ruhe und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! — Leben Sie wohl.

G.

---

128. (184.)

An denselben.

Bonau, d. 1. Nov. 1756.

An Sie kann ich wieder schreiben?*) O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenket hat! Ich umarme Sie, theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir; und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf zeitlebens mir abverdienet haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! — Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebsten Heinen und Heyern und vorher Ihre beste Frau. Ich bin ewig Ihr

G.

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte. D. Herausgeber v. 1774.

139. *)

Bonau, d. 2. Nov. 1757.

Liebster Bruder,

Endlich kann ich Euch meine Besserung eigenhändig melden, meine Genesung von einer sehr schweren Krankheit. Wie groß ist dieses Glück, und wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir gethan hat! Lasset Eure Freude Dank mit mir seyn und empfanget zugleich von mir, lieber Bruder! für all Euer Mitleiden und Eure Sorgfalt den brüderlichsten Dank. Saget ihn zugleich allen meinen Freunden. Meiner liebreichen Wirthinn und ihrem Gemahle bin ich tausendfache Verbindlichkeit schuldig, so wie ich ihnen tausendfache Sorge und Beschwerung gemächt habe. An einem fremden Orte habe ich alles gefunden, was sich ein Kranker von Großmuth und Mitleiden wünschen kann, und ich wüßte keinen Ort nach Leipzig, wenn ich einen zu meiner Krankheit hätte wählen sollen, als eben Bonau, wo ich nach Gottes Willen habe krank werden müssen. Nun ist es mein Wunsch, nach Leipzig zurück zu kehren; aber meine Kräfte sind dazu noch zu schwach. Das ganze Zedtwitzische Haus grüßet Euch. Lebet wohl, lieber Bruder! Meldet unsrer Mutter meine Besserung. Ausgegangen bin ich noch nicht, und mein Kopf ist sehr schwach. Lebet wohl.

G.

*) (Gellerts Familienbriefe. — Vermuthlich an den Oberpostcommissair zu Leipzig.)

130. (186.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, 15. Nov. 1757.

Wie bekümmert sind Sie nicht um meine Gesundheit und Ruhe, und wie ängstlich werde ich, daß ich nicht eben so dankbar seyn kann, als Sie besorgt und liebreich gegen mich sind! Ihr ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11. November ist die Geschichte Ihrer freundschaftlichen Empfindungen gegen mich und die Fortsetzung Ihres Besuchs in meiner Krankheit. So wie mich Ihr Besuch gestärkt hat, so stärkt mich dieser Brief. Gott, was wäre das Leben der Menschen, ohne den Trost der Freundschaft; und wie viel würde mir bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz mit aller seiner Liebe und seinem Werthe auf mich wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette reden (denn sehen konnte Sie mein mattes Auge wenig), und fühle noch den sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses, den ich damals für den letzten mich einsegnenden Kuß hielt. Und eben Sie, liebster **, den ich mehr zu sehen nicht hoffte, dessen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, soll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig sehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Gevatter von Ihnen hören? Ich starb, und siehe, ich lebe noch. O sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater? — — Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebet meiner

Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weis, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster **! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Witterung günstig, billigt es Springsfeld und Heine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seufzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Christiane bey Ihnen seyn; sie segne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Gesundheit und den Heldenmuth einer Gebährerinn, die weis, daß sie Unsterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und ihr Gemahl versichern e, liebster **, aller Hochachtung und Ergebenheit, nebst em ganzen Hause. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

---

131. (41.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

Bonau, bey Weissenfels, d. 18. Nov. 1757.

Liebster Graf,

Lassen Sie sich mein Schicksal klagen. Seit dem achtzehnten Julius bin ich außerhalb Leipzig. Erst gieng ich wegen einer Schlaflosigkeit und großen Trägheit des Geistes mit dem guten W[agner] ins Lauchstädter Bad. Die erste verlor sich, aber ach! die andere nicht. Nach drey Wochen verließ ich das traurige Bad, und suchte meine Zuflucht in Bonau, um da vom Bade auszuruhen, und nach etlichen Wochen wieder in mein einsames schwarzes Bret zurück zu kehren; aber diese etlichen Wochen sind nun bis auf funfzehn gestiegen. Anfangs verwehrte mir die Furcht vor den öffentlichen Unruhen den Rückweg von einem Tage zum andern, und meine Freunde in Leipzig hießen mich auf dem Lande bleiben. Endlich kam eine noch dringendere traurige Ursache, deren ich mich, so sehr bin ich Mensch, am wenigsten versehen hatte. Ich war in Gedanken nichts als Rückreise, ich schrieb schon um einen Wagen, und achtete der drohenden Unruhen nicht weiter, als ich den vierten October in Meineweh von einem plötzlichen sanften Schauer überfallen wurde, dem mir unkenntlichen Vorbothen einer gewaltsamen Krankheit. Ich aß noch mit Hunger an diesem Abende; aber kaum war ich nach Bonau und in mein Bette: so kam Hitze, unerträglicher Kopfschmerz, und von der Stunde an eine recht tödtliche Hinfälligkeit. Hier lag ich bis an den dritten Tag ohne Arzt; denn ihm (Dr. Springsfelden aus Weissenfels) war der Weg zu mir durch den Krieg verschlossen. Aber Gott, der gütige Vater, wollte mich erhalten. Der Doctor, der, vier und zwanzig Stunden später, vielleicht ohne Hülfe gekommen wäre, kam noch an

dem Tage, da die Ader geöffnet werden durfte. Ehe er ankam, war schon ein Balbier aus Naumburg, nicht für mich, nein, seit vielen Tagen von dem Kammerherrn von Z[edtwitz] auf einen Tag, wenn er wollte, verschrieben, zugegen. Glücklicher Umstand! Warum fiel es diesem Manne nicht ein, eher oder später zu kommen? Der Doctor konnte also das einzige, obgleich gefährliche Hülfsmittel, die Oeffnung einer Ader ohne Zeitverlust ergreifen, um einer tobenden Pleureſie zu wehren. Das Blut bewies ihm die Gewißheit der vermutheten Krankheit; ein schreckliches harziges Blut! Dieſes geſchah den ſiebenten October. Allein den 9. d. M. (oder den fünften Tag der Krankheit) ward ich ſo krank, daß ich mich meines Lebens begab, und mir noch in der Nacht das heilige Abendmahl reichen ließ. O liebſter Moritz, was iſt der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Todes bey geſunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion, gleich einem Engel vom Himmel, ſtärkt? Ich dachte zu ſterben, und ſiehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes. Wie werde ich dieſes neugeſchenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern; und wenn es noch ſo lange dauerte, wie bald wird es gleich dem vorigen verſchwunden ſeyn! —

An eben dem gedachten Tage minderte ſich Nachmittags die Krankheit, und ich genoß ein unverhofftes Vergnügen, das für meine Empfindungen faſt zu ſtark war. W[agner], Dr. H[eine] und H[eyer] beſuchten mich, und brachten auch Springsfelden mit aus Weiſſenfels. Ich hörte dieſe Freunde mehr, als daß ich ſie genau ſehen konnte, und fühlte mich durch das Erquickende der Freundſchaft ſo geſtärkt, daß ich ſeit fünf Tagen das erſtemal einen Biſſen Brodt forderte. Auch dieſer Beſuch meiner Freunde war eine göttliche Wohlthat. Des Tages vor-

her war schon mein lieber Famulus angekommen, der mir sehr gedienet. Nach wenig Tagen sahe ich auch Ihren würdigen Nachfolger, den Herrn von Bosen, der sich mitten durch die Husaren zu mir gedränget hatte. Ich stand bey Dr. H[eines] Ankunft in den traurigen Gedanken, daß mir der Aderlaß schädlich gewesen; und zum Glücke war noch das Blut aufbehalten worden. Er sah es, erschrack, umarmte Springsfelden vor Freuden, und versicherte mich, daß ich ohne die Oeffnung der Ader schwerlich würde haben leben können. Preisen Sie die gütige Vorsehung mit mir, liebster Moritz, der wir alles schuldig sind. Ich habe aus den Händen meiner gnädigen Wirthinn und Versorgerinn alles erhalten, was ein Kranker wünschen kann; alles ist für mich Mitleiden und Hülfe gewesen. Gott, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest! — Ich übergehe die übrigen Tage der Krankheit, damit ich nicht ein medicinisches Verzeichniß statt eines Briefs aufsetze. Genug, liebster Graf, ich bin in der siebenten Woche nach der Krankheit so weit hergestellet, daß ich diesen langen Brief habe schreiben können; und wenn uns Gott Friede schenkte, hoffe ich bald in Leipzig zu seyn. Möchte Sie doch dieser Brief gesund und vollkommen zufrieden antreffen, und Ihnen Thränen der Freude abnöthigen! Möchte er mir doch bald eine Antwort von meinem so schätzbaren Freunde zuwege bringen! Gott beglücke Sie, theuerster Moritz, und bewahre Ihre Tugend, und gebe Ihnen langes Leben und allenthalben redliche Freunde, so wie mir. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ewig der Ihrige,

G.

139.

Bonau, d. 4. Dec. 1757.

Liebe Schwester,

Euer Brief ist mir herzlich angenehm und eine unvermuthete Beruhigung auf etliche Stunden gewesen, die für mich sehr traurig waren. Er hat mich noch in Bonau gefunden, und es scheint, daß ich an diesem Orte meinen Winter werde zubringen müssen, wenn mir Gott das Leben fristet. In Bonau also und nicht in Leipzig? Ja, denn meine Freunde und meine Geschäffte rufen mich nicht nach der Stadt, die ich nunmehr zwanzig Wochen nicht gesehen habe. Welch Schicksal! Doch ich werde es auch in Geduld überstehen können. Leiden nicht tausend wackere Leute bey den gegenwärtigen Unruhen noch mehr, als ich? Ist es nicht genug, daß mir Gott das Leben und die verlornen Kräfte wieder geschenkt hat? Also muß ich zufrieden seyn, und mir an den Umständen, die da sind, gnügen lassen, und das Beste hoffen. — — Meine Verrichtungen haben zeither meistens im Briefschreiben bestanden. Lesen über eine Stunde auf einmal kann ich nicht wohl. Mein Kopf gleicht oft meinem Magen, was er faßt oder liest, beschweret ihn bald. Die Einsamkeit würde noch sehr erträglich werden, wenn ich wegen der Jahreszeit mehr in das Freye gehen könnte; denn gehen kann ich besser als sitzen, und mein erster Ausgang ist in die Kirche nach Meineweh gewesen. In Bonau sieht man mich gern, Herr und Frau von Zedtwitz erzeugen mir alle Freundschaft; aber ich habe doch zu wenig lebendigen Umgang. Von Beiden habe ich an die liebe Mama und an Euch alle viele Empfehlungen. Also ist die gute Mutter zu eben der Zeit krank gewesen, da ich es war; und Gott hat ihr auch wieder geholfen. Möchte ich doch dankbar genug seyn können! Grüsset sie kindlich von mir und danket ihr für all ihr mütterliches Mitleiden und Gebet. Gott

stärke sie in dem angetretenen acht und siebzigsten Jahre ihres Lebens mit neuen Kräften, und an dem Ende ihrer Laufbahn mit neuem Muthe! Ich danke Euch herzlich für alles, was Ihr meinetwegen gefühlet habt, und für alle Eure Gebete um meine Erhaltung. — — Meine ehemalige Flucht nach Eisenberg ist mit Ursache an meiner Krankheit gewesen. Ich wohnte bey einem Schmidt in einer neu geweisseten Stube. Neben mir waren ein Paar alte Jungfern, die meine Schriften gelesen hatten, und die mir tausend Gefälligkeiten erwiesen. Der Hofmeister, den ich hieher empfohlen habe, hat mir in meiner Krankheit sehr viel zu liebe gethan und nebst meinem Famulo viele Nächte bey mir gewacht. Der Commissionrath Wagner aus Leipzig hat viel, sehr viel zu meiner Erquickung beygetragen. Gott vergelte es ihm. Er ist ehedem mein Zuhörer gewesen. Lebt wohl mit allen den Unsrigen und grüßt sie alle herzlich.

G.

---

133. (63.)

Bonau, d. 5. Dec. 1757.

Lieber Herr von Bose,

Indem ich nur etliche Zeilen von Ihnen hoffe und wünsche, erfreuen Sie mich mit einem langen Briefe, aus dem Innersten Ihres Herzens geschrieben, und deswegen für mich so schön, und für mein Vergnügen viel zu kurz. In der That verdiene ich Ihre Liebe; aber so groß, als sie ist, habe ich sie doch nicht verdienet; und dennoch nehme ich sie an, als ob sie mir gehörte, und als ob ich sicher wüßte, daß ich sie zeitlebens würde behaupten können. Fahren Sie fort, mir dieselbe in meiner Abwesenheit durch Briefe genießen zu lassen; ich bitte Sie darum. Aber

auf Unkosten Ihres Fleißes will ich keine Briefe haben. Ich bin mit wenigen Zeilen und mit den Augenblicken zufrieden, die Ihnen Ihre Bücher und der Umgang noch frey lassen. Mir ist mehr Zeit übrig, so kann ich auch mehr und öfter an Sie schreiben. Ja, jede Stunde, die Sie bey unserm W[agner] zubringen, soll mir einen Brief gelten. Eben dieses, daß Sie die Freundschaft dieses Mannes schätzen, vermehrt mein Vergnügen und Ihr Verdienst, und sein Umgang ist für Sie, so gesetzt Sie auch sind, und für mich, so alt ich auch bin, immer eine Schule, und eine desto nützlichere, je angenehmer sie ist.

Wie bald ich nach Leipzig kommen werde, mein lieber Bosé, dieses steht auf gewisse Weise nicht mehr bey mir. Ich habe es, mich zu beruhigen, dem Rathe und dem Rufe meiner Freunde überlassen. Es ist wahr, ich lebe, weil ich mich nicht genug beschäfftigen kann, zu einsam; allein genug, daß ich an einem Orte lebe, wo man mich gern sieht, und wo mich mein Schicksal hingeführt hat. Um nicht ganz unnütze zu leben, und einigermaßen dankbar zu seyn, unterrichte ich itzt täglich die beiden jungen Herren von Z[edtwitz], eine Arbeit, die, wenn ich ein stolzerer Gelehrter wäre, mir sehr geringe vorkommen würde, und die mich doch, wenn ich an den Nutzen denke, beruhiget. Ist man vierzigsten Jahre wohl zu alt, um sich mit seiner Weisheit zu dem zehnten und eilften Jahre herab zu lassen, und den amen derselben in die Herzen der Kinder zu streuen? Gesetzt, Umstände unsrer Akademie sollten schlechter werden als ich hte: so würde ich mich keinen Augenblick schämen, einen Hofter abzugeben. Besser ein arbeitsamer Informator, als ein ger Professor! Und wer kann immer Bücher schreiben? Ich wenigsten; und die ausgestandne Krankheit hat mich auf Zeit zum Nachdenken und Sitzen unfähig gemacht. — Sie wohl, meine Schüler kommen. Ich liebe Sie, und tlebens Ihr Freund und Diener,

G.

134. (42.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 16. Dec. 1757.

Liebster Professor,

Ich habe zween Briefe von Ihnen. Den ersten hat mir Herr S*** nebst den Büchern, die Sie ihm für mich mitgegeben, einige Zeit nach meiner Zurückkunft aus Holland, zugestellt. Ich danke Ihnen unendlich dafür. Aber wie groß ist nicht meine Verbindlichkeit für Ihren letzten Brief! O wenn Sie mich ihn hätten lesen sehn! Welche Unruhe bey den ersten Zeilen, und welche unbeschreibliche Zufriedenheit bey den letztern! Welche Glückseligkeit für mich bey der Entwickelung dieser rührenden Scene! Niemals habe ich deutlicher wahrgenommen, wie viel unsre Empfindung durch eine große Bewegung unsrer Seele gewinnt. Ich wußte es, daß ich Sie liebte. Ich fühlte mein Glück. Aber niemals habe ich es so lebhaft, als beym Schlusse Ihres Briefes, empfunden. Gott! in welcher Gefahr haben Sie sich nicht befunden, und wie glücklich sind Sie ihr nicht entgangen! Ich habe es meiner Entfernung von Ihnen zu danken, daß eine Begebenheit sich für mich in das größte Vergnügen verwandelt hat, die außerdem, wenigstens verschiedne Tage über, die größte Quaal für mich würde gewesen seyn. Sie sind also völlig wiederum hergestellt? Darf ich noch daran zweifeln, nachdem Sie mir einen so langen entzückenden Brief geschrieben? Also hätte ich bald meinen würdigen Freund verloren? Ich zittere, wenn ich daran denke. Tausend glückliche Zufälle haben ihn der augenscheinlichsten Gefahr entrissen. O Vorsehung, welche neue Wohlthat! Erhalte ihn fernerhin zum Nutzen der Welt und zum Glücke seiner Freunde! Diese überstandene Krankheit, liebster Professor, wird ein neuer Zuwachs für Ihre Ge-

ſundheit ſeyn. Bis zum neunten October habe ich bey Leſung Ihres Briefes nicht wenig gelitten. Aber ſobald nur der einmal vorbey war, ſo wuchs meine Hoffnung und meine Freude. Ich habe das Vergnügen Ihrer Beſſerung vollkommen mit Ihnen getheilt. Itzt ſehe ich Ihr Bette, umringt von Ihren Freunden, und mich mitten unter Ihnen. Ihre Sprache iſt zu ſchwach, ſich mit uns zu unterhalten. Ihr Auge erſetzt ihre Stelle und zeigt uns zugleich die überwundene Gewalt der Krankheit. Ich war in allen dieſen Augenblicken bey Ihnen, und indem ich dieſes ſchreibe, ſcheint mir Paris und Leipzig faſt nur Eine Stadt zu ſeyn. — Ihr Wunſch iſt erfüllet worden. Ihr Brief hat mich geſund angetroffen, und mir Freudenthränen abgenöthigt. Der Himmel gebe, daß ich niemals andere für Sie, liebſter Freund, vergießen darf! — Hier iſt alſo die Antwort, die Sie erwarten. Möchte ſie Ihnen doch nur den geringſten Theil von den Empfindungen der Freundſchaft und Zärtlichkeit abbilden können, mit denen mein Herz gegen Sie angefüllt iſt. Wir ſind itzt am Ende dieſes Jahres, eines merkwürdigen Jahres voll ſchrecklicher Begebenheiten. Ich weis die Schickſale des künftigen nicht, aber ſo viel weis ich gewiß, daß ich Sie unendlich liebe, und daß weder Zeit noch Umſtände hierinn die geringſte Macht über mich haben. Sie wiſſen, es kann kein Glück auf der Welt ſeyn, das ich Ihnen nicht wünſchte, ſo wie es keins giebt, das Sie nicht verdienten. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

135. (186.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, d. 21. Dec. 1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidnen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergötzen und erbauen. Ich habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde sie mir noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erst fürchterliche und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will seyn,
Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein.

Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du? Gebe es Gott, mein lieber **, daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Innhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Gehn Sie

muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort; uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand. Was sorgen wir denn?

G.

---

136. (62.)

An den Hofrath **.

1757.

Ich kann den Herrn Sohn nicht von unsrer Akademie gehen assen, ohne ihm das rühmliche Zeugniß des Fleißes und der uten Sitten, das er vor vielen Andern verdienet, zu ertheilen; nd ich thue dieses mit dem größten Vergnügen, und zugleich nit der strengsten Aufrichtigkeit. Sind die ersten Monate seines kademischen Lebens nicht die glücklichsten für ihn gewesen: so at er die übrige Zeit seines hiesigen Aufenthalts desto mehr zu einem Glücke angewandt. Ich kenne ihn genau, ich habe ihn anze Jahre fast alle Tage gesprochen, und bin bis zur Freundhaft mit ihm umgegangen. Ich kenne seinen Verstand, sein rz und seine Geschicklichkeit. Alles dreyes macht ihm Ehre, Sie können diesen würdigen Sohn nicht ohne Freude und en sich entgegen eilen sehen. Er ist ein guter Wirth gewe und hat doch die Regeln des Wohlstandes aufs genauste chtet. Er hat die schönen Wissenschaften getrieben, ohne hern zu verabsäumen. Er hat die besten Gesellschaften be und die wackersten jungen Leute zu Freunden gehabt, ohne Fleiße zu schaden; und selbst sein Fleiß ist die Ursache , daß man seinen Umgang gesucht hat. Da ich gewiß daß Sie kein Mißtrauen in mein Zeugniß setzen können: ich auch gewiß, daß es Ihnen die angenehmste Nachricht ß. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein

Vater wäre, und ein redlicher Mann sagte mir so viel Gutes von meinem Sohne, und zwar aus Pflicht und Ueberzeugung! Ich wünsche Ihnen also zu diesem so lieben Sohne, zu seinem glücklichen Abzuge von der Akademie, zu aller der Freude, die er Ihnen und seinem Vaterlande machen wird, von Herzen Glück, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn; und so ungern ich ihn verliere, so sehr werde ich ihn stets lieben und hochschätzen.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

G.

137.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 22. Jan. 1758.

Mein Zustand ist erleidlich, und Gott gebe, daß der Eurige allerseits es auch seyn und lange bleiben mag. Ich grüsse die liebe Mama und segne sie kindlich. Gott lasse es ihr auch in diesem Jahre wohlgehen. — — Der Baron Croneck, ein Hofrath in Anspach, ein junger Herr von etlichen zwanzig Jahren, mein Zuhörer vor einigen Jahren, und mein Freund, ein treffliches, gelehrtes, geistreiches und frommes Kind, ist an den Blattern auf einer Reise nach Nürnberg gestorben; aber mit großem christlichen Heldenmuthe. Sein Tod hat mich in meiner Einsamkeit viele Thränen gekostet, und mich an den meinigen erinnert, den Gott im Himmel zu seiner Stunde mir wolle selig seyn lassen, das einzige Glück des Christen. Ein Preußischer Major von Kleist, der in Leipzig steht, und ein großer Poet ist, hat auf meinen vermeynten Tod vier Verse gemacht, die ich Euch hersetzen will:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert! jüngst getroffen,
Klagt' ich und weint', und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Ich bin bey der letzten Zeile beynahe in Ohnmacht gefallen. O Gott, wer wäre ich, welcher Engel wäre ich, wenn ich diesen Lobspruch verdiente! Grüsset alle meine Freunde herzlich, und lebt wohl. Ich werde, wenn ich lebe, diesen Winter in Bonau bleiben.

G.

---

188. (187.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, d. 28. Jan. 1758.

Immer klagen Sie, ich höre es gern, und ich erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben sowohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bessers thun, als daß wir an den unsrigen denken und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten, mit dem Sie ihn christlich und selig überwunden haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der Welt entnommen. Der liebe **! Gott giebt ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der Welt. Getrost, mein Freund! Wäre unsre Tugend die Ursache unsers ewigen Glücks: so müßten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein göttliches Verdienst, das muß unsre Herzen unter dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stillen und trösten. Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brüderlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod

geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa bald sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor, — — — — — — — — — — — — — —

Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige

G.

139.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 25. Febr. 1758.

Euer Brief, auf den ich lange gehofft habe, ist mir bis auf die tragische Nachricht von F. sehr angenehm gewesen. Möchte doch der betrübte Fall dieses Verstorbenen allen, insonderheit jungen Leuten, ein Schrecken gegen alle Ausschweifungen und böse Gewohnheiten erwecken! — — Meine Gesundheit hat seit einigen Wochen vermuthlich durch die Jahreszeit gelitten. Ich schlafe wenig, und habe wenig Athem, insonderheit gegen Abend, und alsdenn, wenn ich ins Bette komme, wo ich oft aufsitzen muß, so kurz wird er. Doch Gott thue, was ihm wohlgefällt. Das Leben ist nicht mein Wunsch; aber ein seliger Tod, der sey mein täglicher Wunsch! Ich habe gestern mit der Herrschaft meine Andacht in Küstritz gehabt; und dieser feyerliche Tag, den ich mir als einen freudigen versprach, war für mein Herz ein finsterer und kaltsinniger Tag. Gott vergebe mirs, wenn die Schuld zum Theil meine Schuld gewesen. G***l hat Göbicken geschrieben, daß er ihn wieder zu sich nehmen soll. Der gute Mensch! ich bedaure ihn; aber ich bedaure es noch mehr, daß ich nichts zu seinem Besten beyzutragen weis. Leipzig, das sein

Glück hätte seyn sollen, ist durch seine Schuld sein Unglück, und er meine Plage gewesen. Gödicke hat einen Stubenburschen und, welches sehr natürlich ist, keine Lust zu G***ln. Wollte Gott, ich wüßte dem armen Vater zu rathen, und müßte nicht hören, daß G***l sich von seinen unglücklichen Gewohnheiten noch nicht losgerissen hat! — —

Wie lange ich noch auf dem Lande bleiben werde, kann ich nicht sagen. So viel ist leider gewiß, daß mich meine Freunde nicht nach Leipzig kommen heißen. Indessen muß ich immer beynahe 70 Thlr. Hauszins und 8 Thlr. Contribution bezahlen. Doch es wird ja Rath. Ich grüsse die Mama kindlich und alle meine Freunde mit tausend Glückwünschen. Lebt wohl.

G.

104.

An Borchward.

Bonau, d. 9. März 1758.

Hier ist ein kleiner Auszug meines Lebens seit drey Vierteljahren. Ich gieng in der Mitte des Julius vorigen Jahres wegen Schlaflosigkeit in das Bad nach Lauchstädt. Hier spürte ich einige Besserung, und begab mich nach drey Wochen auf ein Landgut bey Weissenfels, um da vom Bade auszuruhen, und an meine Verrichtungen nach Leipzig zurück zu kehren. Allein eine Hinderniß, eine traurige Nachricht über die andere, hielten mich auf, und da ich im Begriffe stund, wider den Willen meiner Freunde, nach meinem Catheder zu eilen, ließ mich Gott ungefürchtet und selbst im Spaziergehen, in eine tödtliche Krankheit sinken. Im October also mitten unter dem Tumulte der Waffen, die selbst vor meinem Zimmer tobten, lag ich in den

Banden des Todes, fern von meinem Arzte, dem der Zutritt in den ersten Tagen meiner Krankheit zu mir verschlossen war, weil Weissenfels gesperrt gehalten wurde. Aber unter allen diesen traurigen und schrecklichen Aussichten hat mich die Vorsehung Mitleiden, Pflege, Wartung, und endlich den Arzt finden lassen, der durch einen gewagten Aderlaß eine tödtliche Pleuresie aufzuhalten suchte. Er kam den fünften Tag der Krankheit an, und wußte vielleicht, vor dem Anblicke des Bluts, den Namen derselben nicht, vielleicht auch das Mittel nicht, wenn es ihm nicht durch einen besondern Umstand wäre eingegeben worden. Der Herr von Zedwitz, bey dem ich damals lebte, und noch itzt bin, hat die Gewohnheit alle Herbste sich die Ader öffnen zu lassen, und sein Barbier in Naumburg, war ohne Verordnung, an dem gedachten Tage in dieser Absicht angekommen. Diesen fand der Medicus, und ließ ihn, ob ich gleich dawider zu seyn schien, mir unverweilt die Ader schlagen. Zwey Tage darauf kam mein Medicus nebst etlichen Freunden aus Leipzig an, fand das harzige schreckliche Blut noch auf vier Tellern stehen, und umarmte den auch angekommenen Medicum aus Weissenfels, Hofrath Springsfelden, bey dem Anblicke des Blutes mit dankbarer Seele. Er hat mir nachher schriftlich gestanden, daß, wenn ich in Leipzig unter seinen und seiner Freunde Händen gewesen wäre, sie aus großer Liebe und Behutsamkeit die gefährliche und doch retterische Ader nicht würden gewagt haben. — Aber kein Tageregister meiner Krankheit! Genug, ich lebe und bin viel zu geringe der Treue und Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat; und ich zittere oft bey den Spuren seiner wunderbaren Vorsehung, aus Erstaunen, wie sich der Allmächtige bis zum Staube mit seiner regierenden Hand herablassen kann. Preisen Sie ihn, frommer Freund, mit mir und wünschen Sie mir, daß ich mein zweites Leben nach seiner Absicht nutzen mag. — Noch ein rühmlicher Umstand für einen Ihrer Generale, dessen

Namen ich nicht weiß. Er hatte durch Springsfelden meine Krankheit erfahren, und Ordre gegeben, daß die Bothen, die von mir kämen, ungehindert, unaufgehalten und zu aller Zeit, aus- und eingelassen werden sollten. Dank sey es dem redlichen Manne, nach dessen Namen ich mich erkundigen will! Er hat aber nicht lange in Weissenfels gestanden. —

Die Bataille bey Rosbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschützes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen), so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehn geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regieret die Welt, und lebt! —

Wegen der Freude über meine componirten Lieder verweise ich Sie auf den Brief an den trefflichen Bach, Ihren Freund. Ich schmachte nach einem geschickten Manne, der mir sie vorspielt, jetzt noch vergebens auf dem Lande. Aber vielleicht ist der Period meiner Rückkehr nach Leipzig näher, als ich denke. Möchte uns doch Gott allen Friede und Ruhe schenken! —

Aus Dankbarkeit gegen das Haus, wo ich so viel Sorgfalt genossen, gebe ich jetzt, in dem vierzigsten Jahre, einen Hofmeister über ein Paar junge Herren von zehn und eilf Jahren ab, die aber noch ihren besondern Aufseher haben.

Ich umarme Sie und Ihre Freundin, und bin der Ihrige

G.

141. (43.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

Bonau, d. 22. März 1758.

Liebster Graf,

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Brust auch Odem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Danksagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er ist die getreuste und feinste Copie Ihres ganzen guten vortrefflichen Herzens, und ich weis Niemanden von meinen jungen Freunden, der so schön schreibt, wie Sie. Sonst hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber —— ja, guter Moritz, erfahren Sie es nur, denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk ist nicht mehr, unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres, uns entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt. Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende voraus gesehen und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette noch an verschiedene seiner Freunde in Anspach geschrieben, und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzet, in der ich seinen Geist mehr bewundre als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft, und die Summe in drey Theile getheilet. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofcaplan Rabe; den andern Utz, der Dichter, und der dritte Theil soll

einige Hausarme erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler sein Glück zu machen. Mir hat er sein Portrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt itzt vor meinen Augen, und vertritt oft bey mir die Stelle einer lehrreichen und anmuthsvollen Schrift. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, wir sehn ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gern, als Dichter, ihn beweinet; aber in meinen itzigen Umständen ist dieses eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleist hat auf meinen vermeynten Tod ein Sinngedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich ist, und über das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach, ich Unwürdiger! ich verdiene nicht die Hälfte davon; das sagt mir mein Herz laut.

Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt ich und weint und sah den Himmel plötzlich offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Als ich die erste Hälfte der letzten Zeile las, so erschrack ich schon ein wenig; aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las: der Himmel freute sich! Ich weinte, daß ich dieses Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend gegen mein Nichts in Einem Augenblicke. Sie, liebster Graf, können sich diesen Lobspruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gegen Sie wünsche ich Ihnen denselben. Die Erde weinete! ein großes Wort, ich gestehe es; aber doch ein ungewisses und zweifelhaftes

Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute sich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will, und das doch jeder edlen Seele gewisses Glück und heilige Ehrbegierde ist! Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Geas, und einst Ihr ganzer Lebenslauf! —

Kleist steht seit dem Anfange des Kriegs in Leipzig bey der Garnison, und ist auch den Sitten nach ein liebenswürdiger Mann. —

Bach, der Kammermusikus in Berlin, hat, wie ich höre, alle meine geistlichen Lieder componiret, und sie sollen für die Kenner vortrefflich gesetzet seyn. —

Der Kobrus des seligen Cronegks hat nach seinem Tode den in der kritischen Bibliothek aufgestellten Preis erhalten. Im versiegelten Zeddel hatte sein Name nicht gestanden, sondern nur dieses: Wenn Kobrus den Preis erhält, so können ihn die Austheiler zum Besten Anderer anwenden.

Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.

G.

142.

Gellert an seine Schwester.

Bonau, d. 25. März 1758.

Ich danke Euch herzlich für Euern langen Brief und Eure guten Rathschläge. Thue ich, was ich kann, so darf ich das Uebrige Gott getrost überlassen, so schwer mir auch oft mein Schicksal werden will. Meine Stirne, o meine Stirne, die leidet nun seit vielen Jahren, und jetzt fast täglich. Ich fühle in der Mitte derselben in einem Umkreise, etwa eines Groschens

woß, ein Nagen oder Spannen, das ich frühe aus dem Bette mit in den Tag, und aus dem Tag mit in die Nacht bringe, as mir das Denken sauer und das Vergnügen oft zur Traurigeit macht. Aber

Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste,
Hoffe das Beste.

Bach, ein Cammermusicus in Berlin, hat alle meine Lieer componirt und mir unlängst ein Exemplar überschickt; der Herr Cammerherr von Zedtwitz und der Herr Cammerherr on Schönberg spielen zuweilen etliche, und die gnädige rau singt sie. Sie sind schön, aber zu schön für einen Sänger, er nicht musikalisch ist. So erfahre ich auch von Berlin aus, aß man mich daselbst nach einem Gemälde, das Professor Suer von mir hat, in Kupfer sticht; eine Ehre, darüber ich eben eine Freude habe.

— — Ich habe unlängst eine kleine Verordnung aufgesetzt, ie es nach meinem Tode mit meinen Meubeln und Büchern halten werden soll. Ich habe keine Schätze und auch keine hulden, und ein seliger Tod sey mein unendlicher Reichthum, wird uns Gott geben. Ich grüsse die liebe Mama kindlich alle herzlich.

G.

143.

An dieselbe.

Bonau, d. 21. April 1758.

bin noch in Bonau und kämpfe mit dem Entschlusse, zig zurück zu kehren. Vor der Pfingstwoche, wenn es

noch geschieht, dürfte es wohl nicht geschehen. Hart an meinem Kammerfenster in Leipzig ist ein Hospital für Blessirte und Kranke errichtet, und ich kann sie aus meinem Fenster klagen hören und leiden sehen. Ein trauriger Umstand für mich! Nun ich will mich nicht in voraus ängstigen. Die Pfingstwoche ist noch nicht da. — — Habt Ihr etwas von meinen ersten Poesien, Briefen und Predigten, so packet es zusammen und schicket es nach Leipzig an Gödicken. Ich setze einige kleine Nachrichten, die mein Leben und Studiren betreffen, auf; und dazu brauche ich noch so etwas. Ihr sollt alles ohne Ausnahme wieder haben. Lebt wohl. Der Anfang des Frühlings thut keine gute Wirkung bey mir; doch Gott wird alles auch für mich einrichten, wie es mir gut ist, auch wenn es mir nicht gut scheint. Lebt wohl. Ich grüsse alle herzlich.

G.

144.

An dieselbe.

Bonau, d. 6. Mai 1758.

Mein Brief würde meistens Klage seyn, wenn ich Euch nicht Nachricht zu geben hätte von einem Präsent, das mir von einer Dame aus Liefland gemacht worden ist. Die Frau von Campenhausen in Riga, die ich ehedem im Carlsbade und auch in Leipzig kennen lernte, wo sie sich ein halbes Jahr der Gesundheit wegen aufhielt, und deren Sohn mein Zuhörer gewesen, jetzt aber Sächsischer Gesandter am Dänischen Hofe ist, diese Dame, der ich vor einem Jahre schrieb und meine Lieder schickte, hat mir den 3. May einen Wechsel von 300 Thlrn. zugesandt, der mir bereits in Leipzig ausgezahlet worden ist. Von diesen

300 Thlrn. sind zweyhundert mein und einhundert war für den Bruder, den sie auch kennt, bestimmt. — Da mich oft die wichtigsten Gegenstände nicht rühren, so könnt Ihr leicht denken, daß mich dieses Geld, so sehr ichs auch nöthig habe, wenn ich wieder in Leipzig leben will, ebenfalls nicht gerühret hat. Darüber habe ich mich freylich gekränkt, daß ich der Vorsehung für diese Wohlthat nicht herzlich genug danken und ihre Güte fühlen kann. Gott vergebe mirs, und mein Dank sey unvergessen. — — Der Bruder hat eine große Freude gehabt. Ich schickte ihnen den Wechsel durch einen Expressen; und mein Famulus Gödicke, auch der ist von Vergnügen so gerührt gewesen, wie er mir schreibt, daß er auf seine Knie niedergefallen und Gott laut gedanket hat. Es ist ein guter Mensch. Zu Ende der Pfingstwoche, wenn es Gott gefällt, denke ich in Leipzig zu seyn, so baufällig meine Gesundheit auch ist. Ich leide an meiner Brust noch oft, aber warum will ich klagen? Gott giebt uns nichts als was uns gut ist, so schwer es auch zu tragen sey; und er ist noch mächtig in dem Schwachen, wenn wir unser Vertrauen auf ihn nicht wegwerfen. Er stärke die liebe Mama in ihrem Alter, und gebe Euch und allen meinen Verwandten Gesundheit des Geistes und des Leibes.

G.

145.

An dieselbe.

L. d. 29. Mai 1759.

Ich habe seit einigen Tagen heftige Zahnschmerzen gehabt. Morgen spürte ich einige Linderung. Wollte Gott, daß ich keinen dürfte heraus reißen lassen; ein Mittel, davor ich

mich so schrecklich fürchte. — Die Besserung der lieben Mama hat mich sehr erfreut, und ich wünsche ihr Stärke und Kraft nach Gottes Willen. — — Ich lese wieder Collegia, und habe in dem Publico viel Zuhörer. Ich bin nunmehr eilf Tage wieder in Leipzig. Gott stärke mich und alle meine Freunde, die ich alle herzlich grüsse, auch den Bruder in Freyberg. Lebt wohl und getrost.

G.

146.

An dieselbe.

L. d. 4. Juni 1758.

Ich würde heute nicht an Euch schreiben, wenn ich Euch nicht meine Freude über die Befreyung von meinen Zahnschmerzen mittheilen wollte. Mittwochs zur Nacht waren sie bis um drey Uhr beynahe unerträglich, und Donnerstags früh schien ich zum Herausreißen entschlossen zu seyn, obgleich der Backen sehr geschwollen war; allein Dr. Tilling hatte keine Luft dazu und meynte, ich sollte erst Breyern, unsern besten Chirurgen, kommen und den Zahn von ihm untersuchen lassen. Der Doctor gieng und ich schickte nach Breyern. Er besah den Zahn. Sie haben ein Geschwür, fieng er ganz gelassen an, das wollen wir gleich öffnen, und so werden Sie Ihrer Schmerzen auf einmal los. Schon griff er nach den Instrumenten, gab mir den Stuhl und sagte: Blinzen Sie nur einen Augenblick zu, Herr Professor; und das that ich, ohne mich zu bedenken. Er schnitt also, und der Schnitt, einen Nagel lang, that, so lange er währte, freylich schrecklich wehe; aber kaum lief die Materie und das Blut heraus, so hörten die Schmerzen des Zahnes sogleich auf.

Seit dieser Stunde bin ich also frey; o wie habe ich am Donnerstag vor Freuden geweint, und wie soll ich Gott genug auch für diese Wohlthat danken! Breyer kommt noch alle Tage zu mir, um die Wunde offen zu halten; aber ich denke nicht, daß es weitere Folgen haben soll. Indessen habe ich diese Woche nicht lesen können, und zu Hause mich halten müssen. Breyer hofft den Zahn zu erhalten. Was sind Zahnschmerzen für Uebel! ein Uebel, das ich beynahe in zwanzig Jahren nicht, oder doch nur wenig erfahren habe. Was machet die liebe Mama! Gott gebe ihr eine gute Woche mit diesem Sonntag. — Auch hat gestern der Auszahler meiner Pension wieder an mich geschrieben, und mir einen Termin von Ostern vorigen Jahres angeboten. Ich weis nicht, wie ich zu diesem Glücke komme, und ich wollte, daß michs mehr rührte. Gott sorgt sehr wunderbar für mich. Dank und Preis sey seiner Güte! Lebt wohl mit allen meinen Freunden.

G.

---

147. (44.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 6. Juni 1758.

Mein liebster Professor,

Wie groß ist nicht das Vergnügen, das mir Ihr Brief verursacht! Wenn ich ihn so oft beantwortet hätte, als ich ihn gelesen: o wie viel Antworten würden Sie nicht schon erhalten haben! Sie sind stets der edle, geistreiche, vortreffliche Freund, der Sie jederzeit gewesen. Ich wundre mich nicht über diese Unveränderlichkeit, wenn ich anders so reden darf; aber ich freue

mich darüber, mehr als ich Ihnen sagen kann. Wenn ich bisweilen bedenke, wie viel vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Verstandes Sie in Ihrer Person vereinigen, so erstaune ich weniger über die große Anzahl mittelmäßiger Geschöpfe. Die Natur ist nicht verschwenderisch mit ihren Gaben. Welch Glück, Ihre Freundschaft zu besitzen, und wie großmüthig ist es nicht von Ihnen gehandelt, sie auch an Personen zu schenken, deren größtes Verdienst darinnen besteht, daß sie Sie unaussprechlich lieben! Dieses Verdienstes bin ich vorzüglich gewiß, und Sie lieben mich zu sehr, als daß Sie mir es absprechen sollten. Wie vortheilhaft überhaupt zeigt mich Ihnen Ihre Freundschaft nicht! Welch ein gütiger Beurtheiler, welch ein gelinder Richter! Wie viel gewinne ich nicht dabey, aus diesem Gesichtspunkte von Ihnen betrachtet zu werden! Ich beweine noch immer den lieben Cronegk, und seufze zugleich über das entsetzliche Uebel, das mir schon die meisten meiner Bekannten entrissen hat. Ich habe Sie ersuchet, mir bey Gelegenheit seine gedruckten Werke zu überschicken. Wenn sich eine ereignen sollte, so würde ich Ihnen unendlich für diese Gefälligkeit verbunden seyn.

Es erscheinen itzt wenig witzige Schriften in diesem Lande. Der Geist der Zwietracht und des Gewinnstes beschäfftiget den größten Theil der Nation. Das zweite Stück der Frau von Graffigny hat nicht so viel Beyfall gefunden, als Cenie. Verschiedene Umstände sind an dem Falle desselben Schuld; besonders aber die vielen Veränderungen, die sie aus zu großer Unterwürfigkeit gegen die Urtheile verschiedener ihrer Freunde gemacht hat. Sie werden es in einiger Zeit gedruckt, und so wie ich es vor zwey Jahren gelesen, hergestellt sehen. Die ungezwungene Gleichgültigkeit, mit der sie diesen kleinen Unfall aufgenommen, ist vollkommen ihrer Denkungsart gemäß, und würde meine Hochachtung gegen diese verehrungswürdige Frau vermehren, wenn sie anders zunehmen könnte.

Herr P[ajon] ist seit vierzehn Tagen hier, und noch immer sehr schwach. Er hat mir die kleinen Stücke von Herr Weißen*) mitgebracht, worunter in der That die größte Anzahl sehr artig ist. Sie ist, meiner Meynung nach, eine der besten Sammlungen, die wir in dieser Gattung haben.

Der Baron von Bernsdorf meldet mir, daß Cramer ein Wochenblatt, wie der Zuschauer, schreibt. Ist es Ihnen bekannt? Ich werde mir es kommen lassen. — O könnten Sie mir denn nicht die Melodien Ihrer Lieder von Bachen schicken? Ich wünsche recht sehnlich, sie zu sehen. Aber bin ich nicht zu begehrlich? Das Sinngedichte von Kleist hat mich entzückt. Ich sehe es als eine Prophezeihung an, deren Erfüllung unfehlbar ist. Ihren Verlust, mein liebster Professor, werden die Klagen der Welt und die Freude des Himmels begleiten. Können Sie wohl daran zweifeln? Doch dieser Augenblick sey noch lange entfernt. —

Ich lese itzt die Uebersetzung des Homers von Pope. Was für ein Genie wird nicht zu einem solchen Werke erfodert! Der alte Homer wird stets für diejenigen neu bleiben, die Empfindung und keinen verderbten Geschmack haben. Leben Sie wohl, mein liebster Professor. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

(Die scherzhaften Lieder von C. F. Weiße sind gemeint. — Pajon aus Paris, war zu Anfange des siebenjährigen Krieges Prediger der reform. Gemeinde zu Leipzig; ging 1758 nach Paris zurück; starb 1800 in Berlin als Prediger bey der französ. Kirche und Consistorialrath. S. C. F. Weißens Selbstbiographie. Lpzg. 1806. S. 65.)

148.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 21. Juni 1758.

Ich will nur ein Paar Zeilen schreiben, Euer Verlangen zu stillen, und Euch sagen, daß meine Umstände, Gott sey Dank, leidlich sind. Den 15. und 16. dieses Monats bin ich in Lauchstädt gewesen, der Herzoginn von Curland, die das Bad gebraucht und meinen Besuch befohlen hatte, aufzuwarten. Sie hatte viel Zufriedenheit über meine Gegenwart, die ich vorher der Zahnschmerzen wegen schon abgeschrieben hatte. Die Reise war glücklich, ich aber selbst in Lauchstädt nicht wohl, weil ich beidemale mit bey der Tafel bleiben mußte. Dr. Heine, mein Medicus, wird vermuthlich des Amtmann Riedners in Lauchstädt Schwester heirathen. Ich habe diese Heirath mit stiften helfen. G***l lebt zu meiner Freude noch ordentlich, wie er angefangen hat. — Aus London habe ich von einem Vater, dessen Sohn vor drey Jahren hier studieret hat, und an mich empfohlen gewesen, und nunmehro von Reisen wieder zurück gekommen ist, einen Wechsel von hundert Thalern zur Belohnung erhalten. Gott sey dafür gedankt! Also kann ich der Mama aushelfen, wenn auch ihre Pension in diesem Jahre nicht käme. Weil das Johannisfest auf den Sonnabend fällt, so kann es kommen, daß ich auf ein Paar Tage nach Bonau reise und meinen wohlthätigen Wirth und Wirthinn besuche. Vielleicht auch nicht. Lebt wohl, und grüsset alle herzlich.

G.

149.

An dieselbe.

L. d. 9. Juli 1758.

Die Nachricht von Eures Sohnes Krankheit hat mich sehr beunruhigt, so wie mich seine Besserung erfreuet. Ich wünsche, daß er zu der Zeit, da Ihr dieses leset, vollkommen wieder hergestellt, und der Zustand der lieben Mama und Euer aller der beste seyn möge. Gott gebe es! Ich habe seit einiger Zeit einen bösen Hals gehabt, und es liegt mir immer noch auf der Brust. Ob ich gleich in der That nicht wohl bin: so hab ich doch meine Collegia noch nicht aussetzen dürfen. Meinen Geburtstag, den 4. July, habe ich auf der Stube sehr einsam begangen. Ich ließ mir um eilf Uhr vier Thomasschüler kommen und etliche von meinen Liedern singen; dieses ist die ganze Feyerlichkeit gewesen. Also bin ich nunmehr drey und vierzig Jahre alt? Gott sey Dank! Die übrigen Jahre oder Tage wird er auch überstehen helfen, wenn es auch die wären, von denen wir sagen: Sie gefallen uns nicht.

G***l führt sich recht gut auf. — — Die liebe Mama soll sich nichts abgehen lassen. Lebt wohl, grüsset alle herzlich.

G.

150.

An dieselbe.

L. d. 29. Juli 1758.

Meine Gesundheitsumstände, ja die sind nicht die besten, aber erträglich. Ich seufze sehr nach Michaelis, um etwa etliche Wochen aufs Land reisen zu können. Ich schicke Euch meine

componirten Lieder, wenn vielleicht der Herr Cantor Herr Rector sich etliche Compositionen abschreiben wollen. Vier Wochen könnt Ihr sie behalten. G***l ist in guter Ordnung.

Wisset Ihr ein Paar Kinder in Haynichen oder auf den Dörfern, welche von den Eltern oder Anverwandten aus Armuth nicht zur Schule gehalten werden: so meldet mir, was jährlich das Schulgeld für zwei Kinder beträgt; ich will es allezeit auf ein halbes Jahr voraus schicken, und auch die Schulbücher auf mich nehmen.

Grüßt den Herrn Bruder. Ich freue mich sehr über das Vermächtniß. Gott gebe, daß es G***l zu seinem Glücke verstudiret, und bis itzt hoffe ichs noch. — Der Herr Bruder soll so gut seyn, und Gödicken von den 100 Thalern zwey Thaler zu einem freywilligen Geschenke geben. Er verdienet es an G***ln und thut weit mehr, als ich thun kann. Ich grüsse Euch herzlich. Gott sey mit Euch allen!

G.

151.

An dieselbe.

L. d. 3. Oct. 1758.

Meine Umstände sind, Gott sey Dank, leidlich, wenn gl nicht die, die wir uns zu wünschen pflegen. Vor Michaelis ich zehn Tage in Welke bey dem General Vitzthum. erwies mir außerordentlich viel Ehre; denn die Frau Gr kann mich auswendig. Aber alle diese Ehre verhinderte daß ich nicht etliche Tage an einem Flußfieber gelitten es war rauhes Wetter. Die Gräfinn ist eine gebohrn Fullen aus Störmthal, bey der die Frau Magist.

ehedem gewesen ist. Diese Dame, die ich seit wenig Monaten kenne, hat mir, ohne daß ich mit ihr bekannt war, folgende Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben. Sie schrieb vor etlichen Monaten an mich, sie hätte erfahren, daß ich meine Pension bey den jetzigen Unruhen nicht ausgezahlt bekäme; sie hätte sich also, um sich um mich verdient zu machen, ohne meine Erlaubniß durch ihren Gemahl an die Churprinzessinn gewendet, und es dahin gebracht, daß ich von derselben gegen die gewöhnliche Quittung zweyhundert Thaler auf meine Pension, unter der Bedingung des Stillschweigens, ausgezahlet bekommen sollte. Ich hatte nicht mehr als drey Termine zu fordern, der Weg zu meiner Bezahlung schien mir zu außerordentlich; ich wußte, daß andere wackere Leute längere Zeit hatten zurückstehen müssen, kurz, ich schlug die Gnade aus, und sagte, daß ich die allgemeine Last auch mittragen, und eine Prinzessinn, die so großmüthig gesinnt wäre, nicht zu einer Zeit beschweren wollte, da ihr eigner Hof litte. Diese unerwartete Uneigennützigkeit hat man am Hofe sehr wohl aufgenommen, und seit dieser Zeit habe ich der Gräfinn einmal in Störmthal und letzthin in Welke aufgewartet. Wenn sie künftig nach Lichtewalde zur Frau Gräfinn reiset, so will sie den Ort sehen, wo ich geboren bin, ich, der ich so vielen Leuten merkwürdig bin, und mir, wie Gott weis, oft sehr geringe und armselig bey allem meinen Ruhm vorkomme. Lebt wohl, grüsset alle unsre Freunde herzlich. Und der lieben Mama wünsche ich von Gott Kraft und Stärke.

G.

---

152. (67.)

L. d. 14. Oct. 1758.

Gnädige Frau,

So wenig Sie auch meine Danksagungen für Ihre Gnade verlangen, so bleibt es doch meine Pflicht, sie Ihnen abzustatten,

und wer unterläßt gern eine angenehme Pflicht, auch wenn sie nicht verlanget wird? — So weit, gnädige Frau, war ich in meinem Dankſagungsſchreiben gekommen, als ich durch eine Begebenheit unterbrochen wurde, die ich Ihnen nicht verſchweigen kann.

Mein Famulus trat herein, übergab mir einen Brief nebſt einem Päcktchen und ſagte: „Eine Frau, die ich nicht kenne, „brachte dieſe Sachen.“ Ich erbreche den Brief; aber es ſteht kein Wort darinne. Ich erbreche das Packet, finde ein Schächtelchen, ein Arzneyſchächtelchen, deſſen Titel ein Lebenspulver verſprach, das für alle mögliche Krankheiten helfen ſoll. Nun, dachte ich, das muß eine ſehr mitleidige Seele ſeyn, die dich ungebeten curiren will, und öffne das Siegel. Ich fand keine Arzney, aber das ganze Schächtelchen voll Louisdore, und bey dieſem Gelde war wieder keine Zeile. Ich ſehe nach dem Siegel; aber das Siegel war ein Kopf, der allen Menſchen ähnlich ſah. Ich rufe meinen Famulus: — Wo iſt die Frau hergeweſen, die ihnen dieſen Brief gegeben hat? — Das weis ich nicht. Sie ſagte, der Herr Profeſſor wüßte ſchon, von wem der Brief käme. — Alſo war ich berichtet. Vergeben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen dieſe kleine Geſchichte ſo ſorgfältig erzähle, als ob ſie für Sie ſelbſt merkwürdig wäre. Wenigſtens würden Sie mir eine große Gnade erweiſen, wenn Sie mir einen Rath ertheilen wollten, was ich mit dieſem mir ziemlich verdächtigen Gelde anfangen ſoll. Es iſt mir Niemand etwas ſchuldig, und die Schuldner verſchweigen auch ihren Namen nicht. Geld in einer Arzneyſchachtel? Könnte das Geld, oder der Brief, oder die Schachtel wohl gar vergiftet ſeyn? Aber ich bin ja kein großer Herr, und ich habe auch in meinen Schriften Niemanden beleidiget, einige übereilte Stellen wider das Frauenzimmer ausgenommen; doch dieſe Stellen ſtehen in den Fabeln, und ſind auch Fabeln. Wie ſoll ich mich alſo vorſichtig genug bey dieſem Gelde verhal-

ten? Soll ichs in meine Chatoulle legen, so könnte es vielleicht ungerechtes Gut seyn, und mir ein Unsegen werden? Es soll auf Ihren Ausspruch ankommen, ob ichs behalten, oder lieber den Armen, oder Ihrer Königl. Maj. in P[reußen] geben soll. Vielleicht ist es selbst eine Wohlthat von diesem Herrn, wenn er etwan durch die dritte Hand erfahren hat, daß ich mich in ** ankaufen will. — Mir wird Angst, gnädige Frau, ich weis nicht warum; und ich werde, ohne Ihren Rath abzuwarten, mich mit der Schachtel auf einen Wagen setzen, und das Geld bey Ihnen gerichtlich deponiren, bis ich mehr Licht erhalte. In diesem Falle darf ich auch meine angefangene Danksagung nicht fortsetzen; denn Sie erzeugen mir doch wieder neue Gnade, wenn ich mit meinem Deposito ankomme. Den Herrn Gemahl habe ich gestern bey meiner Ankunft aufgesucht; aber vor der Mahlzeit war er nicht zugegen, und um fünf Uhr war er abgereiset. Eine neue Ursache zur Reise nach **! Ich bitte also unterthänig, daß Sie mir auf diesen Brief keine schriftliche Antwort ertheilen. Ich bin ꝛc.

G.

153.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 10. Nov. 1758.

Der Bruder in Freyberg wird Euch mündlich von mir Nachricht geben, und also will ich Euch weiter nichts sagen, als daß meine Umstände leidlich sind; denn der böse Hals, den ich einige Tage gehabt habe, ist nur ein kleines Uebel gewesen. Der hiesige Bruder hatte Lust, wenn der Bruder in Freyberg einen viersitzigen Wagen gehabt hätte, mit ihm die Mama zu besuchen.

und ich würde ungeachtet der Jahreszeit die Reise gerne mit gethan haben, wenn es mit dieser Gelegenheit hätte geschehen können; denn es ist sehr lange, daß ich die gute Mama nicht gesehen habe. Aber mein Wunsch wird wohl bis auf künftiges Jahr unerfüllt bleiben. Gott erhalte nur die liebe Mutter bey leidlicher Gesundheit in ihrem Alter, und lasse mich von Euch allen immer frohe Nachricht hören; dieser Wunsch erstreckt sich insonderheit auf den armen Stadtschreiber; denn nach des Bruders Beschreibung ist er sehr schwach. Ich grüsse ihn herzlich, und wünsche ihm zu wiederholtenmalen von Gott alles, was ihm und uns allen heilsam ist.

G.

154.

An dieselbe.

L. d. 12. Dec. 1758.

Der Baron Crausen hat mir unlängst geschrieben, daß er seine Schuld schon zu seiner Zeit abtragen würde. Ich will seinen Brief beylegen und Ihr werdet ihn bald wieder zurück schicken. Ich schreibe diesen Brief im voraus, weil ich nicht weis, wenn eine Gelegenheit ankommen, und ob ich nicht in der Woche vor dem Feste nach Bonau reisen möchte. Die Frau von Zedtwitz hat mich sehr inständig eingeladen; ich will ihren Brief auch mit beylegen. Meine Gesundheit ist bey der jetzigen Jahreszeit leidlich, indessen habe ich doch keine große Lust zum Reisen. Ich komme aus meiner gewohnten Ordnung und gemeiniglich kränker zurück, als ich ausreise. Und so bin ich auch gegen das, was Vergnügen heißt, überhaupt sehr unempfindlich geworden, leider schon seit vielen Jahren. Die liebe Mama möchte

ich freylich herzlich gerne sehen, wenn es bloß auf mein Wünschen ankäme. Dr. Bach, ein guter Freund von mir, den Ihr bey mir müßt gesehen haben, starb vorige Woche an einer Auszehrung und ich habe ihn zu seinem Grabe begleitet. Er ist jünger, als ich. So geht einer nach dem andern hin und lehrt uns sterben. Ich bin vorgestern bey der Herzoginn zur Tafel gewesen. Sie fragte nach der Mama, und sagte, daß sie den Bruder aus Freyberg mit dem Aeltesten auf der Gasse gehen gesehen habe. Er möchte wohl gesünder seyn als ich. Wer ist denn der Beste von Ihnen Dreyen? fuhr sie fort. Ihre Durchlaucht, sagte ich, jeder denkt, er sey's, und der Aelteste macht sich kein Gewissen, es zu sagen. — Letzthin waren zwölf Preußische Officiers vom Corps des Grafen Dohna bey mir im Collegio, und unter ihnen der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, ein lieber frommer und geschickter Soldat. — Ein Husarenlieutenant vom Regiment Maltovsky [Malachowsky] besuchte mich vor einigen Wochen, und wollte mir von seiner Beute bey Zorndorf erst etliche Rubel, und hernach Gewehr aus großer Liebe für meine Schriften aufdringen. Ich dankte ihm für Beides. Es war auch ein guter Mann, schon bey Jahren.

Ich danke Euch herzlich für Euern langen Brief, und preise Gott mit Euch allen, daß er uns bis hieher gebracht hat. — Möchte doch Gott der Allmächtige den armen, kranken Stadtschreiber stärken, an Geist und Leibe stärken, darum will ich herzlich beten, mit ihm in Gedanken beten. Möchte ich ihn doch sehen und trösten können. Ich weis keine Erquickung für ihn, so gern ich ihm eine schickte. — Nunmehr reise ich die Feyertage nicht weg; ich will den ersten meine Andacht haben. Ich grüsse die liebe Mama, und den armen Stadtschreiber von Herzen. Lebt wohl. Ich erhalte eben jetzt einen Brief von der Tochter der Gräfinn Vitzthum, und werde eingeladen, diese Feyertage nach Welke zu kommen; aber nein, weder nach Welke,

noch nach Bonau: ich will in Leipzig in die Kirche gehen. Gott erhalte Euch alle bey Leben, Gesundheit und Ruhe.

G.

---

155. *)

[L. im Dec. 1758.]

Gnädiges Fräulein!

Ihr zweyter Leib-Medicus, Herr Kabelbach, hat mir versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genug einen zu schreiben. Aber, womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? mit Ihrer ausgestandenen Krankheit? Das wäre sehr grausam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grausamer! Nein, mein Brief soll ein kleines Krieges-Diarium aus dem schwarzen Brete enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug sind an meinem Schicksale Theil zu nehmen.

Den achtzehnten November ließ sich ein Husaren-Lieutenant, von dem Gefolge des General Malachowsky, sehr ungestüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begegne dir auch was da will.

Sogleich trat ein hagerer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu; sein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und sein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er einen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm

*) (Sechs Briefe von Gellert und Rabener. Berlin 1770. No. Vgl. die Anm. zu No. 114.)

dazu genommen) den Stock, ein paar Pistolen, die Mütze und eine Karbatsche mit Drath durchflochten. Was ist zu Ihrem Befehl, Herr Lieutenant? fragte ich mit Zittern an; haben Sie Ordre mich zu arretiren? ich bin unschuldig. Nein mein Herr, sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? Ja, ich bin Gellert. Nun, es freuet mich, Sie zu sehen und zu umarmen! (O wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften, sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan, und ich komme Ihnen zu danken, und Sie meiner Freundschaft zu versichern. Das ist zuviel Ehre für mich, Herr Lieutenant, mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht aus mir hervor bringen, haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. Ja, das will ich gerne thun, sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben können? Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdenn setzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie, und schrieb was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten, und was sie zu erinnern hätten? Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und alsdann drucken lassen; so besserte ichs und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück haben, Ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, versetzte er: ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen, itzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Professor? Lesen Sie sich also einen aus, diese hier sind von einem Cosacken-Obristen, den

ich bey Zorndorf vom Pferde hieb: und diese da, von der Frau eines Rußischen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde stürzte.

Es lief mir bey dieser Erzählung und bey dem Präsente, eiskalt über den Leib: Das sey ferne, daß ich Ihnen ein Theil Ihrer Beute entziehen sollte! Mein lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen. Herr Professor gefallen Ihnen diese Pistolen, es sind Sieberische, und diese Peitsche, das ist eine Knuthe, beydes ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches und Tartarisches, es stehet bey Eulenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts kostbarers, als Beute mit seinem Blute erfochten: Warum gefallen Ihnen die Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führete ihn an meine Bücherschränke, dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum; denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen, muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! Geben Sie mir Ihre gelehrten Trostgründe, wider ein sieches Leben; wenn ich etwa noch von den Russen blessirt würde; denn ach! die Russen, das ist ein schreckliches Volk, sie stehen wie die Berge so feste, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es, meine Zuhörer kamen haufenweise, und ich sagte dem Herrn Husaren-Lieutenant daß ich ein Collegium hätte, er bot mir nochmals sein Gewehr an, umarmte mich herzlich und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besahe meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes, und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knuthpeitsche,

die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Cameraden besetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfinn geschrieben hat! Peter sahe mich starr an, grieff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir seinen milden Beyfall zu: die andern Husaren bückten sich auch sehr tief, und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsky auf irgend eine Weise dienen? Im geringsten nicht: oder auch bey dem General Dohna, oder auch bey dem Könige? Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfälligst, und schnell entflohe ich dem Husaren.

Den neun und zwanzigsten Nov. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant bey seinem Vater, dem General, melden, ich erschrack wieder, aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren, mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und selbst den Grandison, auswendig wuste, der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth in Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey, daß die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte, aber fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Was verlangen Sie? daß ich dann und wann an Sie schreiben darf: von Herzen gerne Herr Graf! Ein so junger lieber Officier wie Sie, kann alles von mir bitten. Nun, rief er, so möchte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfin, oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern ist: Sie müssen doch solche Personen kennen, die sie so gut abgeschildert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, Sie ist jetzt krank, und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein

Corporal herein trat; die sämmtlichen Oberofficiers, fieng er an, von dem Beverschen Regimente sind vor der Thüre, und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Officiers nebst einem Feldprediger herein (es war Mittwochs um eilf Uhr), und ich muste also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Wölke, oder wie ich schon versprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzählen, wenn ich mich nicht schämete, den dritten Bogen zu nehmen. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe ꝛc. ꝛc.

Gellert.

---

156. (68.)

L. d. 29. Dec. 1758.

Theuerste Freundinn,

Sie haben Ihr böses Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das ist traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorrespondirte; und wer weis, ob Sie es nicht schon gedacht haben? Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig; und warum sollten meine Briefe, meine treuherzigen Briefe, eine so böse Wirkung thun? Nein, ich wage es getrost, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu schreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch sein Trauerspiel ein Gespenst vertrieben; wer weis, ob ich durch meine Prosa nicht auch ein Fieber wegschreiben kann? — „Aber das Trauerspiel

„war schlecht." — Nun, deswegen machen Sie sich keinen Kummer. Ich bin seit dem dritten Feyertage so hypochondrisch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menschen in schlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen, und, um witzig zu reden, mich selbst zu übertreffen. Ich wollte nach Bonau reisen, und machte alle Anstalt, und blieb da. Ich wollte nach Wölkau mit meinem Bruder reisen, und schickte nach dem Wagen, und blieb da. Ich wollte meinen Gönnern zum neuen Jahre Glück wünschen, ich setzte mich nieder und schrieb an keine Gönner, ich schrieb an meine Freundinn, die das Fieber hat. So zweydeutig sieht es heute und gestern in meinem Herzen aus; und ich sollte keinen Brief zuwege bringen können, vor dem sich das Fieber fürchten müßte? — Aber, werden Sie fragen, warum sind Sie denn so hypochondrisch? Ja, liebe Freundinn, dieses kann ich Ihnen nicht so genau sagen. Die Bücher — o hüten Sie sich vor den Büchern! Die Civil- und Militairbesuche; o wenn doch keine nach ** kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weis; o hüten Sie sich vor den Briefen, auch vor den meinigen, wenn Sie können! Ich las unlängst, daß der Poet Campistron zugleich Secretair des Herzogs von Vendome, und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort, und fand, daß er bey dem Beschlusse eines alten Jahres mit vieler Mühe ein großes Packet Briefe verbrannt, und daß der Herzog, der ihm zugesehen, gesagt habe: le voilà tout occupé, à faire ses réponses! Dieser Gedanke, oder vielleicht die Sache selbst, gefiel mir unendlich, und wer weis, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größtentheils auch so geistreich beantworte? — Und ich, Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so — Von Herzen gern, nur diesen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Vier ganzer Seiten

zu beschreiben, und das mit Nichts? Ja wohl, liebste Freundinn, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber itzt verläßt, ich kann also mit Ehren schließen. Leben Sie wohl.

G.

---

157. (69.) *)

An den Freiherrn von Crauffen.

L. d. 25. Jan. 1759.

So wie ich Niemanden weis, der sich um meine Mutter verdienter gemacht, als Sie, großmüthiger Freund, so haben Sie auch unter allen meinen Freunden das Recht, ihren Tod zuerst zu erfahren. Vor wenig Stunden erhielt ich die Nachricht davon, und kaum habe ich die ersten Regungen der Liebe und des Schmerzes durch kindliche Thränen befriediget: so schreibe ich an Sie; das Wichtigste, was heute mein gerührtes Herz thun kann und will. Der Tod meiner Mutter ist am 23sten dieses Monats erfolget; und sie ist gestorben, wie sie gelebet hat, sanft und fromm. Ich bin zwar nicht bey ihrem Ende gewesen; aber ich weis es sicher, daß ihr letzter Segen mich und Sie zum Gegenstande gehabt hat. Im Namen dieser Seligen also danke ich Ihnen, theuerster Gönner und Freund, hiermit für die liebreiche Wohlthat, mit der Sie dieselbe so viele Jahre erfreut, und in ihrem Alter gestärket haben. Gott belohne Sie mit den Jahren meiner Mutter: sie hat achtzig Jahre gelebet; und mit ihrem Ende: sie ist freudig und sanft eingeschlafen, und ihr letztes Wort ist Dank und Preis Gottes gewesen. Es ist meiner seligen

*) (Dieser Brief steht nicht in der bei No. 13. angeführten Sammlung.)

Mutter unbegreiflich vorgekommen, wie ein Fremder ihr eine so große und langwierige Gutthat erweisen könnte, die sie nicht verdienet hätte, und ihr Sohn eben so wenig; wird es der Nachwelt nicht eben so unglaublich vorkommen, wenn sie vielleicht erfährt, daß ein gelehrter Herr und Kenner der Wissenschaften, außerhalb meinem Vaterlande, mir, ohne daß ich vorher seinen Namen gekannt, eine jährliche Pension auf die großmüthigste und verborgenste Art angeboten, und, da ich sie verbeten, sie meiner Mutter, die er aus meinen Briefen gekannt, bestimmt hat? Ich habe meine Mutter außerordentlich geliebet, und so werde ich Ihren Wohlthäter auch bis an mein Ende außerordentlich lieben und verehren, und wie das erste meine Schuldigkeit war, so thue ich auch im andern Falle noch nichts als Schuldigkeit. Ja, theuerster Freund, so erkenntlich ich im Herzen bin; so bleibe ich doch stets ein Schuldner, der nicht weis, wie er in der That dankbar seyn kann. Mit dieser Empfindung bin ich zeitlebens

G.

158.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 27. Jan. 1759.

Also ist unsere liebe Mutter nun auch in die Ewigkeit eingegangen? Ich weine und danke Gott, der sie durch einen so sanften und seligen Tod von der Welt genommen hat. Er lasse mein Ende seyn, wie das ihrige! Ihr Tod kränkt mich nicht so sehr, als daß ich sie nicht vor ihrem Ende noch einmal habe sehen können; und dieses Vergnügen hoffte ich künftige Ostern. So hoffen wir Menschen. Die Kosten ihres Begräbnisses wird

wohl der Mittelste ausgeleget haben; so wird er sie auch unter uns drey Brüder vertheilen. Dem Herrn von Crausen habe ich den Tod unserer Mutter bereits gemeldet und ihm gedanket; allein ich habe ihm nicht geschrieben, daß ich die Pension vom vorigen Jahre ausgelegt habe, dieses wäre so begehrlich gewesen. Er schicke sie nun oder nicht: so bin ich vollkommen zufrieden. Und weil Ihr, liebe Schwester, mit unsrer Mutter doch einige Vortheile verlieret: so will ich Euch jährlich, so lange ich lebe, 8 Thaler zu einem kleinen Zuschusse aussetzen. Kann ich mehr zu Euerm Besten thun: so versteht es sich, daß ichs gern thun werde. Mein Kopf beunruhiget mich seit einigen Tagen sehr. Ein beständiges Spannen in demselben macht mich träge, verdrossen, und zur Arbeit, die nur einiges Nachdenken erfordert, ungeschickt. Aber warum bist du so unruhig in mir, meine Seele? Harre auf Gott! — Das erbauliche Ende des sel. Stadtschreibers hat mich sehr gerührt. Gott sey Preis und Dank dafür! — Trauern werde ich um die sel. Mutter nicht. Warum sollte ich bey den jetzigen Zeiten vierzig bis funfzig Thaler zu einer Ceremonie anwenden, die nicht nothwendig ist. Ich werde Sonntags und etwa, wenn ich Besuche gebe, schwarz gehen; mehr werde ich nicht thun. — Lebt wohl! Grüsset den Herrn Bruder und den Herrn Diaconum ergebenst. Ich danke dem Letzten herzlich für die umständliche Nachricht von dem Tode der Seligen. Ich bin der Eurige

G.

159.

An dieselbe.

L. d. 16. Febr. 1759.

Ich weis Euch nichts zu schreiben, als daß ich vier Wochen in Störmthal gewesen bin, und morgen auf einige Tage nach

Bonau reisen muß, weil die Frau von Zedtwitz mir sonst alle Freundschaft aufsagen will. In Rippach will sie mich nebst ihrem Gemahl und dem Herrn Cammerherrn von Schönberg abholen. Aber was macht der gute Herr Bruder? Gott stärke ihn am Leibe und Geiste, und friste ihm, wenn es ihm gefällt, das Leben noch lange zum Besten seines Hauses. G***l geht auf seinem guten Wege fort, Gott gebe, beständig.

— — Der Bruder aus Freyberg ist noch hier bis künftige Woche. Wie lebt Ihr seit dem Tode unserer seligen Mutter? Traurig? Von mir weis ich Euch nicht viel zu sagen; ich müßte über meinen Kopf klagen und das will ich nicht thun, damit ich mich nicht versündige. Geduld und Hoffnung soll unsre tägliche Tugend seyn. — Grüßt den Herrn Bruder und alle, die noch von uns übrig sind, und lebt wohl.

G.

---

160. (45.)

Moritz v. Brühl an Gellert.

Paris, d. 17. März 1759.

Liebster Professor,

Ich schreibe Ihnen itzt, da ich im Begriffe bin, eine große unruhige Stadt zu verlassen, überhäuft mit verdrüßlichen Vorbereitungen zu einer weiten Reise, die mir nicht so weit vorkommen würde, wenn ich sie zu Ihnen thun sollte. O wenn wird mir doch ein günstiges Schicksal erlauben, Sie, mein verehrungswürdiger Freund, zu umarmen! Wie lange werde ich noch herumirren müssen, ehe ich in dem Umgange meiner Freunde, entfernt von dem Getümmel der Höfe und der unruhigen Gewinnsucht der Städte, auf einem stillen Landgute die Ruhe und die

Zufriedenheit werde finden können, nach der die meisten so fruchtlos streben! Alsdann werden Sie fortfahren, mir Lehren der Weisheit zu geben, womit Sie schon in dem Anfange meiner Jugend den Grund zu meinem Glücke gelegt haben. Alsdann erst werde ich Ihnen meine Dankbarkeit für so ausnehmende Wohlthaten beweisen können, indem ich die Frucht davon mit vollen Händen einsammeln werde. Ich erinnere Sie itzt an Ihr ehemaliges Versprechen. Möchte ich doch bald die Erfüllung davon sehen!

Darf ich hoffen, daß Sie mich in Warschau bisweilen mit einigen Zeilen von Ihnen beglücken werden? Wie viel deutsche Bücher sind nicht seit meiner Abwesenheit erschienen, die mir alle unbekannt sind! Sollte sich denn keine Gelegenheit finden, mir selbige nach Warschau zu schicken? Ich bitte Sie darum, mein liebster Professor, auf das inständigste. Herr P[ajon] hat seit einem Monate den Messias zu übersetzen angefangen. Der Chevalier d'Arc, der ihn zu dieser Arbeit veranlaßt, hatte anfänglich Lust, nach dem Gebrauche seiner Landsleute viel Veränderungen darinnen zu machen. Ich habe es aber doch dahin gebracht, daß das Original genau nach den Worten übersetzet wird. Es wird schwer seyn, den Nachdruck und die Stärke des Originals in der französischen Uebersetzung beyzubehalten; wenigstens wird sie aber doch getreu seyn; und dieß ist, deucht mich, eine nothwendige Eigenschaft einer jeden Uebersetzung.

Itzt nehme ich Abschied von Ihnen, mein liebster Professor, auf beynahe zween Monate. Schreiben Sie mir nicht eher als bis ich Ihnen meine Ankunft in Warschau werde gemeldet haben. Leben Sie wohl.

Brühl.

161. (188.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Bonau, den 20. May 1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich itzt vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Allee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen kann, ist für mich schon Ursache genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also mein lieber **? — — — — An den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel gesünder und stärker war, als ich und tausend Andere. Doch ist denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn so wenig von dieser Seite? Bete für deine sterbenden Freunde, und stirb täglich in Gedanken, und sey fromm und fröhlich. — — — — — — — — — — — Die Frau von Z[edtwitz] und ihr Gemahl wünschen, daß Sie sie von Lauchstädt aus besuchen möchten; und ich dächte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebst dem Kammerherrn S[chönberg] feyerlich in Rippach eingeholet, und derselbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir selber und etwas mehr Gesundheit. — — — — — — — —

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenster

G.

---

169. (189.)

An denselben.

[L. Juni 1759.]

Der Tod Ihrer seligen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägrigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbeten habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feyertag in Bonau das ausgestanden, was ich in meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter **. Gott sorget für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir wiederfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser unsre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertrauen zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief — — — — — ohne Beängstigung schreiben läßt. — — — — — — — Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weis allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten

noch mächtig, der sie suchet und nützet. Nun, guter **, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

---

163. (46.)

Moritz v. Brühl an Gellert

Warschau, d. 21. Jun. 1759.

Mein liebster Professor,

Schon seit drey Wochen bin ich hier, und ich habe Ihnen noch nicht geschrieben! Das ist freylich kein geringer Vorwurf für mich. Aber wenn Sie wüßten, was das wäre, so zu reden in eine neue Welt versetzt zu werden, und zwar in eine solche neue Welt, die gewiß nicht unter allen möglichen die beste ist: vielleicht würden Sie mich nicht nur entschuldigen, Sie würden mich sogar beklagen, und empfinden, daß man nicht verdient, an Sie zu schreiben, wenn man von Paris hieher kömmt. Ich bin eben nicht auf eine lächerliche Art in Paris verliebt. Sie wissen, mein liebster Professor, daß Freunde und Freyheit jeden Ort für mich in ein Paris verwandeln können, und daß Hayncken für mich eben so viel Reizendes haben würde, als die Hauptstädte der Engelländer und Franzosen, wenn ich das Glück hätte, Sie dort anzutreffen. Welch ein Trost für mich, daß ich endlich mein Herz gegen Sie ausschütten kann! Ich fühle schon kaum noch halb die Last, unter der ich beynahe versunken wäre. Sie müssen mir noch einige Klagen erlauben. Die Zuversicht, mit der ich Ihnen klage, ist ein Balsam für mein Herz. Schon ist es ruhiger, als es beym Anfange dieses Briefs war; schon fängt es

an, mit den beglückenden Empfindungen erfüllt zu werden, die ich so oft in Ihrer Gesellschaft gefühlt, und die ewig denen unbekannt bleiben müssen, die weder Geschmack noch Tugend lieben, und beständig genöthigt sind, so zu reden sich selbst und Andere zu fliehen. Wie groß ist nicht hier die Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe! Doch ich will nicht weiter klagen. Ich darf nicht vergessen, daß die Mäßigung in allen Stücken eine Grundregel ist, von der man nicht abweichen soll. Wenn mir auch gleich Ihre Freundschaft langweilige Klagen verziehe, so würde ich mir sie doch selbst nicht verzeihen können. Aber, liebster Professor, sind Sie denn noch unverändert derselbe gegen mich? Haben nicht Zeit und Abwesenheit auch über Ihr Herz ihre gewöhnliche Herrschaft ausgeübt? Glauben Sie nicht, daß ich diesen Gedanken nähre. Er ist viel zu beunruhigend für mich, um ihn jemals für wahr halten zu können. Zürnen Sie mit mir, daß ich seiner nur Erwähnung gethan habe, und zeigen Sie mir in Ihrem ersten Briefe, daß ich Ihre Freundschaft zu verlieren verdiente, wenn ich im Stande wäre, an derselben zu zweifeln. Leben Sie wohl. Ich bin ewig

Ihr

Brühl.

Meinen Bruder, der itzt in Leipzig ist, und vermuthlich auch das Glück hat, Sie zu kennen, bitte ich Sie, vielmals in meinem Namen zu grüßen. Mein Gruß wird in Ihrem Munde einen neuen Werth für ihn bekommen, und ich liebe meinen Bruder zu sehr, um ihm nicht meine Erinnerung so angenehm zu machen, als es mir nur immer möglich ist.

164.

Gellert an seine Schwester.

L. den 23. Juni 1759.

Ich habe seit dem andern Pfingstfeyertage viel traurige Stunden und beynahe lauter kranke Tage gehabt. An diesem Tage ward ich in Bonau früh beym Aufstehen, auf eine mir vorher unbekannte Art, die ich Euch nicht beschreiben kann, krank, zwey Tage krank, ohne bettlägerig zu seyn, und doch konnte und mochte ich weder sitzen, noch stehen und gehen, noch essen, noch lesen, noch liegen. Donnerstags darauf reiste ich nach Leipzig zurück, und heute, da ich dieses schreibe, bin ich leidlich, wenigstens fühle ich keine Angst, wenn gleich keine Heiterkeit. Ich trinke auf den Montag eine Bouteille Bitterwasser. Meine Nerven scheinen sehr geschwächt und mein Magen kraftlos zu seyn. Aber nicht geklagt, ich habe viel Ursache, Gott zu danken, daß die Last noch nicht über Vermögen gewesen ist. Er thut und läßt zu, was uns gut und selig ist, wenn es uns auch noch so bitter wäre; wir sollen unser Vertrauen und unsre Geduld üben, und hoffen, wo wir nicht sehen. — Der Advokat Thomä, sonst ein gesunder und fester Mann, fiel vor etlichen Wochen in eine Krankheit, ohne das Bette zu hüten, und starb die Woche vor Pfingsten an einer verhärteten Leber. Wieder einer von meinen Freunden vor mir hin, der mich durch sein Beyspiel sichtbar lehret, daß der Gesunde und Kranke in der Hand des Herrn mit seinen Tagen steht. Nütze dein Leben und stirb täglich in dem Herrn, so wird dich der Tod nicht erschrecken, er komme, wenn er wolle. Unser Erlöser hat ihn überwunden und ihn uns selig gemacht. Der gute Herr Bruder, wie ich höre, ist auch noch schwach. Ich bete für ihn. — — Lebt wohl und betet für mich.

G.

165.

An dieselbe.

L. d. 2. Juli 1759.

Beunruhiget Euch nicht! So beschwerlich mir auch meine Umstände vielleicht mit Recht zu gewissen Stunden vorkommen: so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich, und dieses muß mich in der Geduld und dem Vertrauen auf die Hülfe Gottes stärken. In zweymal vier und zwanzig Stunden habe ich vier und vierzig Jahre erlebet, und er hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen; und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Tage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieses sey mein ganzer Kummer; das Uebrige alles sey Gott heimgestellt. — Begeht meinen Geburtstag mit Gebet und guten Wünschen, so wie ich ihn zu begehen denke. Vermuthlich werde ich den Nachmittag bey dem Commissionsrath Wagner zubringen. Vormittags will ich meine Stunden lesen. Ich sollte am Sonnabende mit nach Reinharz zum Erbmarschall Löser fahren; er schickte Pferde, ich hatte es versprochen; aber es war mir zu übel, als daß ich eine Reise von sechs Meilen hätte thun können, ich ließ also den Bruder allein reisen. — Gödicke ist krank; und vermuthlich wird ein Fieber kommen. Nun getrost! Lebt wohl. Ich grüsse alle herzlich.

G.

---

166. (190.)

[An den Comissionsrath Wagner.]

Störmthal, d. 16. Sept. 1769.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bete selten für mich, ohne zugleich für Sie zu beten; warum sollte ich also nicht auch oft

an Sie schreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstrecket; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich letztens verlassen haben; und ohne klagen zu wollen, sage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel, das weis Gott. Aber ich suche mich mit dem Troste seines Wortes zu beruhigen, mich zu stärken, wenn ich schwach werde, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Niemals habe ich vielleicht so sehr empfunden, wie wenig der Mensch ohne den beständigen Einfluß der göttlichen Gnade vermag, als in diesem Jahre, und ich lerne Davids Bekenntniß verstehen: Wenn dein Wort nicht wäre mein Trost gewesen, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich lerne die Worte, Röm. 9. verstehen: „So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ Er muß uns Kraft geben, unser Elend und Verderben lebendig zu erkennen und zu fühlen, und Kraft, seine freye Gnade in Christo zu glauben, und ohne alle unsre Würdigkeit und vielmehr als die Unwürdigsten, uns zuzueignen, unser Gewissen dadurch zu beruhigen und im Glauben an diese seine Gnade, an die Vergebung aller unsrer Sünden um Jesu Christi willen, uns mit Liebe und Vertrauen zu ihm, mit der Hoffnung des ewigen Lebens und mit Lust und Kraft zum Guten und einem heiligen Abscheu vor allem Bösen zu erfüllen. O liebster **, wie sehr sollte ich Gott bloß für die Wohlthaten danken, daß ich einen Freund an Ihnen habe, mit dem ich so christlich reden und durch dessen Beyspiel ich mich erwecken und trösten kann! Ja, des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding. Wenn Gott es demüthiget, und zur bessern Kenntniß sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen und seines Unvermögens, sich selbst zu heiligen, bringen

will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Bemühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst durch Thränen und Gebete, durch Lesen und Studiren, durch gute Werke, durch mühsame Einsamkeit zu befreyen, und Gott zu bewegen, ihm das Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn der Glaube rein und ungefärbt bleibt, fußet und gründet er sich nicht auf mich selbst, noch mein Thun, daß mir Gott darum sollte gnädig seyn, wie der falsche Heuchelglaube thut, welcher menget in einander Gottes Gnade und mein Verdienst, ob er auch wohl die Worte behält von Christo, aber doch des Herzens Zuversicht setzet heimlich auf sich selbst, also daß es nur eine angestrichene Farbe ist — Das hebe an und versuche es, wer da will, so wird er sehen und erfahren, wie trefflich schwer es sey, und wie sauer es wird, daß ein Mensch, der sein Lebetage in seiner Werkheiligkeit gesteckt, sich herausschlinge und mit ganzem Herzen erhebe durch den Glauben in diesem einzigen Mittler. Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre geprediget, daß ich sollte heraus kommen seyn; noch fühle ich immerdar den alten anklebischen Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte, und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade für meine Heiligkeit müßte geben, und will mir nicht ein, daß ich mich so gar soll ergeben auf die bloße Gnade, und muß doch nicht anders seyn." — — Wie bewundre ich den seligen Luther in seiner biblischen Weisheit, in seiner freymüthigen Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie sehr fürchte ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, das sich aber selbst helfen will, nicht anders von seinem Irrthume und heimlichen Unglauben heilen und zur Erkenntniß seines großen Elends bringen will, als wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stärke, das ist, seiner Thorheit und Schwachheit überläßt. Alsdann fühlen wir, wie viel Böses noch in uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaf-

ten und Neigungen, die wir am gewissesten und seit vielen Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in uns da sind, und nach der Herrschaft streben. Alsdann fühlen wir bey den Anklagen unsers Gewissens, wie wenig wir seine Unruhen stillen können, und wie nicht unsre Lebensbesserung, sondern das göttliche und unendliche Verdienst unsers Erlösers der Grund unsrer Gnade bey Gott allein, ganz allein seyn, und wie uns Gottes Geist durch den Glauben umbilden, heiligen und getrost machen muß. — Liebster** ich habe viel geschrieben, möchte ich doch etwas Gutes für mich geschrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz sagt mirs, daß Sie glücklicher leben als tausend andre Menschen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich diesen Tag, so schwer er auch seyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht so kleinmüthig seyn lassen. Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, sagte Cramer einstens zu mir, der soll nicht traurig seyn, wenigstens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin ꝛc.

G.

167.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 2. Oct. 1759.

Der 23. September hat, Gott sey gepreiset! nichts weiter bedeutet, als daß er mich nachdrücklicher an meinen Tod erinnerte*). Und wenn er diese Wirkung auf mich gethan, so ist

*) Dieser Brief war die Antwort auf eine Zuschrift seiner Schwester, in welcher die Rede von einem Traume gewesen war, der sie in Absicht auf den geliebten Bruder sehr beunruhigt hatte. Leuchs.

es eine große Wohlthat für mich. Gott sey gelobet, der mir bisher aus so mancher Gefahr und Kümmerniß geholfen hat; er wird ferner mit seiner Gnade mir und uns allen nahe seyn. Unsern Freund wird also sein Vater bald wieder erhalten. Das Examen ist zwar noch nicht vorbey; allein es ist mir auch nicht bange, und ich bin sehr ruhig. Er hat mir versprechen müssen, den Sonntag stets feyerlich und mit Uebung der Religion zu begehen, und ohne die höchste Noth keine Berufsarbeit an demselben zu verrichten, noch sich solche Vergnügungen zu erlauben, die dem Herzen schädlich sind. Gesetzt, Gott rief seinen lieben Vater zu sich, ehe er ihn versorgt hätte, so weis ich doch, er wird sein Fortkommen in der Welt finden, wenn er nur Gott fürchtet und Fleiß anwendet.

— — Ich verreise diese Messe nicht, weil ich mir nicht trauen darf und weil mein Uebel fast stets anhält, oder doch, ehe ichs denke, wieder kommt. Lebt wohl. Ich grüsse Euch alle herzlich.

G.

168.

An dieselbe.

L. d. 21. Dec. 1759.

Herr Buschmann wird Euch sein Glück erzählen. Ich danke Euch für Euren langen Brief und wünsche durch diesen Euch und unserm ganzen Hause Leben, Gesundheit und Zufriedenheit zum neuen Jahre. Gott stärke insonderheit den lieben Herrn Bruder. Ich habe ein Geschenk aus Warschau durch einen mir unbekannten Gönner erhalten, der mir sogar eine beständige Pension ungenannt geben will. Ich kann Euch daher

desto eher ein Vierteljahr von Eurer Pension auf das künftige Jahr bezahlen. Hier sind 2 Thaler, und zugleich 8 Groschen für Arme. Danket Gott, der so gnädig und mehr als gnädig für uns und besonders für mich sorgt. Lebet wohl. Ich grüsse alle herzlich.

G.

---

169. (70.)

An die Frau Gräfinn von **.

1759.

In diesem Augenblicke erinnere ich mich, daß morgen ein sehr feyerlicher Tag für Sie einfällt. Möchte ich doch mit meiner Freude und mit meinem Glückwunsche der erste seyn! Ja, theuerste Gräfinn,

Noch oft wird dieser Tag ein Fest des Dankens seyn,
Noch oft des Grafen Herz erfreun,
Noch oft der Kinder Wunsch erneun,
Noch oft der Enkel Wollust seyn:
Da wirst Du, Gräfinn, noch in langen langen Jahren
Des Lebens größtes Glück erfahren,
Das Glück der Lieb und Zärtlichkeit,
Der Tugend und Zufriedenheit,
Das Glück, mit Kindern edler Gaben,
Die Welt und dich erfreut zu haben,
Das Glück, mit den verliehnen Gaben,
Die Menschen gern beglückt zu haben,
Das Glück der oft vollbrachten Pflicht;
Mehr Glück hat dieses Leben nicht.

G.

---

170. (47.)

An den Grafen Moritz von Brühl.

L. d. 10. Jan. 1760.

Sie haben mir durch meinen Bruder sagen lassen, daß ich Sie nicht vergessen soll; das heißt, wie mir mein Herz sagt, daß ich bald an Sie schreiben soll; und was thue ich lieber, als daß ich an Sie denke, an Sie schreibe, und von Ihnen rede? Aber warum schreibe ich gleichwohl nicht öfter? Liebster Graf, warum? Weil ich itzt fast nichts als Collegium, und nach den Collegiis nichts als Hinfälligkeit bin. Auch ein Brief, der mir sonst Freude war, wird mir itzt nicht selten eine große Arbeit. O wie wenig bin ich der Vorige, und wie alt muß ich seyn, da ich so gern klage! Doch heute will ich nicht klagen, ich will mich freuen, daß ich noch an Sie schreiben, und wieder in einem neuen Jahre Sie aller meiner Liebe und Hochachtung, die Sie vor tausend Andern verdienen und haben, versichern kann. Immerdar müsse es dem Grafen Moritz wohl gehen, und sein Glück und sein Verdienst müsse das Glück vieler Tausende und die Freude aller Rechtschaffenen werden! Ja, theuerster Graf, Gott, den Sie von Jugend auf vor Augen gehabt, wird Sie mit einem reichen Maaße von Weisheit und Tugend, und also auch von Zufriedenheit und Glückseligkeit segnen, und Sie, wie ich sicher hoffe, das höchste und freudigste Alter erreichen und dereinst sterben lassen, wie Sie gelebt haben. Alle gute Menschen, die von Ihnen reden, reden nichts als Rühmliches von Ihnen; beynahe nichts anders, als was ich in meinem Gedichte zu Ihrem vierzehnten Geburtstage, nicht von der Poesie, sondern von Ihrem Charakter begeistert, vorher verkündiget habe. O welche Zufriedenheit wird mir das noch in der Ewigkeit geben, daß ich auf Erden mit zu der Pflicht bestimmt war, die ersten Empfindungen Ihres edlen Herzens zu bemerken und zu bilden!

Möchte doch der Graf Heinrich seinem würdigen Bruder vollkommen ähnlich werden! Er zeigt, so jung er ist, schon viel Anlage dazu.

Eine kleine Entdeckung muß ich Ihnen noch machen. Ich habe vor wenig Wochen die Versicherung aus Warschau erhalten, daß mir ein unbekannter Gönner daselbst eine jährliche Pension von 150 Thalern (denke ich) ausgesetzet hätte, und zugleich wurde mir von Herrn D** die Hälfte ausgezahlet. Ein sonderbares, unerwartetes und unverdientes Glück! Wer ist der Großmüthige, der mir Gutes thun will, ohne mich den Wohlthäter kennen zu lassen? Ich verweise Sie, bester Graf, auf einen Brief an den Herrn von L**, in der Hoffnung, daß Sie mir einiges Licht über mein Glück geben werden, wenn Sie können, und wenn mirs gut ist. Ich umarme Sie und bin bis an mein Ende der Ihrige,

G.

---

171. *)

An Friedrich Nicolai.

L. d. 24. Jan. 1760.

Hochedler,

Hochzuehrender Herr,

Sie verlangen in Ihrem letzten Briefe einige Nachrichten von meinem Leben; und wie gern wollte ich Ihnen solche ertheilen! Aber auf der einen Seite ist mein Leben nicht sehr merkwürdig, und auf der andern Seite, wo es etwas Besonderes hat, da darf ichs Ihnen, lieber Herr Nicolai und der Welt

*) (Aus dem Original, im Besitz des Hrn. Benoni Friedländer zu Berlin.)

nicht selbst zeigen, um nicht wider die Bescheidenheit oder Klugheit zu sündigen. Nach meinem Tode wird man verschiedne kleine Anecdoten finden, die theils nützlich theils dem Publico angenehm seyn können. Itzt muß ich Ihr Verlangen bloß mit einigen historischen Umständen zufrieden stellen; und diese sollen Sie zu Ende des Briefs finden. Uebrigens wünsche ich Ihnen zu dem gefaßten Entschlusse, die Leben der deutschen Poeten, nach Art des Cubbers zu beschreiben, Glück, Geduld und Zeit; denn soviel Sie auch Beruf zum Autor haben, so haben Sie doch noch einen dabey, den Sie nach meinem Wunsche nie aufgeben sollen. Von den Briefen über die neueste Litteratur habe ich gestern das Ende des 4ten und den Anfang des 5ten Theils durch Herr Reichen erhalten; wofür ich Ihnen ergebenst danke, und zugleich für das erste Stück des 2ten Bandes von der Sammlung Verm. Schriften. Ich glaube, daß diese Uebersetzungen allerdings für viele Leser angenehm und lehrreich sind. Könnten Sie nicht dann und wann ein kleines Stück aus einem griechischen Autor mit übersetzen lassen? — Her Weise, wie Sie vielleicht schon wissen werden, ist itzt mit seinem Grafen in Paris und wenig mit seinem Auffenthalte daselbst zufrieden.

So bald ich eine bequeme Gelegenheit finde, will ich ihm des sel. Kleists Leben, das noch bey mir liegt, zuschicken. Endlich bitte ich um Vergebung, daß ich Ihren letzten Brief so lange unbeantwortet gelassen. Ich leide theils in Ansehung meiner Gesundheitsumstände, und theils in Ansehung der allgemeinen Last viel, wenigstens in meinen Freunden, und ich bin daher oft auch zu den angenehmen Pflichten ungeschickt. Leben Sie allezeit wohl. Ich bin beständig mit einer wahren und großen Hochachtung und Freundschaft

Ewr. Hochedeln

ganz ergebenster Diener
C. F. Gellert.

N. S. Lassen Sie in dem beygelegten Leben weg, was Sie wollen, mir kömmt alles klein und eitel vor, was ich von mir selber sagen soll. — Die Jahrzahlen zu den Schriften weis ich selbst nicht so genau. — Die Uebersetzungen habe ich fast alle.

[Beilage.] *)

Christian Fürchtegott Gellert

gebohren 1715 den 4. Julius zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebürge, zwischen Freyberg und Chemnitz gelegen und dem Herrn von Schömberg gehörig. Hier war sein Vater Christian Gellert, länger als funfzig Jahre, Diaconus und nachher Oberpfarrer und starb 1746 in einem Alter von 76 Jahren, nachdem er dreyzehn Kinder von sich gesehen und größten Theils erzogen hatte. Herr Prof. Gellert genoß den ersten Unterricht in der öffentlichen Schule seines Geburtsorts und wurde nachher einige Jahre durch Privatunterweisung geschickt gemacht, daß er in seinem dreyzehnten Jahre die Fürstenschule Meissen beziehn konnte. Hier errichtete er die vertraute Freundschaft mit dem itzigen Herrn Professor Gärtner in Braunschweig und dem Herrn Obersteuersekretair Rabener. Nachdem er in Meissen fünf Jahre die Humaniora erlernt und ein Jahr für sich in dem Hause seines Vaters sich zur Academie vorzubereiten gesucht: so gieng er im Jahre 1734 nach Leipzig und trieb daselbst die Philosophie und Theologie nebst der Litteratur **). Nach vier Jahren rief ihn sein Vater nach Hause zurück. Bald darauf

*) (Die Beilage ist nicht von Gellert geschrieben, aber von ihm selbst durchcorrigirt.)

**) (Durchstrichen: Er hörte daselbst die Philosophie bei Dr. Adolph Friedrich Hofmann, die Theologie bey Dr. Klausingen und Dr. Weisen, und die Historie und Litteratur bey Jöchern, Christen und Kappen.)

bekam er auf dem Lande die Aufsicht über einen jungen Herrn von Lüttichau *), und nachher unterwies er ein Jahr lang zu Hause einen Schwestersohn, welchen er 1741 auf die Academie nach Leipzig begleitete. Er hörte hier zum zweytenmale die Philosophie bey Dr. Hofmann, den er sehr hoch hielt, führte die Aufsicht über die Studien seines Vetters und gab etlichen jungen von Adel einen Privatunterricht im deutschen Style. Um diese Zeit studirte der sel. Johann Elias Schlegel, nachheriger Professor zu Soroe, in Leipzig, mit welchem Herr Gellert, durch gleiche Neigungen und Liebe zu den schönen Wissenschaften vereint, einen genauen und täglichen Umgang gepflogen. Im Jahre 1743 ward er in Leipzig Magister der Philosophie und das Jahr darauf erwarb er sich auf dem philosophischen Catheder durch eine Disputation de Poesi Apologorum eorumque scriptoribus das Recht, Collegia zu lesen. Der berühmte Herr Hofprediger Cramer disputirte damals unter ihm. Von dieser Zeit an las er über die Poesie und Beredsamkeit, schrieb verschiedene seiner Schriften nieder **) und gab darauf 1746 den ersten Theil seiner Fabeln und Erzählungen, 1747 den ersten Theil der Schwedischen Gräfinn, 1748 den zweiten Theil der Fabeln und Erzählungen, und die Trostgründe wider ein sieches Leben (*), ferner 174— die Lustspiele; 1751 die Briefe; 1754 die Lehrge-

*) (Durchstrichen: über ein Paar junge von Adel.)

**) (Hier ist durchstr.: z. E. die Betschwester und den ersten Theil der Schwedischen Gräfinn.)

(*) Der Verfasser derselben ist schon seit zwanzig Jahren mit hypochondrischen Zufällen beschwert, von welchen ihn weder Brunnen noch Bäder haben befreyn wollen, auch drey tödtliche Krankheiten nicht, die ihn seit zwölf Jahren befallen und davon er die letzte, eine Pleuresie, auf dem Lande ohnweit Roßbach eben zur Zeit der Roßbacher Battalie überstanden. (Anmerkung von Gellerts eigner Hand.)

dichte; 1756 die Sammlung vermischter Schriften und 1757 die geistlichen Lieder heraus. Verschiedene dieser Schriften sind in das Französische, Englische, Holländische, Dänische und Pohlnische, prosaisch und poetisch, aber nicht alle mit gleichem Glücke übersetzet. Herr Gellert erhielt das Amt eines Professoris Philosophiae extraordinarii 1751 und trat es mit einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften in das Herz und die Sitten, an, die in der Sammlung vermischter Schriften, übersetzt von Herr Mag. Heyern zu finden ist, und lud zu dieser Rede durch ein Programma de Comoedia commovente, ein, das Hr. M. Lessing in seiner Theatralischen Bibliothek übersetzt hat.

Er hat noch zween ältere Brüder, mit denen er zugleich in Meissen und Leipzig studieret hat; der erste ist Oberpostcommissar in Leipzig und der andere Bergcommissionrath in Freyberg und Mitglied der Academie zu Petersburg.*) — Seine Mutter, eine gebohrne Schützinn, die Herr Prof. Gellert außerordentlich geliebt hat, ist 1759 in Haynichen in einem fast achtzigjährigen Alter verstorben. Sie hat sich an diesem Orte durch ihren frommen und sanften Character und durch ihren sehr erbaulichen Wandel unsterblich gemacht.

*) (Durchstrichen: bey der er zehen Jahre Professor Adjunctus gewesen)

172.*)

Rabener an Gellert.

Wölkau, d. 25. Jan. 1760.

Ich habe vergessen, Ihnen, liebster Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Desto mehr Ehre für Sie, mein Herr College, werden Sie sprechen — Aber sprechen Sie das im Ernste? Unmöglich! Ein verpfuschter Nachdruck, wie dieser seyn soll, muß mich eher demüthig als stolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu sehr, als daß ich mich über den prächtigsten Nachdruck freuen sollte: Denn, ob ich gleich ein Steuersekretär bin, so habe ich doch, Gott verzeih mirs, so viel Menschenliebe, daß ich mich über den Verlust meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmste aber ist dieses, daß der schelmische Corsar in der Schweiz durch die Schafhauser Zeitung hat bekannt machen lassen: er gäbe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns gesprochen; ich bin darüber sehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücken sie könnten vermehrt seyn? Durch einige, aus den Belustigungen, die ich, als unächte und ungerathene Kinder, vorlängst verstoßen habe? das will ich nicht wünschen. Und doch wünsche ich das noch eher, als wenn diese angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geschehen sollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an B[odmer?] und andere Schweizer geschrieben habe. Und wäre das, wie ich es beynahe befürchten muß, was soll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in diesen Briefen sein mögen, die ich würde gemäßiget haben, wenn ich mir hätte vorstellen können, daß jemand meine Correspondenz auf diese Art mißbrauchen

*) (Rabeners Briefe, herausgeg. von Weiße S. 264 ff.)

würde: Aber doch getraue ich mir alles zu verantworten, was darinne ſteht. Soll ich an das Publicum appelliren und proteſtiren? ſoll ich die Briefe, ſo viel ich deren etwan noch in Händen habe, ſelbſt bekannt machen, ohne zu erwarten, daß ſie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verſtümmelt mittheilt? oder ſoll ich das alles erwarten, nnd mich alsdann erſt bey der Welt entſchuldigen, oder durch einen Freund mich entſchuldigen laſſen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es ſo weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath. Ich bin ganz unſchlüßig dabey, ſo unſchlüßig, daß ich noch nicht einmal recht weis, ob ich bey der Schelmerey dieſes Buben mich ärgern, oder gleichgültig ſeyn ſoll. Läßt er ſie drucken, ſo erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche deſto unpartheyiſcher ſeyn müſſen, da ſie niemals in der Abſicht geſchrieben waren, der Welt ſolche bekannt zu machen. Und ſind auch etwan hier und da lächerliche Züge von andern Perſonen darinnen, ſo iſt das nicht eine Beleidigung von mir, ſondern von dem, der ſie wider meinen Willen hat drucken laſſen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch itzo noch ſo philoſophiſch dabey anſtellen; wer weis, ob ich nicht durch dieſe philoſophiſche Gelaſſenheit mich ſelbſt zu betrügen ſuche. Ihren Rath, beſter Freund, erwarte ich mit Ungeduld; und er wird deſto gründlicher ſeyn, da Sie gewiſſermaßen Selbſt in den Umſtänden ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden ſollte; meine Briefe aber — o, das war gar zu beſcheiden, Schande ſollen mir dieſe Briefe auch nicht machen; ich will doch ſehn, wer das Herz hat, mir ſo etwas nachzuſagen? Aber darinne iſt ein großer Unterſchied: in dreyen von meinen Briefen wird etwan von Einer Perſon ein wenig Gutes geſprochen; und Sie haben in

Einem Briefe von dreyen Personen auf einmal so viel Gutes gesagt; und sind auch einige scherzhafte Züge mit darinnen, so sind diese für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußischer Husar, wie sie ihn geschildert haben, wird sich dabey immer noch sehr geschmeichelt finden, anstatt, daß er sich hätte müssen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten eine süße lispelnde Sprache, eine Beutelperücke, glaßirte Handschuhe, und weiße seidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weis nicht, warum ich mich bey Ihrem Briefe *) aufhalte, da ich selbst so viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Worte, ich bitte mir Ihren freundschaftlichen Rath aus, und dafür schwöre ich Ihnen bey der wildesten von meinen Satiren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu seyn. Leben Sie wohl, mein lieber Creuzbruder!

Rabener.

173.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 25. Febr. 1760.

Mein Kopf, o, der ist immer noch mein Feind. Ich dulde viel daran, das weis Gott; aber der weis auch zu helfen, daran soll uns gnügen. Von den Liedern will ich binnen acht Tagen noch drey Exemplare in kleinem Formate schicken, eins für den Herrn Pastor Lechla, eins für den Herrn Bruder, und eins nach Reichenhayn. Gott gebe, daß diese Arbeit diejenige werde, auf die ich mit dem meisten Vergnügen zurück sehen mag. Ich wollte dem Publico zum Besten anfangs von dem Verleger gar nichts nehmen; allein da meine Pension jetzt wegfällt, da mir die Meinigen näher sind, als das Publicum, so habe ich

*) (Vermuthlich der unter No. 155. abgedruckte Brief.)

125 Thaler gefordert und 150 erhalten. So viel. Lebt wohl und betet um Frieden — —

G.

174.*)

L. d. 22. März 1760.

Lieber Vetter,

Ich danke ihm sehr für den guten Brief, den er mir geschrieben hat, und erfreue mich zugleich über die Nachricht von seiner leiblichen Gesundheit, seinem Fleiße und der hinlänglichen Arbeit seines Berufs. Fahre er fort, mein lieber Sohn, und er wird ein Beweis seyn, daß Gebet und Arbeit Niemanden verläßt. Es ist schon ein großes Glück für ihn, daß ihm Gott seine Mutter so lange erhält, und daß er diese Wohlthat durch so viel Liebe und Gehorsam zu verdienen sucht. Kann ich ihn in seiner Handthierung durch einen Vorschuß an Gelde oder Büchern unterstützen: so melde er mirs, ich wills gern thun. So viel, mein lieber Vetter. Lebe er wohl; und wer nach Gottes Willen lebt, der lebt allezeit, auch im Unglücke, noch wohl. Ich grüsse seine liebe Mutter und bin zeitlebens sein ergebenster Vetter

G.

*) (An den Sohn von Gellerts Schwester, Friedrich Biehle, der 1808 in Haynichen als Buchbindermeister starb. — Gellerts Familienbriefe.)

---

175. (72.)

[L. d. 3. Apr.] 1760.

Liebster Häseler, *)

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feyerlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großbosens Garten gieng, kam mir vor demselben ein Briefträger mit dem Briefe an den seligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrack, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich gieng zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmt, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seinen Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häseler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten

*) (Vgl. No. 179.)

des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich, zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage besseres thun können, als an meinen sterbenden Häseler schreiben? Aber ich bin sehr bewegt, ich weis nicht, was ich Ihnen sagen soll; ich möchte Sie wohl in dieser Welt noch sehen!- In der seligen sehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Diese sey mit Ihnen und mir! Also leben Sie wohl, und also sterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, christlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

G.

176. (64.)

An Herrn von Bose.

Störmthal, d. 10. Apr. 1760.

Ich halte es allerdings für eine besondre Vorsehung, daß Ihnen ein Antrag, wie der C*** ist, und noch dazu in dem Augenblicke geschieht, da Sie Leipzig verlassen müssen, und eine nähere Bestimmung Ihres Schicksals erwarten. Gehen Sie nach C**, das verlange ich von Ihnen als Ihr Freund und ehemaliger Führer; ich hoffe sicher, Sie gehen Ihrem Glücke entgegen. Aber wollen Sie erst die Antwort von P** erwarten? Ich dächte nicht, sondern ich erwartete sie in dem Hause des Herrn von B***, nicht als Regierungsrath, sondern als ein Fremder, der sich bey Hofe bekannt machen will. Was ist das für ein Herr von B**? Kenne ich ihn? Es muß ein wackrer, ein vortrefflicher Mann seyn, wie ich aus seinem ganzen Briefe sehe, der mit so vieler Einsicht, Freundschaft und Geschmack geschrieben ist. Empfehlen Sie mich seiner Gewogenheit nachdrücklichst. — Lieber Bose, gehn Sie getrost. Gott, den Sie fürchten, wird Sie allezeit wohl führen, gesetzt, daß auch dieser Weg der nicht wäre, den Sie zu Ihrem künftigen Glücke gehen sollen. Er gefällt mir unendlich besser, als der Weg der Reise in fremde Länder. Sie können nützen, ohne zu reisen, und haben Lebensart, ohne sie in fremden Ländern zu suchen. — — — Leben Sie wohl, und bleiben Sie stets der, der Sie zeither gewesen sind, so werden Sie in allen Umständen des Lebens glücklich seyn, wenn Sie auch das Glück der großen Welt nicht machen. Ich umarme Sie, segne Sie im Herzen, und bin ewig Ihr Freund.

G.

177. (191.)

[An den Commissionsrath Wagner.]

Störmthal, d. 13. April 1760.

Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das ist viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmöglich geworden ist. — — — Ich für meine Person kann alle Stunden fort; denn das Land hat so wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weis nicht, welcher traurige Geist sich meiner bemächtiget hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der ist gespannt, gebunden, und alle Gedanken liegen an Fesseln, nur die beschwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts, wie gar nichts ist der Mensch! Aber vielleicht soll ich dieß besser lernen, weil ichs noch nicht genug weis oder wissen will. — Die Frau von Z[edtwitz] erwartet mich, und heimlich bedaure ich sie, daß sie mich erwartet. Gleichwohl ist es Pflicht, daß ich eine Dame besuche, die so viel Vertrauen und Freundschaft für mich hat, daß sie sich von meinem Besuche viel Vortheil verspricht. Vermuthlich werde ich also künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwo Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber so viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig seufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unsre Schuld nicht wäre: so ist doch der Mangel der Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld. Wen beschäme ich also, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und also hätte ich weiser gehandelt, wenn ich von mir selbst geschwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redte, so dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

G.

178.*)

L. d. 2. Mai 1760.

Hochwohlgebohrner,

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie erweisen meinen Fabeln durch Ihre Uebersetzung viel Ehre, und geben zugleich einen Beweis, wie glücklich der Officier ist, der außer seiner Hauptwissenschaft sich mit den schönen Wissenschaften zu unterhalten gelernt hat. Möchten doch viele von Ihrem Stande das Vergnügen des Lesens und des Studirens in den Winterquartieren kennen, und dadurch ihr Herz auf diejenige Zeit stärken, wo sie vor den Waffen nicht mehr lesen können. Von der Uebersetzung selbst, kann ich, Hochzuehrender Herr Hauptmann, als ein Teutscher, nicht zuverlässig urtheilen. Allein nach meiner Empfindung sind die überschickten Fabeln größtentheils schön, und weit richtiger, als die Strasburger Uebersetzung. Der Herr von Riveri in Paris hat auch viele von meinen Fabeln übersetzet; und ich weis nicht, ob Ihnen dieses Werk bekannt seyn wird. Es führet den Titel: Fables et Contes. Paris, 1754. in 12mo. Uebrigens danke ich Ihnen außerordentlich für die Mittheilung Ihrer Poesien, versichere Sie meiner Hochachtung auf die vollkommenste Art, und wünsche Ihnen von Herzen in dem bevorstehenden Feldzuge Gesundheit, und in allen Gefah-

*) Aus: Freundschaftliche Briefe von Gellert. Leipzig, 1770. Die in dieser Sammlung enthaltenen, an einen preußischen Hauptmann, nachher Major, v. G. (nach C. H. Schmid, Nekrolog. 1785. Bd. 2, S. 530 Hrn. v. Gradosky) gerichteten eilf Briefe bilden auch, mit dem oben unter No. 46. abgedruckten, den Inhalt der Sammlung, die unter dem Titel: Siebenter bis Achtzehnter Brief von Gellert. Berlin, 1770 erschien.)

ren den Schutz Gottes. Ich verharre Zeit Lebens mit aller Ergebenheit und Freundschaft

Ew. Hochwohlgebohren

gehorsamster

C. F. Gellert.

---

179. (48.)

An den Grafen Moritz v. Brühl.

L. d. 2. Mai 1760.

Ich weis Ihnen außer meiner Liebe und unserm Unglücke wenig zu erzählen. Das letzte ist weltkundig, und die erste ist Ihnen schon seit Ihrem vierzehnten Jahre bekannt. Indessen gehört es zu meiner Ruhe, daß ich Ihnen in jedem Briefe sage, wie sehr ich Sie liebe und verehre. Ich fange also auch den heutigen in dieser Sprache des Herzens an, mein liebster Graf. Denn das sind Sie; Sie sind einer meiner liebsten Freunde, und Sie werden es mir bis an mein Ende bleiben. — — — — Der Herr von Täubern hat Youngs Brief über die Originalwerke übersetzt. Dieser Brief ist zu schön, als daß ich Ihnen solchen nicht mitschicken sollte. Wie ist es möglich, daß ein Greis von achtzig Jahren noch so lebhaft und doch so richtig denken kann? Lesen Sie nur, liebster Graf. Ein Period von Young hat mehr Leben, als mein ganzer Brief nicht haben wird. Wie sehr wird Sie die christliche Anecdote vom Addison erfreuen! Ich habe sie wohl zwanzigmal gelesen; sie ist ganz Original, Originalgröße. — Von Cronegks Schriften ist der erste Theil fertig. Ich habe ihn noch nicht gesehen, allein wenn ich ihn fortbringen kann, so erhalten Sie ihn mit diesem Briefe. — Das

der Herr von Riveri an den Blattern gestorben ist, werden Sie wohl aus des Freron Année Litteraire gesehen haben. Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn ich den Verlust eines Mannes, der mir so viel Achtung bewiesen, nicht bedauren sollte.

So habe ich auch vor wenig Tagen einen lieben Freund an dem jungen Herrn von Häseler verloren, der in der Osterwoche in Halle an einer Auszehrung gestorben ist. Er hat mir noch auf seinem Sterbebette einen Brief geschrieben, der mehr Ruhm für ihn ist, als ein ganzes Buch. Sein Herz war vortrefflich, und seine Geschicklichkeit groß. Er ist lange mein Zuhörer gewesen, und sein Brief schließt sich mit der Stelle:

Da will ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies.

Welche Belohnung ist so ein Dank, mein liebster Graf! — Cramers Aufseher, Sie haben Recht, ist wirklich sehr ernsthaft; allein er soll es auch nach seiner Absicht und den gewählten Materien seyn. — — — — — — — — — — Leben Sie wohl, liebster Graf.

G.

---

180. (74.)

Bonau, d. 12. Mai 1760.

Theuerste Freundinn,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May gieng ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich

von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weißes, schwarzes, und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillion versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H** gehörte, anzustellen. Der Postillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren — Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weissenfels, Naumburg und Zeitz — Es kann doch nicht bey allen drey

Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor: da ließ man mir sagen, Sie wären in ** bey **. Sie reisen ja recht herum — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Professor, fieng eine von den Fräulein an, Sie stehen ja mit Damen in Briefwechsel? — Ich? mit Damen? — Ja, sehen Sie — ein allerliebster Brief — Ich mochte gern nicht sehen noch wissen, was sie für einen Brief meynte, oder wie sie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Es geschah auch. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhusaren und Freybeutern. Ich bat den Postmeister innständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, beseufzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also, und nun traten sechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, fieng der erste an. Dieß hier ist der Rittmeister K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S***. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General, komme ich Ihnen etwan verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau seyn? Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden können? Eben so, Herr Professor, wie mirs

bekannt ist, daß Sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister K** ist. — Nunmehr trat der Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe, und mich gern läse. — Herr Professor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen. — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier residiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein so mürrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfreundlichen Professor wundern mochten; denn sie sahen mich immer einer um den andern aufmerksam an. Zu meinem Glücke blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fieng ich an, der Postillion ruft mich; und sogleich stund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundinn; der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehöret habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen, und sagte zum Postillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trankgeld. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Ja wohl. — Nun so fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu, Postillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Ver-

posten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. May zwey Husaren von demselben Corps gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verscheucht worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sie sah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehn und schrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister K**, und bat, daß er keine solchen tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zeither beynahe seit vier Wochen gewesen. Dieß habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. — Itzt will ich also spatzieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen. — Leben Sie wohl.

G.

---

181. (75.)

An dieselbe.

Bonau, d. 20. Mai 1760.

Ich liege noch immer zur Bedeckung in Bonau, und in der That ist zwischen mir und einem Husaren itzt eben kein großer Unterschied. Erst hatte ich meinen Quartierstand in Störm-

thal], alsdann in [Leipzig], und nun stehe ich in Bonau; und alles, wessen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, ist, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Kosten meiner Wirthe, und bringe sie über dieses um die Zeit, ja ich bin in einer gewissen Betrachtung noch schlechter, als ein Husar; denn anstatt daß dieser Tag und Nacht in Bewegung seyn muß, so bin ich Tag und Nacht im Müßiggange. Bey dieser Lebensart kann unmöglich viel Segen seyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten, und überall fühle. Ich sehe die Baumblüthe vor mir, und sie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen, und bleibe immer kaltsinnig. Ich gehe nach Meineweh in das Fasanenholz, und es ist, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber, werden Sie sagen, wenn sie alles das fühlen und einsehen, warum gehen sie nicht zurück nach Leipzig, wo sie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe? — — Die Frau von Z[edtwitz] will mich nicht fortlassen. Sie spricht, ich würde vor den Feyertagen nichts in Leipzig thun; und ich, ich will dennoch fort, so sehr die gute Dame das Gegentheil will. Welcher Wille wird gelten? Heute ist Dienstag; nun muß sichs bald ausweisen. Leben Sie wohl.

G.

N. S. Hier schicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeisters von K°°. So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt.

182. (87.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 10. Juni 1760.

Liebster Herr von R**,

Sie machen mir wegen meines Charakters einen großen Lobspruch in Ihrem Briefe, und wie glücklich würde ich seyn, wenn mir mein Herz sagte, daß ich das wäre, was ich nach Ihrer Meynung bin! Allein mein Herz sagt oft nein. Indessen ist es mein Wunsch, der Mann zu seyn, der ich seyn soll, ja es ist auch mein Bestreben. Dieses ist es alles, was ich mir mit Wahrheit nachsagen kann; und wenn ich endlich besser wäre, als ich nicht glaube, wem hätte ich mein Gutes zu verdanken? Gewiß nicht mir. So aufrichtig also auch Ihr Lobspruch ist, mein lieber Herr von R**, so hat er mich doch weit mehr gedemüthiget, als erfreut; aber dennoch muß ich Ihnen dafür danken, und ich thue es mit dem freundschaftlichsten Herzen. Zugleich versichre ich Sie, daß ich Sie, nachdem ich Sie persönlich habe kennen lernen, noch weit mehr liebe, als vorher durch alle günstige Beschreibungen, die mir der Herr von B** von Ihnen gemacht; denn ich kenne Sie nunmehr selbst als einen Freund der Wissenschaften und Verehrer der Religion und als den angenehmsten Gesellschafter. Gott lasse Sie lange zum Besten Ihrer Freunde, und zum Glücke Ihrer Unterthanen, und zum Troste Ihrer Gemahlinn leben, und tausendfaches Gutes stiften! Ein solches Leben ist eigentlich ein wahres Leben.

Mein Aufenthalt in Bonau, der drey Wochen gedauert hat, ist für mich zwar nicht der ruhigste gewesen, aber ich würde undankbar seyn, wenn ich die frohen Stunden vergessen wollte, die ich auch an diesem Orte genossen. Kaum war ich wieder in Leipzig, so überfielen mich die Beschwerungen, die ich gemeinig-

lich im Frühlinge dulden muß, auf das heftigste, und die Woche vom 1. bis zum 7ten Junius ist eine der schrecklichsten meines Lebens gewesen. Aber ich hoffe zu Gott, das Meiste überstanden zu haben, und preise seine Güte, daß es überstanden ist. Er gebe mir nur Vertrauen und wahre Geduld in den bösen Tagen. — Leben Sie wohl, liebster Freund.

G.

183.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 12. Juni 1760.

Liebe Schwester,

Ich habe mein jährliches Uebel schon seit Ostern gefühlt; aber unterbrochen. Doch seit dem ersten Junius bis zum siebenten ist es so außerordentlich heftig geworden, daß ich zittere, wenn ich daran gedenke. O wie viel läßt mich Gott erfahren; aber seine Wege sind doch gerecht und gütig! Er will mich Geduld und Vertrauen zu ihm lehren; denn Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheissung empfahet. Seit dem 8ten Junius habe ich einige Erleichterung. Ich kann wieder schlafen und die Tage sind weit schlimmer für mich, als die Nacht.

In eben diesen traurigen Tagen, da ich um Gesundheit des Leibes und des Geistes bete, läßt mich Gott andere Beweise seiner Fürsorge sehen. Mittwochs den 4. Jun. erhielt ich hundert Thaler mit der Preußischen Post, über Magdeburg ohne Namen und Ort. In dem Couverte war nichts als ein Französisches sehr verbindliches Compliment enthalten. Ich hatte leider wenig Freude darüber, ja das Geschenke betrübte mich vielmehr. Aber

warum erkenne ichs nicht mit Dank? Das ist traurig, so unfühlbar zu werden.

— — Der gute alte Herr Bruder mag wohl seinem Ende sehr nahe seyn; doch sind wirs nicht alle täglich? Gott stärke ihn in seiner Schwachheit und thue auch in seinem Tode wohl an ihm nach seiner Gnade. Auch wünsche ich den beiden Verlobten allen Seegen von Gott. Wäre die Hochzeit in der Nähe, so würde ich gern dabey zugegen seyn; aber acht Meilen, die schweren Reisekosten und mein jetziger Zustand — Nein, ich komme nicht. . . . . .

Grüßet alle herzlich, und lebt wohl.

G.

---

184. (71.)

[L. d. 11. Juni] 1760.

Theuerste Freundinn,

Was soll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen erhielt ich mit der Preußischen Post hundert Thaler: und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler: unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, daß ich zittre; und ich erschrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch Dankbarkeit genug bey meinem Geschenke empfinde. Wer will mich wider mein Wünschen reich machen? Und wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient, durch unbekannte Hände empfangen läßt? Ich seufze um Gesundheit und Geduld, um Lust und Kraft zur Arbeit; und ich bekomme einmal über das andre Geld. Ich gäbe gern alles, was ich habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wieder und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen

Werth für das Herz des Menschen hat; und daß Gelassenheit und Geduld unendlich größre Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach, theuerste Freundinn, die erhaltnen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andre gutthätig zu seyn suchen, wie es andre gegen mich sind, ohne Geräusche und stets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel Geld erhalte. Ich schicke Ihnen das Billet mit, das bey dem Geschenke lag; vielleicht lesen Sie es lieber, als diesen meinen Brief.

G.

185.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 7. Juli 1760.

Der Montag und Donnerstag voriger Woche sind wieder zwey schwere, ach schwere Tage für mich gewesen; aber genug, sie sind durch Gott überstanden. Mein Geburtstag war kraftlos aber doch erträglich. Ich bin mit Büchern und Silberwerke beschenket worden, und nichts rühret mich. — Und die Friederichsche Hochzeit, diese wird, wie ich hoffe, glücklich vollzogen seyn. Aber der Abschied wird Mutchen freylich sauer werden. Getrost: Gott wohnet überall. Ich grüsse die beiden Verheiratheten herzlich, und wünsche ihnen Glück auf ihr ganzes Leben. Auch den Herrn Bruder grüsse ich mit tausend guten Wünschen; und so grüsse ich alle. Lebt wohl.

G.

186.

An dieselbe.

L. d. 21. Juli 1760.

Obgleich mein Uebel noch gegenwärtig ist, so habe ich doch seit dem 4. Juli keinen heftigen Anfall gehabt; eine Wohlthat, dafür ich Gott stündlich danken sollte. Auf den Donnerstag gehe ich nach Störmthal, um nach dem Willen des Arztes den Brunnen daselbst zu trinken. Ich bitte Gott nicht um Gesundheit, sondern nur, wenn es möglich ist, um Befreyung von dem Uebel, das mich zeither geängstiget hat. Hiob wünscht einmal: o daß ich wäre, wie in den vorigen Monaten! Mehr wünsche ich auch nicht. Gefällt es Gott nicht, meine Bitte zu erfüllen, so ist es Erhörung genug, wenn er mir Geduld, Muth und Vertrauen verleiht, und mit diesen eine gelassene Ergebung in alle seine Wege. Drey Wochen werde ich wohl auf dem Lande zubringen; es müßte denn seyn, daß der Brunnen mir durchaus nachtheilig wäre. Vielleicht schreibe ich Euch binnen dieser Zeit einmal. Lebt wohl, liebste Schwester, grüsset unser ganzes Haus und den Herrn Pastor Lechla.

G.

---

187. *)

Rabener an Gellert.

Dresden, d. 9. Aug. 1760.

Liebster Gellert,

Aus meinem Briefe an den Herrn Comissionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige

*) (Rabeners Briefe herausg. v. Weiße. S. 268 ff.)

Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabey wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Authorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverläßig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14ten Juli mit Anbruche des Tages, fieng sich die Canonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen,) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand, und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D[resden]. Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Creuzgasse und Kirche; um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bom-

den hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert, und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt, endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehn, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allen diesen gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen giengen zum Thore hinaus, auf das offene Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittewochs auf der Erde. Ich ritte endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dres-

den, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn keiner von meinen Freunden und Bekannten, ist verbrannt, oder erschossen worden, ich bin gesund blieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weis, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihm diesen Brief lesen zu lassen, so wie dem ehrlichen Dyck, welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich

wild macht, so schreibe ich wider seine eigene kleine Person einen Band Satiren in Duodez, zwey Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird.

An das Haus St** bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Cammerherrinn gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drey tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer und Wassersnoth

Ihr

redlichster Rabener.

N. S.

In der Residenz sind 226 Häuser abgebrannt, 37 sehr beschädigt. In Neustadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt. 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, so gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in der Residenz angerichtet,

und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von daſigem Thurme auf die Belagerer wäre geſchoſſen worden, der ſpottet noch unſers Elends auf eine grauſame Art.

---

188. (192.)

[An den Commiſſionsrath Wagner.]

Störmthal am 4. Sept. 1760.

Weil ſich meine Zurückkunft verzieht, ſo ſeyn Sie ſo gütig und übergeben Sie unterdeſſen an G[öbicke] die halbjährige Penſion, die ich ausgezahlet bekommen ſoll. Ich ſchäme mich, daß ich ſo viel Glück vor tauſend Andern habe, die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber **, ich habe in dieſem traurigen halben Jahre kein Collegium endigen und alſo nichts verdienen können; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als wenn ich ſechs Collegia geleſen und noch ſo viel gearbeitet hätte. Eben dieſe Anmerkung muß ich auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau krank lag. Eine Dame aus Liefland ſchickte mir zweyhundert Thaler mit einer Art, als ob ich ſie ihr abverdienet hätte. Kurz, je unvermögender meine Seele zur Arbeit und zum Bücherſchreiben geworden, deſto reichlicher ſind auch meine Einkünfte geworden. Habe ich nicht noch im vorigen Jahre eine Penſion erhalten, ohne zu wiſſen, wer mir ſie giebt? Dieſe Spuren der göttlichen Fürſorge, die mein Herz erfreuen und ſtärken ſollten, erwecken ſo wenig Zufriedenheit und Dankbarkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieſes Glück zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weis nicht, wie ſie nebſt tauſend andern

Uebeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittre Weise besser kennen lernen; und wenn dieß geschieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — — —.

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weis ich selbst nicht. Das Vergnügen des Landlebens ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. — — — —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

---

189. (193.)

An denselben.

Störmthal, im September, 1760.

Der Brief, durch den Sie sich um meine Ruhe verdient gemacht haben, ist nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich, die groß ist, sondern Ihres Herzens voll christlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Lesen, klaget über seinen Gemüthszustand, und du siehst in seinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach seiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbsterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelassen zu machen; o wie sehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo diese Neigungen sind, da ist gewiß der Geist Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieses

lesen, für das, was Sie durch seine Gnade haben, und seyn Sie versichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überschwenglich thut über alles, was wir bitten oder verstehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, so sehr ich kann. Ich glaube, daß sie wahr sind, weil es mir einige Mühe kostet, sie ganz für wahr zu halten, und weil sie aus dem Herzen des aufrichtigsten und eifrigsten Freundes kommen, der nichts sucht, als mein wahres Glück. Gott belohne Sie für diesen Dienst. — Er thue, was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein Geschöpf. Was ich leide, ist unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten, sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er begehret mein, so will ich ihm aushelfen, er rufet mich an, so will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns selig, nach seiner Barmherzigkeit, nicht um unsrer Werke willen; Gottes Gabe ist es, auf daß sich nicht jemand rühme. — Liebster Freund, ich wiederhole meine Dankſagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald besuchen. Beten Sie ferner für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade gnügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen. — — — Gott sey mit Ihnen.

G.

190.

Gellert an seine Schwester.

Störmthal, d. 30. Sept. 1760.

Ich habe geglaubt, Gödicke würde Euch Nachricht von meinen Umständen gegeben haben, außerdem hätte ich nicht so lange geschwiegen. In der That sind sie für mich sehr traurig, und der Gebrauch des Brunnens scheint sie gar nicht verbessert zu haben. Doch woher weis ich dieses? Könnte mein Zustand, ohne den Brunnen und Aufenthalt auf dem Lande nicht noch viel schlimmer seyn, und habe ich denn ein Recht, von Gott die völlige Befreyung von meinem Uebel zu fordern? Ist es nicht Wohlthat genug, wenn uns die Erduldung des Uebels nicht unerträglich wird, wenn wir uns in Gelassenheit fassen, und uns dem Willen Gottes ohne Ausnahme unterwerfen lernen? Ja, die Wege Gottes, so schwer sie uns zu seyn scheinen, sind allezeit gut, und seine Hülfe ist uns nahe; dieses sollen wir glauben, das Unsrige nach unsern Kräften thun, und fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal, und anhalten am Gebet. Wahr ist es, daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viel gelitten habe, als seit dem Monat Junius dieses Jahres. Allein genug, Gott hat es nicht gar mit mir ausseyn lassen, und er wird mir ferner gnädig beystehen, wenn ich mein Vertrauen auf seine Hülfe nicht wegwerfe. Jetzt stehe ich im Begriffe wieder nach Leipzig zu gehen, so wenig ich mich auch dahin sehne. Dieser Brief wird mir herzlich sauer. Ich will ihn schließen und aufs Feld gehen, ob ich mich da erholen kann. Des Bruders Wagen steht in Wittenberg bey Prof. Behrmann. Ich habe an ihn geschrieben und ihn gebeten, er sollte ihn nach Welkau, auf des Grafen Vitzthum Guth bringen lassen. Ich weis nicht,

ob es jetzt wird geschehen können. Gott stärke den Herrn Bruder und lasse es Euch allen wohl gehen!

G.

191.

Caroline Lucius an Gellert.*)

Dresden, d. 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben, oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein, eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn, das hat man mir gesagt; und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht, das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich, Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich

*) (Christiane Caroline Lucius, Tochter des Geh. Cabinetsregistrator Carl Friedr. Lucius ward geboren zu Dresden d. 7. Dec. 1739; verheirathete sich im J. 1774 mit Gottlieb Schlegel, Pastor in Burgwerben bey Weißenfels, kehrte nach dessen im J. 1813 erfolgten Tode 1814 nach Dresden zurück und starb daselbst d. 21. Aug. 1833. Vergl. d. Einleitung zu: Briefwechsel Gellerts mit Dem. Lucius, herausg. v. F. A. Ebert. Lpzg. 1823. Aus dieser Sammlung sind die hier aufgenommenen Briefe abgedruckt.)

gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwa verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es gilt Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?" — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute zwar nicht sonderlich viel in der Welt; aber daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl ein großer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Ueberdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich dießfalls auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch keine Parteilichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie ich eifrig nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um es mir recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weis ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach martere ich und meine Schwester (im Vorbeygehen, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahre alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast todt mit unsern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken,

Mützen, Trodelweſten, Schlafpelze u. ſ. w. ausſehen; und das ſtelle ich mir alles ſo lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie geſehen zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beſchreiben, ſo gut kenne ichs. Herr Göbicke — ja! ſo heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bei meinem lieben Gellert ſeyn. Aber er muß auch (zum wenigſten hat man mirs geſagt), wenn Sie krank ſeyn und nicht ſchlafen können, des Nachts bey Ihnen aufſitzen, und wenn er einſchläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum ſchläft er auch, wenn er wachen ſoll! — Sie ſpeiſen bey Ihrem Bruder, dem Fechtmeiſter. Warum iſt doch Ihr Bruder ein Fechtmeiſter geworden? Ich bin ihm nur Ihrentwegen und um des Namens gut. Er ſoll ein poltrichter Mann ſeyn. — Ich ſoll ein geſchwätziges Mädchen ſeyn, werden Sie ſagen. Ja das bin ich auch, aber nur im Schreiben; ſonſt rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich ſatt ſchreiben, — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu ſchreiben, — ſo muß ich Ihnen nur noch die Abſicht entdecken, die ich bey dieſem ganzen Geſchmadere habe. Sehen Sie alſo nur. Ich kenne Sie ſo ſehr gut und genau, wie ich ſchon geſagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, den einzigen Weg zu ergreifen, den ich vor mir ſehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch Ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochſchätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe; ſo denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig ſeyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußerſten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie ſolche darinnen wollten beſtehen laſſen, daß Sie mir ein Geſchenk von einem

Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glaubten, daß es sich am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so eitel machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
Christiane Caroline Lucius.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenns geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

192.

An Caroline Lucius.

L. d. 22. Oct. 1760.

Mademoiselle!

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft in einer so aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen sollen, und sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht

gleich den ersten Tag für dieses unerwartete Geschenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiselle, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieser Danksagung zufrieden! Vor zehen Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber itzt, scherzhafte Babet, kostet mich ein trockner Brief schon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede; ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eins von meinen Werken haben; aber wozu? Sie haben sie ja alle gelesen, und es ist eitel, wenn der Autor sich selbst zum Lesen verschenkt. Nein, gute Mademoiselle, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern möchte geschrieben haben, wenn ich so viel Fähigkeit besäße, als die Frau von Beaumont. Das Magazin dieser vortrefflichen Frau ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weis es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentin nicht erst lesen und ihrer kleinen lieben Schwester (Fräulein Aufrichtig) vorlesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden, und eben so glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer; und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre

letzte Frage, Mademoiselle, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlebens verharre

Ihr verbundenster Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

193.

Caroline Lucius an Gellert.

Dresden, d. 28. Oct. 1760.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch sogar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher war ich voller Zweifel und Sorgen, und nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Sie haben mir, und zwar bin ich selbst Schuld daran, das ist eben das Schlimmste, durch Ihre ungemeine Gefälligkeit gegen mich, eine solche Last von Verbindlichkeit aufgelegt, daß ich gar nicht weis, was ich damit anfangen soll. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen? Ihr Geschenk, hochzuehrender Herr, ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kömmt, und weil Sie es für mich gewählet haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünsche, und weit mehr, alle meine Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine be-

ſcheidene Meinung von mir ſelbſt auf eine ſolche Probe zu ſtellen? Gewiß, mir iſt noch kein Lobſpruch beigelegt worden, der mich ſo ſtark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine ſo feurige Entſchließung bey mir nach ſich gezogen, beſſer zu werden und mich derſelben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorſatz das Wohlwollen rechtfertigen, deſſen mich zu würdigen, einer von den beſten Männern in der Welt ſich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut geweſen ſeyn, weil Sie ſo ſehr gütig ſind: und dieſe liebenswürdige und mir ſo nothwendige Eigenſchaft an Ihnen kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen; ſonſt würde ich vielleicht Urſache haben, ſehr übel mit demſelben zufrieden zu ſeyn. Ja, hochzuverehrender Herr Profeſſor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geſchickt haben, noch nicht geleſen; ich bin aber auf die glücklichſte Art dafür eingenommen, indem ich überzeugt bin, daß nichts iſt, das den Werth deſſelben, wenigſtens in meinen Augen, erhöhen könnte, als nur der einzige Umſtand, wenn Sie es ſelbſt geſchrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Dieſe wird allen Lehren darinnen einen ſtärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung jener Denkart und Grundſätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran! ich und meine Schweſter werden es fleißig leſen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Geſtern, den ganzen Nachmittag, haben wir ſonſt nichts gethan, als von Ihnen geſchwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche geleſen, und uns über beydes gefreuet. Stellen Sie ſich nur vor, wie wir an einem Tiſche einander gegenüber ſitzen; wie meine Schweſter, während daß ich arbeite, mir vorlieſt, und faſt bei jedem Blatte, das ſie umſchlägt, mit einer zufriedenen Miene auf- und mich anſieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu leſen, indem ſie ſpricht: „Nun, was ich bis-

her in dem Buche geleſen habe, das gefällt mir recht hübſch. Nicht wahr?" Aber wie haben Sie doch für ſie auf den Namen Fräulein Aufrichtig kommen können? Er ſchickt ſich recht für ſie. Der Wunſch, hochzuehrender Herr, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er iſt ein Zeichen Ihrer unſchätzbaren Gewogenheit gegen mich) iſt zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz; denn der wird befriedigt ſeyn, und mein Herz wird mir einen ſehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich verſichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Beſtrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgſame Schülerin der vortrefflichen Frau Beaumont und alſo ein gutes Frauenzimmer zu werden. Es geht mir ſehr nahe, und ich leide ſelbſt dabey, daß Sie öfters krank ſind. Der Himmel ſchenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch einer davon unter die angenehmſten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen ſollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht ſeyn, mich mit einem der würdigſten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu ſprechen und mich dabey als die Glückliche zu betrachten, die er einer ſolchen Achtſamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit beſitze. Urtheilen Sie alſo, hochgeehrter Herr Profeſſor, wie groß die Gefahr geweſen, deren mich Ihre ſchmeichelhafte Gütigkeit ausgeſetzt. Seyn Sie aber auch verſichert, daß ich niemals die zärtlichſte Ehrerbietung und die dankbarſten Empfindungen vergeſſen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu ſeyn

Ihre gehorſamſte und verbundenſte Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Schweſter verſichert Sie ihrer tiefſten Ehrfurcht. Sie iſt lauter Freude und Entzückung.

194. (65.)

An Herrn v. Bose.

L. d. 6. Nov. 1760.

Jeder Brief von Ihnen überführt mich immer stärker, daß Sie unter meinen jungen Freunden einer der glücklichsten und dankbarsten sind; und so lange Sie das edle Mißtrauen gegen sich selbst, und das große Vertrauen zu der göttlichen Hülfe fühlen, das Ihren letzten Brief erfüllt: so sind Sie auf allen Wegen, wenn sie auch noch so gefährlich wären (und der Hof hat freylich die gefährlichsten), dennoch sicher. Seyn Sie getrost! der Freund, den Sie itzt entbehren, ist Ihnen entweder zu Ihrer Tugend nicht nothwendig, oder sein Dienst wird Ihnen durch eine unsichtbare Hand ersetzet. Machen Sie sich indessen Ihre abwesenden rechtschaffnen Freunde oft in Gedanken gegenwärtig. Reden Sie mit ihnen, fragen Sie sie in zweifelhaften Fällen um Rath, und geben Sie nur auf das Acht, was Ihr eignes Herz im Namen des Freundes sagen wird; und Sie werden Rath und Trost finden. Unser bester Freund, liebster Bose, zu allen Zeiten und in allen Umständen, ist doch die Religion. Diese lehrt unsern Verstand nicht nur die Regeln der wahren Weisheit; sie giebt auch unserm Herzen Kraft und Lust, diese Regeln auszuüben; und das letzte kann uns kein Freund, keine Philosophie, kein menschlicher Lehrer, auch der beste nicht, gewähren. Seyn Sie also getrost und stark durch die Kraft der Religion. Kommen Hinderniße, Gefahren, süße Reizungen, so lassen Sie sich nicht erschrecken. Sie sind nie allein, denn jeder Tugendhafte hat seine unsichtbaren Beschützer. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus; nicht bloß aus leiblichen Gefahren; denn die geistlichen sind ja die wichtigsten! Und wie viel vermag nicht das

Gebet des Gerechten, wenn es ernstlich ist! Wer sich auf sein Herz und seinen Verstand verläßt, ja der ist allezeit schwach, wenn er ein Held seyn soll; aber wer sich durch das Vertrauen auf die Hülfe des Herrn stärkt, und wacht, und betet, und kämpfet, der kann nie über Vermögen versucht werden, und ruft in seinem Siege dankbar mit einem David aus: Gelobet sey der Herr, der mein Gebet nicht verwirft, und seine Güte nicht von mir wendet! Ich freue mich, liebster Bose, daß ich diese Sprache mit Ihnen reden kann; eine Sprache, deren wir uns, wie im Umgange, so auch in vertrauten Briefen nur gar zu oft schämen, und in der wir doch denken müssen, wenn wir anders von unserm wahren Glücke richtig denken wollen. Die Nachrichten von mir habe ich bis zum äußersten Ende meines Briefs versparet, damit ich sie Ihnen gar nicht geben kann. Denn was würden sie anders seyn als Klagen? Doch nein, der Christ, auch wenn er klagen könnte, soll lieber danken, als klagen, und Materie zum Danke hat auch das ängstlichste Leben noch. Ich empfehle Sie Gott, umarme Sie, und bin zeitlebens der Ihrige.

G.

195.*)

L. d. 17. Nov. 1760.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie können also aus einer vielfachen Erfahrung sagen: Ob tausend fallen zu meiner Seiten, und zehen tausend zu meiner Rechten: so wirds doch mich nicht treffen. Ja, wiederum in

*) (Freundschaftliche Briefe. S. d. Anm. zu No. 178.)

einem blutigen Treffen bey dem Leben erhalten, und nur leicht verwundet. Zu welcher Freudigkeit gegen Gott, und zu welchem muthigen Vertrauen in künftigen Gefahren muß Sie nicht diese Errettung ermuntern; und welche Wolluſt muß es seyn, nach einem vielſtündigen Tode ſich auf dem Schlachtfelde geſund erblicken, und ſeine Augen von der blutenden Erde das erſtemal zum Himmel erheben. O! wie muß ein Trunk Waſſer in dieſen Augenblicken, eine unbegreifliche Erquickung, und ein Stück Brod, mit Dank zu Gott, mehr als alle Freuden der Erde ſeyn. Ich kann dieſe Vorſtellung nicht verlaſſen, ohne zugleich mit Ihnen den zu preiſen, deſſen allmächtiger Schutz Sie bewahret, und in Ihnen mir einen ſo theuren und rechtſchaffenen Freund erhalten hat. Aus Verlangen Sie bald zu ſehen, würde ich Sie ermuntern, nach Leipzig zu kommen, ſo bald Sie von Ihren Wunden wieder hergeſtellet wären. Allein ich fürchte, daß ich dieſes Vergnügen nicht genießen ſoll. Zwey Lazarethe, liebſter Herr Hauptmann! eines zur Rechten, und eines zur Linken, das iſt ein zu ſchrecklicher Anblick, und eine zu angſtvolle Nachbarſchaft, als daß ich ſie ſo lange ſollte aushalten können. Einen Elenden vor ſeinem Fenſter ſehen müſſen, iſt ſchon viel. Aber hundert Elende ſehen müſſen, ihre Klagen hören, und den giftigen Geruch derer eingekerkerten Kranken in ſich ziehen müſſen: leiden ſehen, ohne helfen zu können; das thut ſchrecklich weh, und würde mich in kurzen ſelbſt zum Elenden machen. . . . . .

G.

196. (79.)

[An Herrn von Rochow.]

L. d. 29. Nov. 1760.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe sagen, ist in der That sehr schön, aber in der Beziehung auf mich doch viel zu rühmlich. Es ist wahr, ich habe vieles nicht, was ich wünsche, und was vielleicht Andre besitzen, die es übel anwenden; aber ich habe doch unendlich mehr, als ich verdiene. Wer hat die Strophe gesagt?

Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß Gottes Güte dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Wenigstens kann doch das Elend zur Uebung unsrer Tugend dienen, und in Absicht auf die Wirkung betrachtet, die das Elend nach sich ziehn soll, ist es auch Glück. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, scheint uns freylich nicht Freude zu seyn, aber nachmals wird sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen geben, die dadurch geübet sind. Diese tröstliche Wahrheit lehret uns die Religion, wenn sie auch der Vernunft nicht helle genug scheinen sollte. Es ist wahr, liebster Freund, mein Leben wäre vielleicht mehr Ruhe, wenn mich eine liebe Gefährtinn durch dasselbe begleitete, aber nur vielleicht, vielleicht hätte ich unglücklich gewählt. Vielleicht hätte meine Frau nicht ganz nach Wunsche gewählt. Nunmehr ist mein beßres Leben vorbey, und dieser Gedanke verschwindet; aber genug, wenn mir Gott das Glück giebt, mein noch übriges Leben zu einem ruhigen Tode zu verleben; so habe ich ja unendlich viel, so habe ich alles —

Die Gelassenheit, lieber Herr von R**, mit der Sie Ihren erlittnen Verlust tragen, ist mehr werth, als ein ganzes Ritter-

gut, so wie das alte Sprüchwort: Krieg und Brand, segnet Gott mit milder Hand! reicher an Troste und Wahrheit ist, als hundert witzige Sentenzen. — — Ich bezeige Ihrem würdigen Herrn Vater, Ihrer Frau Gemahlinn, und der Frau von K** meine Ehrerbietung und Freundschaft.

G.

---

197. (76.) *)

L. d. 3. Dec. 1760.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reuterey, die Grenadier und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man singt, man flucht, man betet, alles durch einander. Man löset hier einen Arm ab, und setzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bey Torgau, und hält sie für die blutigste; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der Andre versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne. Der Eine lobt meine Schriften, und weiset auf mein Kammerfenster; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernsthaft, und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, so sauer mirs auch ankömmt, mein sonst einsames schwarze Bret zu verlassen. In der Stadt ist vielleicht kein

*) (An dieselbe Freundinn, an welche No. 180, 181 u. 199 gerichtet sind.)

Haus sicher, und das noch sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen, und was will ich ohne Beschäftigung in Bonau anfangen? Der Müssiggang ist so gut, als ein Lazaret, und vielleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl.

G.

198.

Gellert an seine Schwester.

L. d. 16. Dec. 1760.

Es ist wahr, daß mich die beiden Sächsischen Prinzen bey ihrer Anwesenheit in Leipzig haben zu sich rufen lassen, und mir nebst dem Herzog von Braganza außerordentlich viel Gnade erzeigt haben. Es ist auch wahr, daß mich der König von Preußen am vergangenen Donnerstage hat zu sich rufen lassen, und mir bey einem beynahe zweystündigen Gespräche sehr gnädig begegnet ist. Ich mußte ihm zuletzt noch eine Fabel (der Maler) auswendig sagen. Nun fieng er an: Das ist gut, das ist sehr gut, das habe ich nicht gedacht, das ist schön, gut und kurz; ich muß ihn loben, nein, ihn muß ich unter den Deutschen doch loben. Komme er wieder zu mir und da stecke er seine Fabeln zu sich und lese mir welche vor, u. s. w. Gott sey Dank, daß diese Unterredung, vor der ich mich herzlich gefürchtet, so glücklich abgelaufen ist. — — Lebt wohl, grüsset alle die Unsrigen herzlich.

G.

---

199. (77.) *)

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig, das ist sonderbar und zugleich traurig für mich. Hier sitze ich nun, trage meine eigne Last, die nicht klein ist, und die Last der Besuche, die mir fast unerträglich wird. O Ruhm, was bist du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen sich, und die dich haben, beseufzen dich. Ein Brief über den andern wünschet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebste Freundinn, es ist nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tausend Leuten erst ehrwürdig vor, seit dem der König mit mir gesprochen und mich gelobt hat; und ist denn sein Lob vor dem Richterstule der Vernunft und des Gewissens wirklich mehr, als der Beyfall eines andern Menschen? — So viel den 30. December 1760.

Den 31. December. Der letzte Tag im Jahre, und also auch der letzte Brief dieses Jahres, den ich an Sie schreibe! Und diese dreyhundert und fünf und sechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, sind also vorbey?

Ja, wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O schau mein Geist in dieses Jahr zurücke,
Denk an dein tausendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede sanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht.
Dann schau auf deine bösen Tage,
Und zähle sie und freue dich;
Sie sind vorbey. O sieh, wie manche Plage,
Die dich so lange drückte, wich,

*) (S. die Anmerkung zu No. 197.)

Und die noch blieb, verminderte doch sich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die bösen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,
Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt.
So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und seiner Gnade,
Was er verhängt, ist alles gut.
Aus Liebe hat er dir verborgen,
Was künftig ist, Glück oder Leid.
Drum sorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, liebste Freundinn, die ersten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freuen, ich weis es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind, und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen als danken möchte; aber so gut, oder vielmehr so schlimm, soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr ist eines der traurigsten meines Lebens gewesen; ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden, und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen, so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittre Jahr die größte

Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehn, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns gebohren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen seiner Hand, und für allen Trost in den bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersetzen. Ich will diese Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott; und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie sind allemal glücklich!

G.

---

300. (73.)

1760.

Gnädige Gräfinn,

Herr S** hat mir erzählet, mit wie vieler Gelassenheit und Ergebung Sie Ihre so schwere und langwierige Krankheit tragen. So sehr ich Sie beklage, daß Sie so viel leiden, so erfreue ich mich auch zugleich, daß Sie so viele Menschen an Weisheit und Religion, und also auch an wahrer Glückseligkeit, übertreffen. Vielleicht schenkt Ihnen Gott bald die Gesundheit wieder; ich wünsche es nicht nur, sondern ich hoffe es zuversichtlich. Aber gesetzt, er versagte sie Ihnen länger: so fühlen Sie doch bey

aller Ihrer Krankheit den Troſt, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Beſten dienen; und dieſer Troſt iſt nichts anders, als die Verſicherung, daß wir hier für ein ewiges Glück leben, zu dem wir bey allem unſern äußerlichen Unglücke nur deſto geſchickter werden. Ich weis wohl, daß dieſer Troſt nicht immer gleich ſtark in uns iſt; aber in einem ſo edlen und unſchuldigen Herzen, als das Ihrige iſt, kann er auch unter anhaltenden Schmerzen nie ganz ſchwach werden. Vielleicht ſehen Sie in Ihren künftigen Jahren die beſondern Urſachen, warum Sie in der Blüthe Ihres Lebens die Laſt der Krankheit haben tragen müſſen. Gewiſſe große und der Welt ſehr nützliche Tugenden können ohne Widerwärtigkeiten nicht gebildet werden; und die das Glück vieler Andern werden ſollen, müſſen oft erſt einige Zeit mit dem Elende dieſes Lebens kämpfen. Ich bin mit der vollkommenſten Ehrerbietung

G.

Leipzig, Druck von Hirſchfeld.